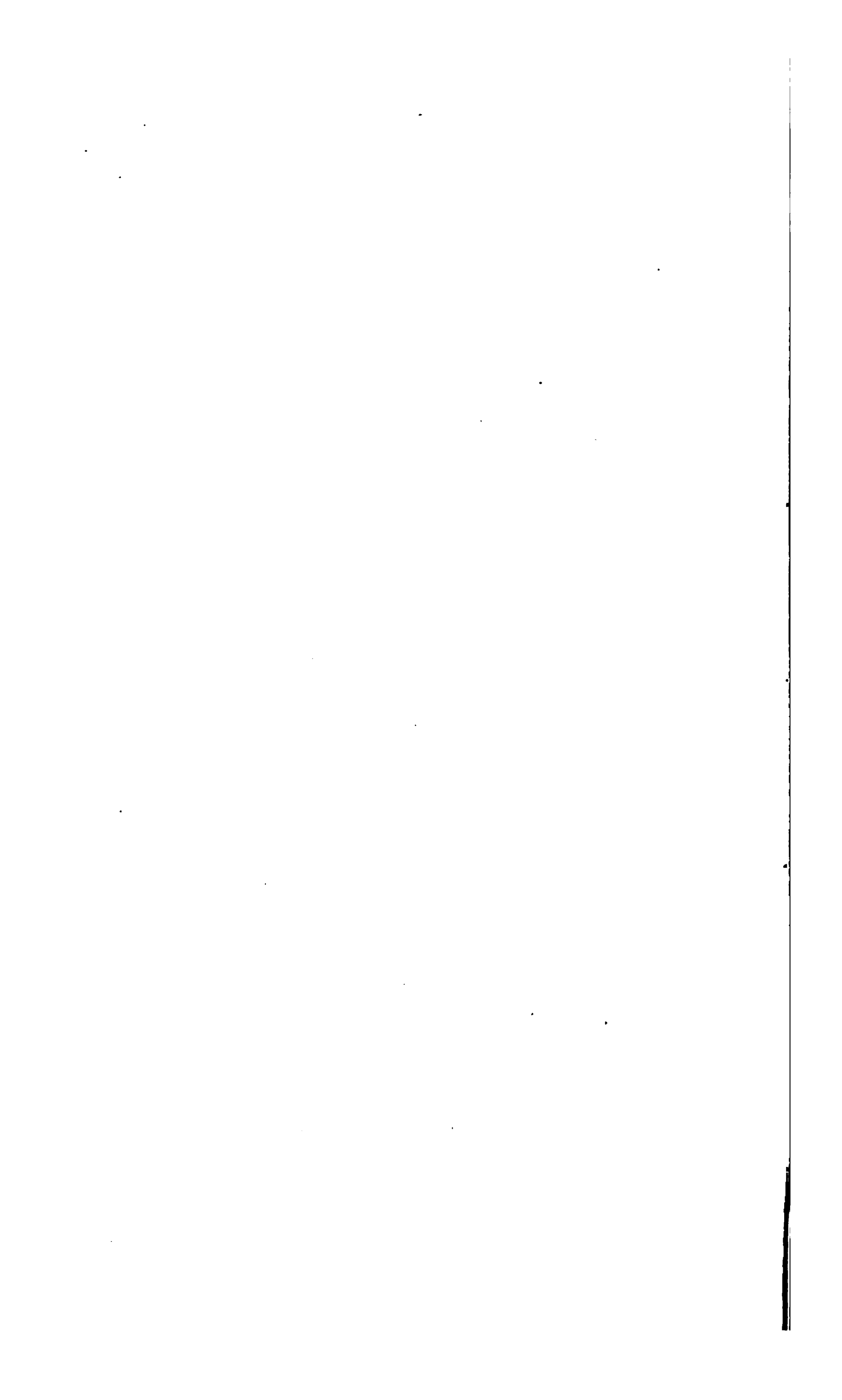
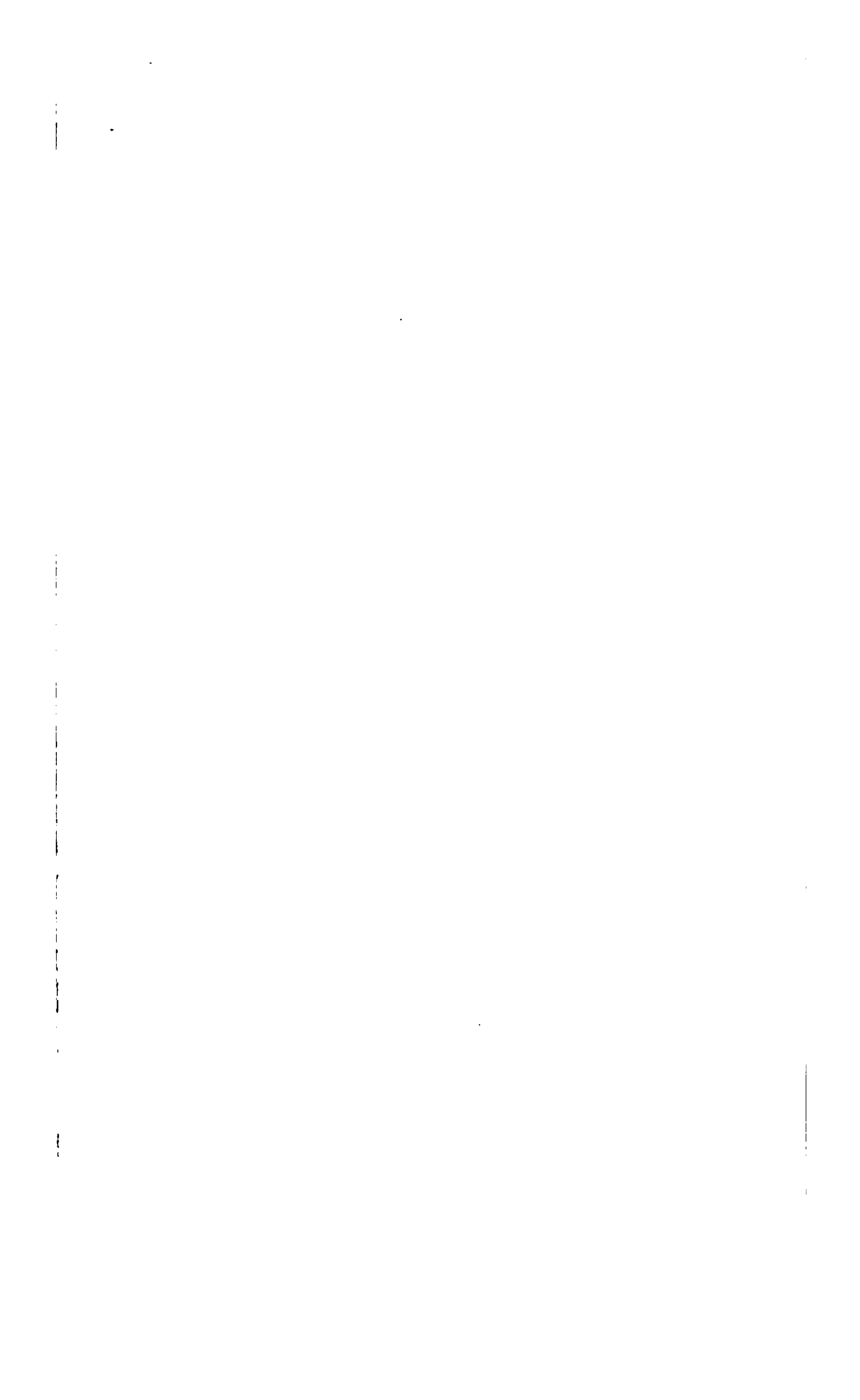


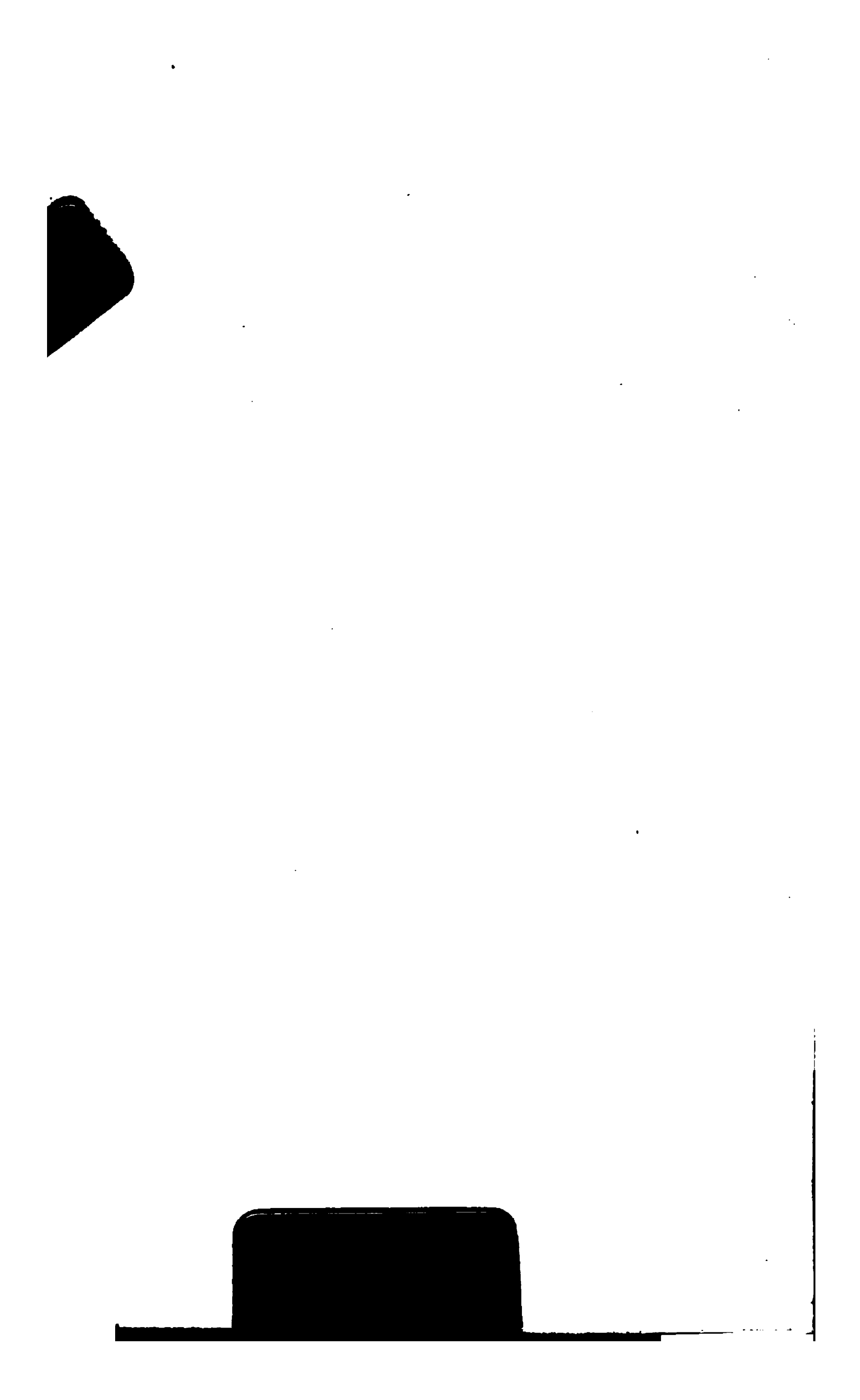




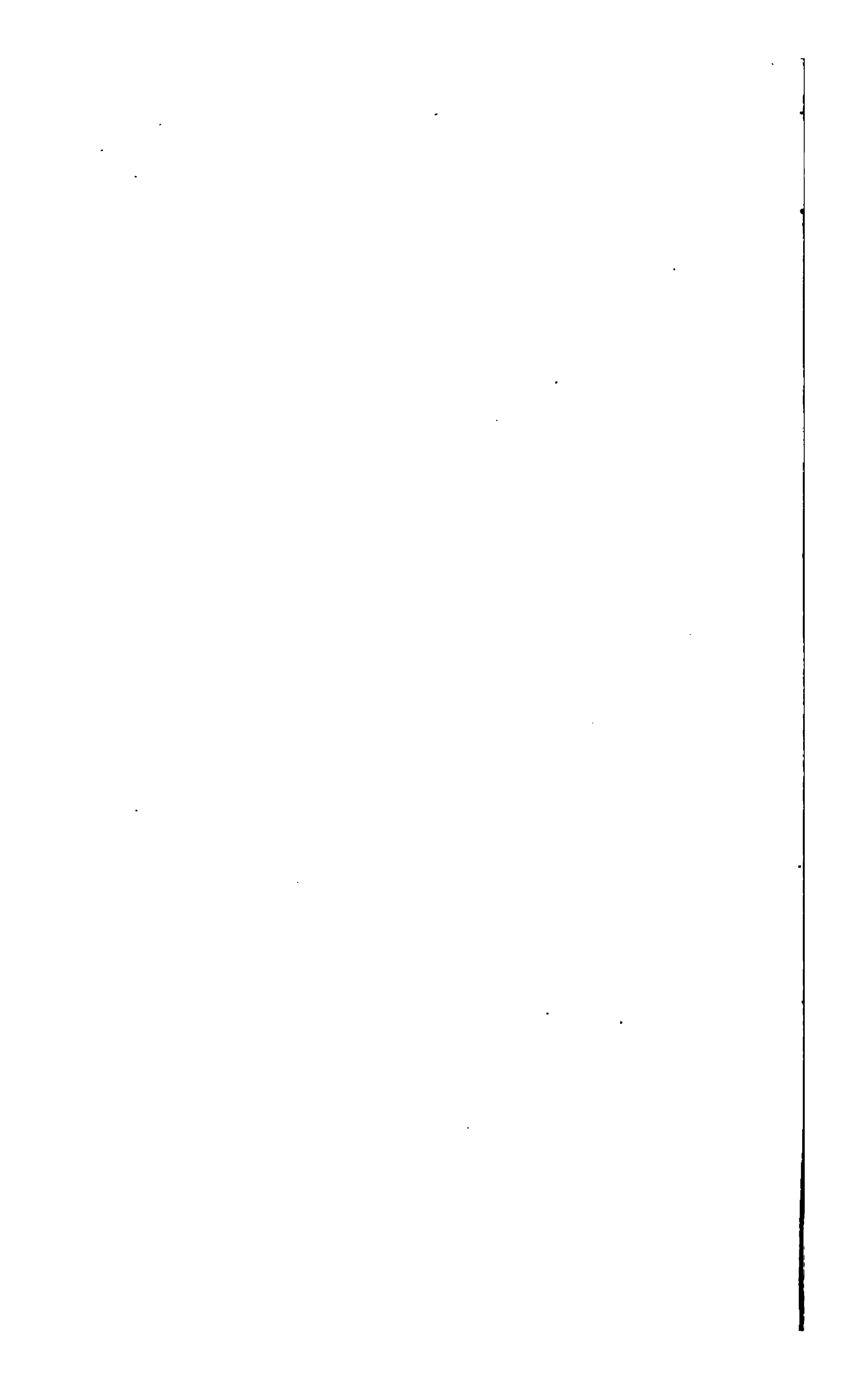


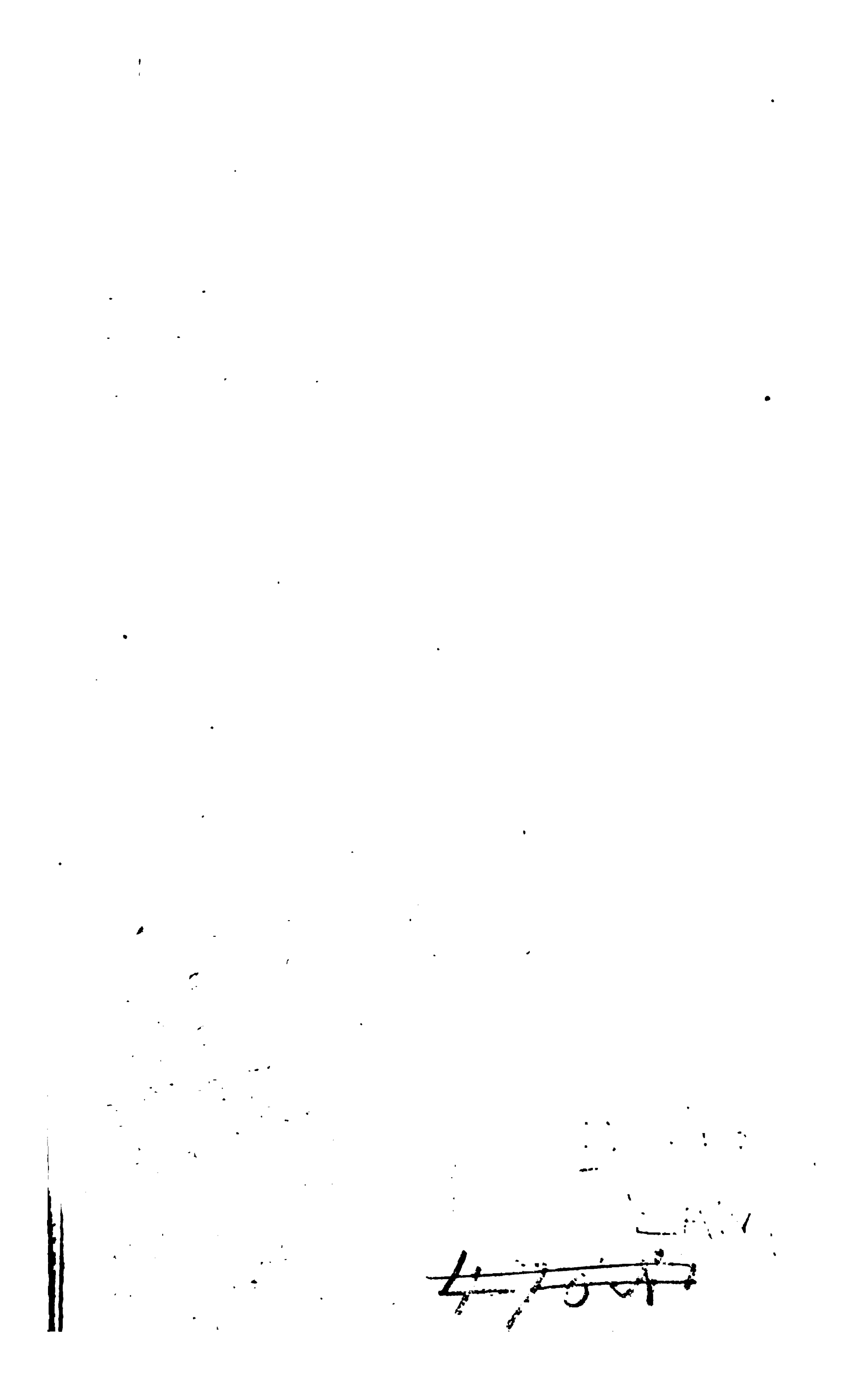












Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Vor dem Sturm.

Von

Oskar Meding.

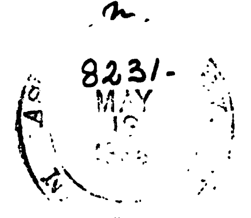
(Gregor Samarow.)



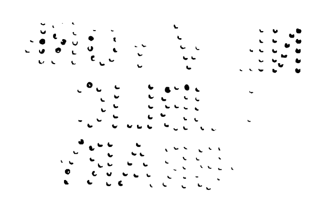
Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Vorwort.

Es ist für Jeden, der während ereignißvoller und entscheidender Perioden thätig im öffentlichen Leben gestanden hat, eine fast unabweisbare Pflicht, die Erinnerungen an das, was er gethan und erlebt, zu sammeln und als Material für die künftige Geschichtschreibung zu hinterlassen. Die großen Ereignisse stehen, vor aller Welt sichtbar, wie mächtige Marksteine auf dem Wege der Völkerentwickelung da — das Leben aber, das diese monumentalen Erscheinungen umwogte und es erst verständlich macht, warum sie so, wie sie dastehen, und nicht anders emporwuchsen, geht zum größten Theil mit der Generation der Zeitgenossen verloren und wird auch von diesen meist kaum verstanden. Die große Geschichte setzt sich aber aus kleinen Ereignissen und Fügungen zusammen, feine und feinste Fäden werden am großen Webstuhle der Zeit vereinigt und die Nachwelt

sucht oft ebenso eifrig als vergeblich nach dem athmenden Lebensbilde der vergangenen Zeiten.

Persönliche Erinnerungen eines Einzelnen können niemals den Anspruch auf absolut historische Bedeutung machen, weil niemand — auch der höchststehende leitende Staatsmann nicht — im Stande ist, das Ganze der seine Zeit bewegenden Fäden zu übersehen und zu durchschauen, und weil Jeder, der selbstthätig im öffentlichen Leben stand, auch bei dem besten Willen außer Stande ist, sich zu voller historischer Objectivität zu erheben; aber für das Wie und Warum der großen Ereignisse sind die unmittelbar persönlichen Eindrücke, welche eine entscheidungsvolle Zeit hinterließ, von hoher Bedeutung.

Außer dieser Rücksicht auf die künftige Geschichte hat aber auch wol Jeder, der im öffentlichen Leben thätig war, die Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, seine eigene Wirksamkeit gegen misverständliche oder absichtliche Entstellung zu schützen.

Für mich ist dieser letztere Grund ebenso maßgebend gewesen als der erstere, als ich mich entschloß, die nachfolgenden Erinnerungsblätter der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Was ich in meinem politischen Leben gethan, werde ich stets vertreten; ein Jeder irrt und fehlt,

— mehr noch als sonst, im Drange hocherregter Krisen des Völkerlebens. Man mag über meine Irrthümer und Fehler richten — aber ich will nicht, daß man mir Dinge zuschreibt und unterschiebt, die ich nie gethan, an die ich nie gedacht habe.

Wenn auch die Zeit meines politischen Lebens erst um ein Jahrzehnt zurückliegt, so gehört sie doch der völlig abgeschlossenen Vergangenheit an, und darum scheint es mir unbedenklich, heute schon mit meinen Aufzeichnungen vor das Publikum zu treten, um so mehr, als ich keine sogenannten sensationellen Enthüllungen beabsichtige und alles zu vermeiden entschlossen bin, was ohne Grund nach irgendeiner Richtung persönlich verletzen könnte.

Meine politische Wirksamkeit theilt sich in drei Perioden.

Die erste fiel in die Zeit von 1860 bis 1866, in welcher sich die entscheidende Krisis in Deutschland vorbereitete in vielfach durcheinander gärender Bewegung.

Die zweite umfaßt das Jahr 1866 mit seinen Kämpfen und dem Untergange des Königreichs Hannover.

Die dritte bewegt sich in den Jahren 1867 bis 1870, während welcher ich den König Georg V. in Paris

vertrat und Zeuge war der langsamen Vorbereitungen für den großen letzten Entscheidungskampf des Jahres 1870.

Diesen Perioden entsprechend sind die Aufzeichnungen aus meinen Erinnerungen eingetheilt und ich übergebe dieselben der Oeffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen werden, das große historische Bild jener Epoche durch manche charakteristische Züge lebendiger und farbenreicher auszugestalten.

Wohldenberg, im December 1880.

Oskar Meding.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I.

Die Verhältnisse im Königreich Hannover. — Der König Georg V. — Die Königin. — Der Hof. — Die Minister und die Regierung. — Herr von Borries und Graf Platen. — Generalpolizeidirector Wermuth. — Staatsrath Zimmermann. — Die Opposition. Herr von Bennigsen. Miquel. — Die Presse. — Beziehungen zu Preußen und Gründe der Verstimmung. — Schwierigkeiten der Leitung der Regierungspresse 1

II.

Organisation der Provinzialpresse. — Staatsminister Bacmeister. — Die Druckarbeiten der Regierung als Subvention für die Zeitungsunternehmer. — Die auswärtige Presse. — Die Correspondenten. — Das Literarische Bureau in Berlin und die preußischen Zeitungen. — Die „Weser-Zeitung". — Die augsburger „Allgemeine Zeitung". Dr. Orges, Baron von Cotta. —

vertrat und Zeuge war der langsamen Vorbereitungen für den großen letzten Entscheidungskampf des Jahres 1870.

Diesen Perioden entsprechend sind die Aufzeichnungen aus meinen Erinnerungen eingetheilt und ich übergebe dieselben der Oeffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen werden, das große historische Bild jener Epoche durch manche charakteristische Züge lebendiger und farbenreicher auszugestalten.

Wohldenberg, im December 1880.

Oskar Meding.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I.

Die Verhältnisse im Königreich Hannover. — Der König Georg V. — Die Königin. — Der Hof. — Die Minister und die Regierung. — Herr von Borries und Graf Platen. — Generalpolizeidirector Wermuth. — Staatsrath Zimmermann. — Die Opposition. Herr von Bennigsen. Miquel. — Die Presse. — Beziehungen zu Preußen und Gründe der Verstimmung. — Schwierigkeiten der Leitung der Regierungspresse 1

II.

Organisation der Provinzialpresse. — Staatsminister Bacmeister. — Die Druckarbeiten der Regierung als Subvention für die Zeitungsunternehmer. — Die auswärtige Presse. — Die Correspondenten. — Das Literarische Bureau in Berlin und die preußischen Zeitungen. — Die „Weser-Zeitung“. — Die augsburger „Allgemeine Zeitung“. Dr. Orges, Baron von Cotta. —

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

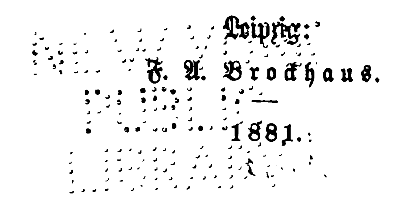
Vor dem Sturm.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Seite

VI.

Kurhessische Wirren. — Meine erste Sendung nach Kassel. — Der Kurfürst. — Die hannoverische Katechismusangelegenheit. — Steigende Bewegung und Straßenunruhen. — Berathungen in Goslar. — Leben des Königs in Goslar. — Der Naturarzt Lampe und seine Curen. — Zurückziehung des neuen Katechismus. — Berufung der Minister. — Weigerung des Grafen Borries, in Goslar zu erscheinen. — Seine Entlassung. — Verlegenheit des Königs und Schwierigkeit der Lage 215

VII.

Ministerielles Interregnum. — Verschiedene Gründe für ein Ministerium von liberalen Namen. — Schwierigkeiten in der Auffindung der Personen. — Gründe dafür in der Ausbildungsweise der hannoverischen Beamten. — Das Ministerium Platen-Hammerstein-Windthorst. — Charakteristik der neuen Minister. — Eigenthümliche Stellung derselben. — Vermittelnde Stellung Windthorst's. — Organisation der Preßangelegenheiten. — Generalpolizeidirector von Engelbrechten. — General von Hedemann 250

VIII.

Die schleswig-holsteinische Frage. — Stellung des Königs und des Grafen Platen zu dem Londoner Protokoll und der Erbfolge. Scharfe Opposition gegen den Grafen Platen. — Die „Hannoverische Tagespost“.

Seite

— Kleine Intriguen. — Der Frankfurter Fürstentag. Julius Fröbel. — Verstimmung des Königs über das österreichische Vorgehen und die Reformvorschläge. — Der Frankfurter Fürstentag vor und hinter den Coulissen. — Gründung der „Deutschen Nordsee-Zeitung“ 277

IX.

Der rendsburger Conflict. — Persönliche Verstimmung des Königs infolge desselben. — Hochgehende Aufregung gegen Preußen am Hofe und in der Gesellschaft. — Prinz Albrecht von Preußen in Norderney. — Zurückhaltung des Königs. — Hoffnungen der Gegner Preußens auf eine Aenderung der hannoverischen Politik. — Festigkeit des Königs in seinen Ansichten. — Des Königs politisches Programm in einem Leitartikel der „Kreuzzeitung“. — Kundgebung des Königs am Theetisch. — Erstaunen des Hofes und der Gesellschaft. — Plan zur Errichtung eines Reuter'schen Continentalbureau in Hannover. — Theaterkritiken 311

X.

Wachsende Differenzen mit dem Ministerium über das Wahlgesetz. — Verhandlungen und Abschluß mit Julius Reuter in Norderney über ein unterseeisches Kabel und ein Central-Telegraphenbureau in Hannover. — Lebhafte Saison in Norderney. — Freundlicher Verkehr des Königs mit dem Prinzen Albrecht und der

Seite
Prinzessin Alexandrine von Preußen und dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg. — Projecte. — Ausbruch der Ministerkrisis. — Windthorst versucht vergeblich zu vermitteln. — Die Minister von Hammerstein, Erxleben, Windthorst, Lichtenberg nehmen ihre Entlassung. — Eigenthümliche Verhandlungen über die Bildung des neuen Cabinets. — Ernennung der neuen Minister 339

Nachwort 371

I.

Die Verhältnisse im Königreich Hannover. — Der König Georg V. — Die Königin. — Der Hof. — Die Minister und die Regierung. — Herr von Borries und Graf Platen; — Generalpolizeidirector Wermuth. — Staatsrath Zimmermann. — Die Opposition. Herr von Bennigsen. Miquel. — Die Presse. — Beziehungen zu Preußen und Gründe der Verstimmung. — Schwierigkeiten der Leitung der Regierungspresse.

Anfang October 1859 trat ich als Assessor bei der Landdrostei zu Hannover in den königlich hannoverischen Dienst. Die unmittelbaren Verhältnisse meiner Stellung waren so angenehm als möglich. Der Landdrost von Bülow, der jetzt schon lange in kühler Erde ruht, wird mir stets als ein vollendeter Cavalier, ein ebenso praktisch routinirter wie weitblickender Verwaltungsbeamter und einer der liebenswürdigsten Vorgesetzten in Erinnerung bleiben. Ebenso ließ das collegialische Verhältniß mit den sehr viel ältern Räthen

und den jüngern Assessoren nichts zu wünschen übrig, mehrere derselben sind mir nahe treue Freunde geworden und geblieben. Aber ein ruhiges Arbeiten in diesem angenehmen Kreise war mir nicht bestimmt.

Bei meiner Aufnahme in den hannoverischen Dienst war von vornherein eine Thätigkeit in Preßangelegenheiten in Aussicht genommen, für welche ich neben meiner unmittelbaren Dienststellung dem Staatsminister von Borries durch ein besonderes Commissorium attachirt wurde, und meine Stellung bei der Landdrostei hatte hauptsächlich wol den Zweck, mich mit der Organisation der hannoverischen Verwaltung praktisch bekannt zu machen. Dadurch schon wurde meine ganze dienstliche Stellung eine ziemlich schwierige. Eine ernste Arbeit in den laufenden Geschäften der Landdrostei hätte wol eine volle Kraft in Anspruch genommen, nun aber mußte ich, um die so schwierige Behandlung der Preßangelegenheiten führen zu können, die ganze innere und äußere Politik des Königreichs Hannover und die damals so verwickelten deutschen Angelegenheiten unablässig und aufmerksam verfolgen, die Angriffe der Oppositionspresse genau durchforschen und insbesondere die öffentliche Meinung selbst studiren.

Diese so heterogenen und nach beiden Richtungen so vielseitigen Arbeiten waren an sich schon nerven-

aufregend und erschöpfend, sie wurden es noch mehr durch die ganz besondern und eigenthümlichen Verhältnisse, welche damals am hannoverischen Hofe und in der hannoverischen Regierung bestanden, und in welche ich fremd hereintrat.

Um diese Verhältnisse verständlich zu machen, wird es nöthig sein, eine Charakteristik der damals auf das öffentliche Leben besonders einflußreichen Personen vorauszuschicken.

König Georg V., dieser so viel angefeindete, so viel verkannte und auch absichtlich verleumdete Fürst war einer der eigenartigsten Charaktere, die jemals in der Geschichte einen Platz auszufüllen berufen gewesen sind. Es wirkte bei der so ganz besondern Nuancirung dieses Charakters zunächst, sozusagen körperlich, die Blindheit des Königs ein. Georg V. hatte als Knabe das eine Auge verletzt; die Sehkraft desselben war zerstört, und dadurch war das andere in Mitleidenschaft gerathen und immer kränker geworden. In seinem weitern Jünglingsalter hatte der berühmte Gräfe, der Vater des noch berühmtern Sohnes, ihn behandelt und ihm endlich im Jahre 1840, bei einer Operation in Herrenhausen, durch ein unglücklich verhängnißvolles Zucken der Hand den Sehnerv durchgeschnitten. Gräfe starb in Verzweiflung in tragischer Weise auf der Rückreise

von Hannover; der damalige Kronprinz blieb in undurchdringliche Nacht versunken. Es schien, als ob eine unglückselige Prädestination damals schon über dem zu so schmerzlichen Prüfungen bestimmten Prinzen gewaltet habe. Wer mag es ermessen, welche Kämpfe das so stolze, so lebenswarme und so feinfühlende Herz des jungen Königssohnes unter dem harten und unabänderlichen Spruch des Schicksals durchgerungen haben mag, der ihn des Augenlichts beraubte. Aber diese Kämpfe blieben, so heftig sie ihn auch erschüttern mochten, in das Innere gebannt; er blieb Sieger und Herr über die stürmischen Wallungen des ringenden und zagenden Herzens; er drang durch zu heiterer Ruhe, wie man sie so oft bei den Blinden findet; doch die Spuren des entsetzlichen Schlages, der ihm den Anblick der lichten Welt, den Anblick seiner Gemahlin und seiner Kinder raubte, blieben tief in sein ganzes Wesen eingegraben. Er hatte sich vor jeder Verbitterung bewahrt; im Gegentheil hatte er einen unerschütterlich festen Glauben an die Führung Gottes im menschlichen Leben und an die Kraft des Gebetes gewonnen, der ihn nie verließ, der nie wankte und ihn bis an sein Sterbelager begleitete. Dieser Glaube, diese kindliche Zuversicht, welche niemals eine Spur von Pietismus und Bigoterie annahm, war erhebend

und rührend zugleich. Ich erinnere mich, daß der König mir eines Tages in Norderney, als ich in seinem Zimmer mit ihm arbeitete, befahl, ein Papier zu suchen, das sich in meiner Wohnung befand. Als ich nach einiger Zeit, wie das in solchen Fällen Sitte war, unangemeldet wieder eintrat, lag der König neben dem Sofa, auf welchem er gesessen, auf den Knien, den Kopf auf die gefalteten Hände gestützt, und war, die blinden Augen aufwärts gerichtet, so tief in sein Gebet versunken, daß er meinen Eintritt nicht hörte. Leise zog ich mich zurück, um nach längerer Zeit erst wieder einzutreten, wo ich ihn dann auf dem Sofa sitzend fand, sein Gesicht strahlend von ruhiger Heiterkeit. Aber ich gestehe, daß mir die Thränen in die Augen traten und daß ich niemals jenes Bild vergessen werde: den blinden König einsam in seinem Zimmer im Gebet mit Gott sprechend, an dessen unmittelbarste Lenkung aller Schicksale der Menschen und der Völker er so fest glaubte.

Seine Blindheit hatte ihn auch nicht das Vertrauen zu den Menschen im allgemeinen verlieren lassen; im Gegentheil, er war stets geneigt, von jedem das Beste zu glauben, Fehler mild zu beurtheilen und zu verzeihen; nur in allen Regierungsangelegenheiten, in allen Staatsgeschäften machte ihn seine Blindheit

wol noch mistrauischer, noch eifersüchtiger auf seine Autorität, als er es sonst wol ohnehin schon gewesen wäre. Denn seine Autorität und seine königliche Würde waren für ihn Glaubensartikel; je fester er überzeugt war, daß Gott selbst jeden Menschen auf seinen Platz im Leben gestellt, je mehr er in ernstem Eifer und in wirklicher Selbstverleugnung danach rang, alle Pflichten seines Königsamtes zu erfüllen, um so eifersüchtiger wachte er über alle seine königlichen Rechte, sowol was seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach außen als seine Machtvollkommenheit im Lande seinen Unterthanen gegenüber betraf. Ganz besonders mistrauisch war er gegen seine Minister, selbst wenn er dieselben persönlich schätzte und liebte, weil er gerade von diesen Eingriffe in seine Autorität fürchtete und oft auch erlebt hatte, noch mehr vielleicht gegen die höhere Bureaukratie, welche es in Hannover wie in andern Ländern meisterhaft verstand, Befehlen des Königs und auch oft der Minister, wenn dieselben ihr unbequem waren, die Spitze abzubrechen und Angelegenheiten, die sie nicht fördern wollte, im Sande verlaufen zu lassen.

Der König war sehend erzogen — anders hätte er ja auch niemals regierungsfähig sein können — und zwar in den großartigen Anschauungen eines Prinzen

des großen englischen Weltreiches; er hatte in seiner frühen Jugend den König Georg IV. als den glänzendsten und mächtigsten Fürsten Europas gesehen; er selbst war von der politischen Partei seines Vaters, des Herzogs von Cumberland, für den präsumtiven Erben des englischen Thrones gehalten, da es damals in der Absicht der Tories lag, durch eine Parlamentsacte das Salische Gesetz einzuführen, wodurch dann also die Königin Victoria von der Erbfolge ausgeschlossen gewesen wäre. Der König war hochgebildet; es gab kein Gebiet des Wissens, das ihm verschlossen gewesen wäre und auf dem er nicht noch immer eine Belehrung und Anregung gesucht hätte; er sprach deutsch, englisch, französisch und italienisch mit Reinheit und Sicherheit. Diese vielseitige Bildung, verbunden mit den Anschauungen seiner Jugend, in welcher er die Welt nur von den Stufen des Thrones der damals ersten Großmacht gesehen hatte, ließen ihn alle politischen Fragen von dem gleich hohen Standpunkt aus beurtheilen, was häufig dann dazu führte, daß Fernerstehende aus einzelnen weiter getragenen Aeußerungen den Schluß zogen, er überschätze seine Stellung und Bedeutung als König von Hannover. Das war durchaus nicht der Fall; der König, ein so unendlich fein gebildeter Herr, so genau mit der Geschichte be-

kannt, wußte sehr gut, daß er nur der Beherrscher eines Landes von geringer Macht war, und dachte niemals daran, wie man ihm wol vorwarf, „Groß-macht spielen“ zu wollen. Freilich hielt er sich in seinem monarchischen Recht den ersten Potentaten Europas gleich, und ebenso war in seinen Anschauungen das Welfenhaus das vornehmste unter allen Regenten-häusern Europas, und die Geschichte gibt ja, wenn man das Alter der fürstlichen Familien in Betracht zieht, dieser Auffassung recht.

Der Stolz auf seine Würde und die Vornehmheit seines Hauses hinderte aber die liebenswürdigste Freundlichkeit im Umgange nicht, und führte den König niemals zu hochmüthiger Nichtachtung fremder Persönlichkeit. Er war im höchsten Grade das, was die Engländer einen regular gentleman nennen, und es hat vielleicht niemals einen rücksichtsvollern Fürsten gegeben als Georg V. Er liebte z. B. über alles die frische Luft und war gegen die Kälte ziemlich un-empfindlich; deshalb stand auch im strengen Winter in seinem Zimmer fast immer ein Fenster offen, während im Ofen ein meist nur symbolisches Feuer brannte. Niemals versäumte er, diejenigen, welche zu längerm Vortrage bei ihm erschienen, zu fragen, ob es auch nicht zu kalt für sie sei, und ich erinnere mich,

daß er mehrmals, wenn er wußte, daß ich erkältet war, die Fenster schließen und stärkeres Feuer anlegen ließ. Ebenso rücksichtsvoll und bis ins Kleinste rührend sorglich war er in Aufmerksamkeiten, die er erwies, und die immer von einer seltenen Zartheit der Empfindung Zeugniß gaben. Ich selbst habe davon unvergeßliche Züge erfahren. So schickte er mich einmal aus seinem Cabinet nach Minden, wo mein Schwiegervater preußischer Landrath war, um demselben zu dessen Geburtstage, von dem der König zufällig erfahren, den Ernst-August-Orden zu bringen; ein andermal erfuhr er, daß meine Schwiegermutter, eine alte, gebrechliche und ganz erblindete Dame, in Hannover war. Er lud sie sogleich mit meiner Frau zu einem kleinen Diner im engsten Kreise in Herrenhausen ein; dabei hatte er befohlen, daß sein Kammerdiener die Speisen für meine Schwiegermutter ebenso wie für den König vorbereiten sollte, um sie bequem durch Fühlung mit der Gabel fassen zu können. Endlich führte er nach der Tafel meine Schwiegermutter mit meiner Frau in sein Cabinet, um ihnen den Platz zu zeigen, an dem er mit mir arbeitete, und um beiden zur Erinnerung an diesen Platz kostbare Armbänder zu überreichen, die er aus seinem Schreibtisch hervorzog. Viele ähnliche Züge könnte ich erzählen, bei denen er nachgedacht

und persönlich in der zartesten Weise vorgesorgt hatte, um andern Freude zu machen. Es war wol natürlich, daß er auf solche Weise alle Herzen unwiderstehlich gewann, und daß an einen solchen Herrn mehr fesselte als die royalistische Pflicht.

Ebenso war er überaus nachsichtig, wenn man, zum Vortrag oder zur Audienz befohlen, ihn warten ließ, was bei der weiten Entfernung von Herrenhausen, wo er den größten Theil des Jahres, und in den letzten Jahren unausgesetzt, residirte, leicht geschehen konnte. Es durften sich indeß solche Verspätungen nur Personen erlauben, welche wirklich und ernstlich beschäftigt waren. Man durfte auch in solchem Falle ihn mahnen lassen, wenn er etwa selbst die geschehene Meldung vergaß, was auch zuweilen vorkam; denn die Pünktlichkeit ging ihm infolge seines lebhaften Geistes ganz ab. Er setzte für den Vormittag seine Vorträge und Audienzen fest, indem er für eine jede der zu empfangenden Personen eine bestimmte Zeitdauer sich vorsteckte. Nun waren aber oft die Vorträge complicirter, als er es gedacht hatte, oder seine geistige Beweglichkeit riß ihn zu eingehendern Erörterungen oder lebhaftern Unterhaltungen hin, sodaß, wenn für jede Audienz nur eine Viertel- oder halbe Stunde hinzukam, die zuletzt Befohlenen schon stunden-

lang warten mußten. Wenn nun jemand, der dienstlich viel beschäftigt war, in solchem Falle den König an seine Anwesenheit erinnern ließ, so empfing er ihn immer sogleich, um wenigstens mit einigen Worten das Nothwendigste zu erledigen, oder er verlegte den Vortrag auf einen andern Tag. Nur mußte nicht etwa jemand, der keine bringenden Geschäfte hatte, dergleichen wagen, wollte er sich nicht scharfe directe oder indirecte Lectionen zuziehen.

So z. B. war die Stellung des Commandanten der Residenzstadt Hannover eigentlich ein Ruheposten für alte Generale. Der Commandant hatte, außer der Anwesenheit auf dem Bahnhofe bei der Ankunft, Abfahrt und Durchfahrt von Fürstlichkeiten, wenig mehr zu thun, als alle Tage gegen Mittag nach Herrenhausen zu reiten und vom Könige die Parole zu holen und die Meldung zu machen, daß nichts oder wenig passirt sei. Dabei kam es dann, wenn sich die Audienzen der Morgenstunden etwas verlängert hatten, wol oft vor, daß der Commandant eine, auch wol zwei Stunden warten mußte. Der Generallieutenant Poten, welcher lange Zeit die ehrenvolle Sinecure innehatte, ein alter jovialer Mann, fand sich vortrefflich darein, ja der Aufenthalt im Vorzimmer, wo er eine Menge von Personen sehen und sprechen konnte,

gehörte zu seinen täglichen Zerstreuungen. Als er starb, trat der General W...., ein etwas strenger und hypochondrischer Charakter, in seine Stelle. Derselbe ließ den König eines Tages, nachdem er einige Zeit gewartet, an seine Anwesenheit erinnern. Er erhielt die Antwort, Se. Majestät wisse, daß der General da sei — und seit diesem Tage wartete der Commandant jeden Tag, bis alle Audienzen vorüber waren, wenn er nicht gerade fremde Fürstlichkeiten am Bahnhofe zu empfangen hatte; und meist wurde er erst unmittelbar vor der Tafel vorgelassen, um seine Meldung zu erstatten und die Parole entgegenzunehmen.

Ebenso hatte der König ein unendlich warmes Mitgefühl für Noth und Elend; zahllos sind die Wohlthaten, die er erwies; zahllos die Thränen, die er trocknete, und wenn er dabei zuweilen von Unwürdigen getäuscht und misbraucht wurde, so wirft das gewiß keinen Schatten auf seine stets zum Helfen bereite Herzensgüte.

Der Stolz auf das welfische Blut und die Ueberzeugung von der sacrosancten Unverletzlichkeit seines königlichen Rechtes wurden also niemals verletzend; sie äußerten sich nicht im Verkehr, sondern in seiner politischen Haltung. Seine Blindheit verbergen zu wollen, kam ihm niemals in den Sinn; ein solcher

Gedanke konnte in dem Kopf eines so hochgebildeten geistvollen Fürsten gar nicht entstehen. Ich habe theils allein mit ihm, theils in Gegenwart anderer die braunschweigische Erbfolgefrage, bei welcher in Betreff der persönlichen Regierungsfähigkeit seine Blindheit von wesentlicher Bedeutung war, discutirt, und jedesmal hat der König die Debatten mit voller Ruhe und Objectivität geleitet und so unbefangen daran theilgenommen, als handle es sich um eine dritte Person. Wohl aber pflegte er häufig den Satz aufzustellen, daß der Sinn des Gesichts sich von allen übrigen Sinnen am leichtesten entbehren lasse, und er setzte einen gewissen Ehrgeiz darein, diesen Satz an sich wahr zu machen. Bewunderungswürdig war die Willensstärke und das Gedächtniß, welche er dazu aufzuwenden vermochte. Er war ein vortrefflicher Reiter und beherrschte das Pferd vollständig. Natürlich konnte er die Richtung des Weges nicht selbständig halten; der Adjutant mußte, neben ihm reitend, das Pferd des Königs an einem feinen Leitseil in der Richtung halten, was oft nicht leicht war, da der König wild und kühn ritt und oft bestimmt befahl, Wege mit ziemlich coupirtem Boden zu wählen. Während andere Blinde demjenigen, mit welchem sie sprechen, das Ohr zuzuwenden pflegen, richtete der König auf jeden, den

er anredete, die Augen, und er that dies mit voller Sicherheit selbst bei zahlreichen Conseilsitzungen und bei großer Tafel, sobald er nur einmal eines jeden Stimme gehört und nach derselben den Platz des Sprechenden hatte bestimmen können. Seine Orientirungsfähigkeit war erstaunlich; ich erinnere mich, eines Tages mit ihm auf einem Berge bei Goslar einen Aussichtsthurm bestiegen zu haben; er ließ sich mit dem Gesicht nach Norden stellen und erklärte dann mit Nennung der Ortschaften und Bergspitzen die ganze Aussicht rings um den Horizont, ohne ein einziges mal zu irren.

Solche Erscheinungen ließen dann häufig den Glauben entstehen, er müsse doch etwas sehen können; doch das war nicht der Fall; er hatte nicht den geringsten Lichtschimmer. Von einer Absicht, sehend zu scheinen, war niemals die Rede; wenn er häufig den Ausdruck brauchte: „Ich freue mich, Sie zu sehen", so war das eine unabsichtliche façon de parler, die man wol häufiger noch bei Personen finden wird, die in erwachsenem Alter erblindet sind; wo er nicht in der lebhaften Unterhaltung zu jener gewohnten Formel hingerissen wurde, brauchte er sie niemals.

Er sprach bei repräsentativen Gelegenheiten stets frei; oft hat er mir nachher auf Reisen oder auch in

Hannover seine gehaltenen Reden dictirt, und dann verbesserte er selbst sorgfältigst alle solche Wendungen, und es mußte immer dafür gesetzt werden: „Es freut mich, Sie um mich versammelt zu wissen", oder etwas Aehnliches; niemals aber durfte das Wort „sehen" gebraucht werden, selbst wenn er es in der Lebhaftigkeit der wirklichen Rede gesprochen hatte. Seine englische Erziehung gab ihm in jeder Weise und Richtung große und freie Anschauungen; so paradox dies klingen mag, so war der König doch in gewisser Beziehung der freisinnigste Mann in seinem Lande, in welchem so viel starrer, fest eingewachsener Formalismus, so viel unaustilgbarer Kastengeist selbst bei denen bestand und besteht, die den liberalen Parteien politisch angehörten und die liberale Phrase laut im Munde führten. Freilich hatte er kein Verständniß für den Parlamentarismus; die Verfassung war ihm ein ebenso rechtsgültiges, aber auch ebenso abänderungsfähiges Gesetz wie jedes andere. Die königliche Autorität wollte er unantastbar über allen Bewegungen der Parteien halten, was jedoch wiederum nicht ausschloß, daß er im persönlichen Verkehr und auch bei Discussionen in seinem Cabinet jede abweichende Meinung, selbst den schärfsten Widerspruch, auf das liebenswürdigste an=

hörte, würdigte und erwog, ja selbst dazu ermunterte, wo er Zögern bemerkte.

Neben diesen Spuren seiner englischen Erziehung hatte der König in seinem ganzen Wesen viel Preußisches infolge seines längern Aufenthaltes in Berlin bis zur Thronbesteigung seines Vaters, der als Herzog von Cumberland das jetzt längst verschwundene Palais an der Ecke der Wilhelmsstraße und der Linden bewohnte. Des Königs liebste Jugenderinnerungen datirten aus jener Zeit; er war unerschöpflich in Anekdoten von dem alten Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein, dem Grafen Neale und vielen andern Persönlichkeiten des alten berliner Hofes; besonders hegte er eine tiefe, fast andachtsvolle Verehrung für den König Friedrich Wilhelm III. Von allen Anekdoten aus jener Zeit ist mir eine immer wieder ins Gedächtniß gekommen, die der König oft lachend erzählte, die aber an jene tragische Prädestination erinnert, welche auf dem Haupte des unglücklichen Fürsten zu ruhen schien. Irgend jemand hatte in Berlin eine Bittschrift an den jungen Prinzen gerichtet und dabei die Adresse des Prinzen George von Cumberland in eigenthümlicher Orthographie geschrieben: „An den Prinzen Sorge von Kummerland.“ Dieser orthographische Fehler sollte für den armen Prinzen einst zu tragischer Wahrheit werden.

Der König hatte also durchaus nicht, wie man ihm vorwarf, persönlich feindliche Gesinnungen gegen Preußen; im Gegentheil, er hätte in seinem Wesen oft für einen preußischen Prinzen gehalten werden können, namentlich hatte er durch seine Erziehung in Berlin die preußische Strenge der militärischen Dienstformen angenommen. Wohl aber hegte er, namentlich seit der neuen Aera und seit der Gründung des Nationalvereins, ein tiefes Mistrauen gegen die Consequenzen der gothaischen Politik; von seinem monarchischen Recht und der absoluten Selbständigkeit seiner Regierung ausgehend, war seine Anschauung der deutschen Angelegenheiten eine streng föderalistische, und in dieser Beziehung war er allerdings überzeugt, daß gerade Hannover durch seine Lage, seine Bevölkerung und seine Dynastie sehr wesentlich das Band der Verständigung zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen Oesterreich und Preußen bilden könne; er pflegte oft zu sagen: „Wir Kleinen müssen stets die Einigkeit zwischen den beiden Großmächten des Deutschen Bundes erhalten; solange sie einig sind, sind wir sicher nach außen und innen, ihrer vereinten Führung können wir ruhig und ohne Mistrauen folgen; sind sie getrennt, dann wehe Deutschland." Diese Ueberzeugung blieb überall für ihn maßgebend; er liebte Oesterreich nicht;

es waren oft kleine Zeichen sichtbar, daß der wiener Hof noch auf dem alten Kaiserstandpunkte gegen den zum Könige erhobenen Kurfürsten stand, und in diesem Punkte war der Stolz des Königs sehr empfindlich. Mit Einem Worte, man konnte von Georg V., dessen so eigenthümlicher und oft schwer verständlicher Charakter im Laufe dieser Notizen noch klarer hervortreten wird, mit Recht und in Wahrheit sagen: „Every inch a King"; es war nichts Kleines, nichts Niedriges, nichts Unreines in und an ihm; er war fest und stolz der Welt gegenüber, demüthig vor dem Gott, an den er glaubte, und voll warmen Gefühls für fremdes Leid.

Die maßgebende Persönlichkeit in der Regierung war zur Zeit meines Eintritts in den hannoverischen Dienst der Staatsminister des Innern von Borries, ein ebenso eigenartiger Charakter als der König in seiner Weise, aber von jenem unendlich verschieden, sodaß man oft vielleicht nur durch diese tiefe Verschiedenheit den großen Einfluß erklären konnte, den der Minister auf den König ausübte, der ihn nicht liebte und gegen ihn, schon weil er Minister war, ein gewisses eifersüchtiges Mistrauen hegte. Herr von Borries hatte die kleine hannoverische Beamtencarrière gemacht; er hatte in Göttingen studirt, war Gerichtshalter in Delm, dann Mitglied des Hofgerichts in

Stade und endlich Regierungsrath bei der Landdrostei Stade geworden. Im Jahre 1848 hatte er nach der liberalen Seite geneigt; bald aber schloß er sich, erschreckt über den Lauf der Bewegung, der streng conservativen Partei an, und gewann durch seine rastlose und unermüdliche Thätigkeit für die Wiederherstellung der alten ständisch gegliederten Verfassung, welche durch den Bundesbeschluß auf die Beschwerden der Stände erfolgte, die Führung in jener Partei, sodaß er schon in das Ministerium von Schele als Minister des Innern eintrat. Im Jahre 1852 aber legte er sein Portefeuille mit dem Justizminister von der Decken wieder nieder, da ihm Herr von Schele nicht energisch genug war, und bildete dann im Jahre 1855 mit den Grafen Platen und Kielmannsegge das Ministerium, welches den Bundesbeschluß ausführte und die Revision der Verfassung vornahm.

Herr von Borries war damals 58 Jahre alt, klein, mager und eckig in seiner Gestalt; sein trockenes, scharfes Gesicht wurde von dunkeln, glänzenden, von Feuer und Leben funkelnden Augen erleuchtet; er war vor allem ganz und in jeder Faser ein ehrlicher Mann; was er that, das that er in Ueberzeugung, recht zu thun; wo er glaubte im Recht zu sein, ging er ohne Rücksicht auf seine Person mit einer Festigkeit vor, die bis zum

starrsten Eigensinn ausartete. Dabei war er uneigennützig und selbstlos, wie man es in unserer material egoistischen Zeit selten findet; seine bittersten politischen Gegner haben niemals den Hauch eines Vorwurfs gegen seinen Charakter und sein Privatleben erheben können. Er besaß einen klaren, scharf und schnell arbeitenden Geist, der ohne Ermüdung alle Stunden des Tages der angestrengtesten Thätigkeit widmen konnte; aber die ganze Elasticität dieses Geistes war beschränkt in dem engen Kreise des Königreichs Hannover und seiner Verwaltung, er blieb auch als Minister im wesentlichen Regierungsrath und behandelte das ganze Königreich wie ein Amt oder höchstens wie einen Landdrosteibezirk. Wie alle Personen von starkem Willen war er herrschsüchtig bis zum Extrem; er duldete keine Selbständigkeit neben sich und seine unerschöpfliche Arbeitskraft führte ihn dazu, alles selbst machen zu wollen, wodurch er seine Thätigkeit vielfach in Kleinigkeiten zersplitterte. Diese stets steigende Neigung, alles zu beherrschen und keinen Willen neben dem seinigen zu dulden, brachte ihn auch in Conflict mit der ständischen Adelspartei, aus welcher er hervorgegangen war, denn er überzog das ganze Land mit einem straff bureaukratischen Netz, welches dem alten Adel des Landes ebenso widerwärtig war als den liberalen Parteien.

Um die Verhältnisse jener Zeit in Hannover vollständig zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß seit fast zwei Jahrhunderten die Regenten nicht im Lande gewesen waren. Der König hatte in England residirt, und wenn er auch einen hannoverischen Minister in London an seinem Hofe hatte, so herrschten doch die Landesministerien in Hannover ziemlich unbeschränkt. Die Stellen der Minister, der Landdrosten und meist auch der unmittelbaren Verwaltungsbeamten, der Drosten und Amtshauptleute, waren zwar nicht gesetzlich, aber durch traditionellen Usus dem Adel vorbehalten; daneben hatte sich eine Art von corps bureaucratique entwickelt, welches die eigentliche Arbeit der Regierung verrichtete und auch die eigentliche Macht in seinen Händen hielt, und in welchem die Stellen der Generalsecretäre der Ministerien, der Referenten und der Räthe bei den Provinzialregierungen fast erblich waren, wenigstens meist in den Händen gewisser, untereinander wieder verwandter Familien blieben. Sowol dem Adel als der Bureaukratie war daher das Erscheinen des Königs im Lande, nach der Trennung der Krone von England, in Hannover unbequem. Unter Ernst August war dies weniger hervortretend, denn dieser Fürst, ein altenglischer Grand-Seigneur, betrachtete das hannoverische Königreich als eine ehrenvolle Versorgung seines

Hauses, griff aber wenig in das Innere der Verwaltung ein, woran ihn auch schon seine Unkenntniß der deutschen Sprache hinderte. Wo das aber dennoch geschah, entwickelte der alte Herr eine so lapidare Grobheit, daß jede Sache damit ein für allemal beendet war.

Als nun Georg V. seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit eingreifend der Regierung widmete, als gar ein Mann von so eminenter Kraft und so durchdringendem Eigenwillen wie Herr von Borries an die Spitze der Verwaltung trat, da wurden alle jene früher regierenden Kreise in tausend Interessen, die sie für wohlerworbene Rechte hielten, verletzt. Besonders zwei Maßregeln machten Herrn von Borries zahlreiche Feinde. Die erste war die neue Organisation der Aemter, welche an die Stelle der alten sehr selbstständigen und meist durch Domänenpachten reich dotirten Drosten Amtmänner treten ließ, die nicht besonders glänzend besoldet waren und fast in allen Sachen bis zum Minister hinauf berichten mußten. Dazu trat vielfach eine Verlegung der Amtssitze und Amtsbezirke, sodaß die Eingesessenen ungewohnte Wege machen mußten, den alten Nimbus der Verwaltungsbeamten auf dem Lande vermißten und dazu noch eine Menge lästiger Schreiberei vor sich sahen, die sie früher nicht gekannt hatten. Die zweite verhängniß-

volle Maßregel war die Ausscheidung des Domanialgutes der Krone. Dieselbe war dem Princip nach durchaus unanfechtbar. Die hannoverischen Domänen waren fast ohne Ausnahme altes Hausgut des Welfenhauses, sie waren zur Zeit der absoluten Regierung mit zur Aufbringung der Staatsbedürfnisse verwendet und dann im Jahre 1848 als Staatseigenthum behandelt. Bei der Revision der Verfassung war dann mit den Ständen vereinbart, daß ein Domänenbesitz von bestimmtem Ertrage für die Krone ausgeschieden werden sollte. Niemand im Volke hätte etwas dagegen gehabt, denn die Hannoveraner wollten ihr königliches Haus glänzend dotirt wissen; nun aber wurde bei der Ausscheidung praktisch in einer Weise verfahren, welche Kritiken gegen die Schätzungen bei der Kapitalisirung der Erträge von den zur Ausscheidung bestimmten Domänen hervorrief. Wie weit Herrn von Borries in dem Wunsche, dem königlichen Hause die möglich höchsten Einkünfte zu schaffen, dabei ein Vorwurf treffen konnte, wie weit etwa der Diensteifer unterer Organe thätig war, mag dahingestellt sein; jedenfalls erregte das Verfahren bittere Kritik und wurde von der Opposition zu fortwährenden, oft nicht sehr loyalen Angriffen und Verdächtigungen erfolgreich ausgebeutet. Diese besondere Lage des han-

noverischen Domanialbesitzes der Krone muß hier auch noch deshalb besonders hervorgehoben werden, weil sie später bei den Vermögensverhandlungen mit dem Welfenhause nach der Annexion besonders bedeutsam wurde.

Herr von Borries hatte also zu der Zeit, als ich in den hannoverischen Dienst trat, im ganzen Königreiche fast keinen aufrichtigen Freund. Die Adelspartei hatte sich von ihm abgewendet, sie haßte ihn wegen seines rücksichtslosen Strebens nach bureaukratischer Omnipotenz und lächelte meist in höhnischer Schadenfreude über die Angriffe, welche die liberale Opposition gegen ihn richtete. Sein starrer Eigenwille ertrug aber auch die Autorität des Königs, so oft derselbe sich in Einzelheiten der Verwaltung mischte, nur widerstrebend, und da der König die Stellung constitutionell-parlamentarischer Minister nicht kannte und häufig durch directe Decrete eingriff, so entstanden dadurch vielfache Reibungen, die oft zu scharfer Spannung führten. Der König pflegte oft zu sagen: „Borries möchte mich in ein Zimmer setzen, zu dem er allein den Schlüssel hat; er hat die Neigung, ein Richelieu zu sein, und vergißt, daß ich nicht Ludwig XIII. bin.“ Herr von Borries hatte infolge der Beschränktheit seines Gesichtskreises — er war wol sehr selten über die Grenzen von Hannover hinausgekommen, und

alles, was man unter Humaniora versteht, lag ihm fern — eine Einseitigkeit in politischen Dingen, die oft fast als kindliche Naivetät erschien. So hatte eines Tages die Polizeibehörde einer kleinen Stadt einen Conflict mit einem Engländer gehabt, der zu diplomatischen Weiterungen führte und Herrn von Borries Aerger und Verlegenheiten bereitete. Es erging darauf ein Ministerialrescript an sämmtliche Behörden, welches der Polizei zur Pflicht machte, im Verkehr mit allen Ausländern Vorsicht und rücksichtsvolle Artigkeit zu beobachten, besonders wenn dieselben großen und flottenführenden Nationen angehörten. Ebenso erklärte er einmal in der öffentlichen Ständeversammlung, als es sich um die Bestimmung über ein dem Fiscus angehöriges Haus handelte, das an den englischen Gesandten vermiethet war: die Stände möchten bedenken, daß man auf den Vertreter einer Großmacht Rücksicht nehmen müsse, mit welcher man in wichtigen finanziellen Verhandlungen (über den Stader Zoll) stehe, worauf dann der englische Gesandte Sir Howard in höchster Aufregung sich beschwerte und sogleich seine Wohnung räumen wollte. Die Opposition griff solche Dinge mit besonderm Eifer auf, und Graf Platen, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, that das Seinige, um dem Könige die Verlegenheiten, die

aus dergleichen Aeußerungen einer naiven Ehrlichkeit hervorgingen, möglichst fühlbar zu machen.

In seinem persönlichen Leben und seiner äußern Erscheinung war Herr von Borries von einer unbeschreiblichen Einfachheit und einer zuweilen an den Cynismus streifenden Gleichgültigkeit gegen die Form. Er trug fast immer den blauen Interimsfrack der Minister, mit schwarzem Sammtkragen, seine Toilette war wenig elegant, und die Art, wie er Besuche empfing, entsprach sehr wenig der Stellung des einflußreichsten Ministers an einem Hofe von so großartiger Pracht, wie es der hannoverische war. Häufig wurde man in ein dunkles Zimmer geführt; der Minister rief aus dem Nebenzimmer, daß man ein wenig warten möge; dann erschien er, immer in dem blauen Interimsfrack, ein Käppchen auf dem Kopf, graue Filzpantoffeln an den Füßen und einen gelben Schiebeleuchter von Messing in der Hand. Diesen Leuchter stellte er auf den Tisch, und die Conferenz begann. Genau so hat der Empfang oft stattgefunden, wenn ich Fremde in wichtigen Angelegenheiten zu ihm führte. Freilich vergaß man über der geistvollen, scharfen und treffenden Unterhaltung des Ministers bald die außergewöhnliche Form. Diese Aeußerlichkeiten wurden denn auch Veranlassung zu fortwährenden Spöttereien,

namentlich unter dem so formellen und gegen Fremde so steifen hannoverischen Adel, für dessen Vertreter im Ministerium der Graf Platen sich hielt, ohne es zu sein.

Der Graf von Platen-Hallermund, welcher bestimmt war, eine so verhängnißvolle Rolle bei dem Untergange des hannoverischen Königthums zu spielen, war zu jener Zeit 46 Jahre alt, erschien aber jugendlicher als sein Alter. Er war in allem — äußerlich und innerlich — fast das vollkommene Gegentheil des Herrn von Borries. Seine äußere Erscheinung war das Muster vollendeter Eleganz, sein Gesicht mit schwarzem, sorgfältig frisirtem Haar und wohlgepflegtem schwarzem Bart hatte vornehme Züge und konnte auch den Ausdruck gewinnender Freundlichkeit annehmen, seine Toilette war stets tadellos — er war in jeder Miene und jeder Bewegung der Mann der großen Welt. Sein Geist hatte eine ungemein leichte Empfänglichkeit und eine feine Auffassungskraft, die ihn jede Nuance einer Meinung, die ihm ausgesprochen wurde, sofort erfassen und verstehen ließ; er besaß eine scharfe, mit einem Blick bis ins Kleinste dringende Beobachtungsgabe, die ihn dann allerdings oft zu boshaftem Spott hinriß. Seine Bildung war vielseitig, aber wenig tief; er war von frühen Jahren in der Diplomatie bei auswärtigen Gesandtschaften beschäftigt gewesen, Geschäfts-

träger in Wien und Minister in Paris gewesen, dadurch war sein Horizont größer, sein Blick weiter geworden, ohne jedoch jemals eine überlegene staatsmännische Klarheit und Sicherheit zu gewinnen. Er suchte die diplomatische Geschicklichkeit in den moyens termes; Hindernissen kühn entgegenzutreten, war ihm unmöglich; er suchte sie zu umgehen, Entscheidungen hinauszuschieben, und in dem Bestreben, es jedem recht zu machen, verdarb er es oft mit allen. Dies lag weniger in einem Mangel an Muth, denn er war eines ritterlichen Aufschwungs fähig, als in seiner ungemeinen Receptionsfähigkeit fremden Meinungen gegenüber und in der absoluten Impotenz, eigene Gedanken zu fassen. Seine große Empfänglichkeit und sein feines Verständniß für jede Auffassung führte ihn dahin, daß immer der bei ihm recht hatte, der zuletzt mit ihm gesprochen und es verstanden hatte, seine Meinung klar und mit scharfer Entschiedenheit vorzutragen. Er war eine weiße Tafel, auf welche jeder schreiben konnte, was er wollte, und in dem Bestreben, zwischen zwei Stühlen vorsichtig zu wählen, war er stets in Gefahr, sich zwischen beide zu setzen.

Graf Platen war in seiner Gesinnung durchaus österreichisch, die wiener Gesellschaft hatte ihn äußerst entgegenkommend aufgenommen und seine liebsten Erin-

nerungen knüpften sich an die Kaiserstadt; er trug in sich die neubelebte Tradition aus der Zeit des Kurfürsten Ernst August. Damals war die Kurwürde an Hannover von Wien aus zugestanden unter der Bedingung, daß der neue Kurfürst stets mit dem Kaiser stimme, und den Grafen Platen war wieder auf den Antrag des Kurfürsten die Reichsgrafschaft Hallermund übertragen mit der Bedingung, daß sie auf der Reichsgrafenbank stets mit Kurhannover zu stimmen hätten. Diese ganz entschiedene Neigung und Vorliebe für Oesterreich hinderte den Grafen Platen nicht, stets in der Form ein gutes Verhältniß mit Preußen aufrecht zu erhalten, und in dem Bestreben, dies zu thun, sagte er wol vieles, was später den Thatsachen nicht entsprach. Er war voll hochmüthigen Stolzes auf seinen Namen und seine Stellung als Mitglied des hohen reichsunmittelbaren Adels, ohne dazu wol eigentlich voll berechtigt zu sein. Denn der Name und die Reichsstandschaft der Grafen von Hallermund war seinen Vorfahren übertragen, ohne daß dieselben den geringsten Zusammenhang mit jenem ausgestorbenen Geschlecht hatten und ohne daß ihnen der Besitz der Grafschaft zugestanden wurde, für welche sie als Ersatz das Erbpostmeisteramt in Hannover erhielten, dessen Einkünfte später abgelöst wurden und von deren Ab-

lösungsertrage die Familie ihren Majoratsgrundbesitz in Holstein erwarb.

Graf Platen, welcher von Herrn von Borries dem Könige für das auswärtige Ministerium vorgeschlagen war, wurde dessen Gegner in dem Augenblick, als die Adelspartei sich von jenem trennte; er ermuthigte die Angriffe gegen den Minister des Innern und machte dessen Persönlichkeit oft zur Zielscheibe seines spöttischen Witzes. Zugleich verschloß er seinem Collegen jede Mitwirkung und Kenntniß auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, worin er vom Könige unterstützt wurde, der ein constitutionelles Gesammtministerium nicht anerkannte, sich selbst ausschließlich das Präsidium des Ministerrathes vorbehalten hatte und die Competenz eines jeden Ministers streng auf dessen Ressort beschränkt wissen wollte. Herr von Borries haßte dafür seinen Collegen auf das gründlichste mit der Zähigkeit seines Charakters, die beiden Ministerien des Innern und des Auswärtigen standen sich wie Antipoden gegenüber, und diese Feindschaft erstreckte sich selbst bis auf die Subalternbeamten. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Grafen Platen war seine ungeheuere Indiscretion, welche wieder aus der Beweglichkeit und Empfänglichkeit seines Geistes entsprang und welche ihn oft Dinge sagen ließ, die ebenso viele

Verlegenheiten bereiteten als die naiven Derbheiten des Herrn von Borries, der dann seinerseits nicht unterließ, solche Gelegenheiten zu benutzen, um sich zu rächen.

Die übrigen Minister: Graf Kielmannsegge für Finanzen und Handel, Herr von Bothmer für die geistlichen Angelegenheiten und der Erblanddrost von Bär für die Justiz, wollten nichts mehr sein als Ressortchefs. Graf Kielmannsegge war so schwerhörig, daß es Mühe kostete, sich mit ihm zu verständigen; Herr von Bothmer war ein hochgelehrter, feingebildeter Mann, der viel für sein Departement arbeitete, und Herr von Bar ein heiterer Lebemann, der seine vortrefflich geschulten Referenten schalten ließ und so unendlich zerstreut war, daß man sich die wundersamsten Anekdoten von ihm erzählte und im Scherz behauptete, er vergäße oft, daß er Justizminister sei. Er hatte unter anderm einst eine große Soirée bei sich. Während die Gesellschaft sich in seinen Salons bewegte, sagte er zu dem österreichischen Legationssecretär von B., indem er dessen Arm nahm: „Kommen Sie, Herr von B., wir wollen unbemerkt fortgehen — es ist zu unerträglich langweilig hier.“ — „Aber mein Gott, Excellenz, wir sind ja bei Ihnen.“ — „Nun“, seufzte Herr von Bar, „dann muß ich hier bleiben, — aber

Sie sind frei, — gehen Sie fort, — denn es ist in der That zu langweilig." Ein andermal soll er einen neu angestellten Briefträger in der Nähe seines Hauses gefragt haben, ob derselbe Briefe für ihn habe. „Für wen?" fragte der Briefträger zurück. Der Minister sann nach und ging dann kopfschüttelnd und verlegen weiter, während der Briefträger ihm ganz erstaunt nachsah. Einige Schritte weiter begegnete er einem Bekannten, der ihm zurief: „Guten Tag, Herr von Bar!" Der Minister schlug sich vor die Stirn: „Es ist wahr — von Bar" — damit eilte er dem Briefträger nach und rief: „Haben Sie Briefe für Herrn von Bar?", während sein Freund nun seinerseits kopfschüttelnd dastand. Die Zahl derartiger kleiner Geschichten war Legion, und man versicherte, daß die meisten derselben nicht nur ben trovati gewesen seien. Dabei aber war Herr von Bar ein scharfer und feiner Jurist und ein liebenswürdig wohlwollender Mann, sehr reich und unabhängig, aber sehr froh, wenn man ihn mit der Politik in Ruhe ließ.

Eine besonders hervorragende und bemerkenswerthe Persönlichkeit war der Generalpolizeidirector Wermuth, ein Mann von großer Thätigkeit und ebenso großem Ehrgeiz. Er war früher Jurist und Advocat gewesen, dann in das Polizeifach übergegangen und hatte mit

dem preußischen Polizeidirector Stieber gemeinschaftlich in den Communistenuntersuchungen erfolgreich gearbeitet. Er strebte in allem seinem Vorbild und Ideal Herrn von Hinckeldey nach, ohne doch nur entfernt dessen große Eigenschaften und dessen organisatorisches Talent zu besitzen. Die Polizei war für ihn die Seele der Regierungskunst, doch beschränkten sich seine Mittel meist auf kleine Maßregeln, eine große weitblickende politische Staatspolizei lag völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Er war unausgesetzt thätig, um dem Minister und dem Könige Berichte zu erstatten und Maßregeln vorzuschlagen; oft aber hatte man die Empfindung, daß diese eifrige, fieberhafte Thätigkeit keinen Zweck außer sich selbst habe. Er war in allen äußern Dingen ein tüchtiger und geschäftskundiger Polizeimann, und wenn er dabei einen politischen Einfluß ausübte, so lag der Grund dafür darin, daß er den bureaukratischen Neigungen des Herrn von Borries — dessen alter Schulfreund er war — schmeichelte und dem Könige gegenüber sich als ein Mann hinzustellen wußte, der alles möglich zu machen versteht. Zugleich mochte er wol die Gefährlichkeit der Opposition ein wenig übertreiben unter Hinweis auf die frühern Communistenverschwörungen, um dadurch die Nothwendigkeit der

Polizei und speciell seiner Polizei fortwährend fühlbar zu machen.

Er war eine äußerst wenig elegante Erscheinung, ziemlich corpulent, seine Bewegungen waren hastig und etwas plump, sein starker Kopf mit vollem, etwas gedunsenem Gesicht war von einer röthlichen, oft schief sitzenden Perrüke bedeckt; er schnupfte stark Taback und bediente sich dabei häufig eines roth oder blau carrirten Taschentuchs.

Es war natürlich, daß er der Gegenstand manches boshaften Witzes wurde; in den Adelskreisen nannte man ihn „Baron Bitter", und merkwürdig war es, daß der König zuweilen, allerdings harmlos und mehr bedauernd, von dem so unendlich wenig eleganten Extérieur des Generalpolizeidirectors sprach — er kannte die kleinsten Eigenthümlichkeiten desselben, seinen Gang, seine Manieren — bis auf das bunte Taschentuch.

Mehr hinter den Coulissen stehend, aber doch zuweilen von bedeutendem Einfluß war der Staatsrath Zimmermann, ein ursprünglich gothaischer Publicist, der während der Verfassungsstreitigkeiten durch seine Bearbeitung der staatsrechtlichen Fragen für den Bund sich früher sehr nützlich gemacht und in den nächsten Beziehungen zu Herrn von Borries gestanden hatte. Er hatte sich aber bei dem Zerwürfniß zwischen diesem

und dem Grafen Platen dem letztern angeschlossen. Herr von Borries haßte ihn deshalb — da er ihn und mit Recht als den spiritus familiaris seines feindlichen Collegen ansah — mit der ganzen Zähigkeit seines Charakters, und hatte seine Entfernung von Hannover verlangt; Graf Platen setzte es durch, daß Zimmermann zum Ministerresidenten in Hamburg ernannt wurde. Er gab dem Herrn von Borries seinen Haß mit Zinsen zurück und wußte von Hamburg aus ihm mit seinem feinen, etwas mephistophelischen Geiste manchen Streich zu spielen, namentlich hatte er mannichfache Verbindungen in der Presse, und Herr von Borries vermuthete oft wol nicht mit Unrecht seine Feder in den feindlichen Artikeln mancher großen deutschen Blätter. Er war damals 50 Jahre alt, fein und weiblich zart gebaut, mit einem kränklich durchsichtigen Gesicht, in welchem scharfe dunkle Augen blitzten; er war ein Mann von umfassender Bildung und durchdringendem Verstande, aber sein ganzes Wesen war durchtränkt von jenem Geiste des Mikrokosmus, der in den Mittel- und Kleinstaaten lebte und der auch in Hannover alles erfüllte außer dem König Georg V. Seine Regel war de faire le mort — „wenn die Großen sich streiten, müssen wir Kleinen die Ohren anlegen", pflegte er zu sagen, „und warten,

bis der Sturm vorüber ist". Daß der Sturm auch einmal die Kleinen fassen und zerschmettern könnte, daran dachte damals in Hannover niemand.

Eine noch zu erwähnende Persönlichkeit war der Geheime Cabinetsrath des Königs Dr. Lex, ein kleines, schwächliches, trockenes Männchen von unermüdlicher Arbeitskraft und polyhistorischer Gelehrsamkeit. Er war vom Könige Ernst August dem Kronprinzen als Vorleser beigegeben und dann von dem Könige Georg, als er zur Regierung kam, beibehalten als Geheimsecretär mit dem Titel Cabinetsrath, denn ein eigentliches Cabinet existirte nicht. Seine Functionen waren mühselig und verantwortlich. Er mußte des Königs Hand und Auge sein, ihm alles vorlesen, was einging, und zugleich alles schreiben, was der König dictirte, von den intimsten Familienbriefen bis zu den Resolutionen auf die Berichte der Minister: eine Arbeit, die er sich unendlich erschwerte, da er alles bis auf das Siegeln der Briefe selbst besorgte. Ohne Familie, still und bescheiden, fast bedürfnißlos, lebte er nur dem Könige, der ein unbeschränktes und begründetes Vertrauen in ihn setzte. Er war verschwiegen wie das Grab und nie kam ein unvorsichtiges Wort über seine Lippen. Hätte man dem blinden Könige einen Secretär schaffen wollen, so hätte man nur den Dr. Lex schaffen können, und um-

gekehrt hätte man für diesen keine passendere Stellung ersinnen können, als es eben die seinige war.

Der Hof als solcher war für die politischen Verhältnisse gleichgültig. Der König hielt mit ungemeiner Strenge darauf, daß niemand mit ihm über Dinge sprach, die nicht zu dessen dienstlichen Functionen gehörten; seine drei Flügeladjutanten: der Rittmeister Graf Wedel, der Major von Heimbruch und der Major von Kohlrausch, durften, ohne sich scharfe Zurechtweisungen zuzuziehen, niemals das politische Gebiet im Gespräch berühren, obgleich der letztere des Königs Jugendfreund war, den er duzte und in den er persönlich ein unbegrenztes Vertrauen setzte, das dessen unbedingte Ergebenheit auch durchaus verdiente.

Die Königin Marie, einen so großen Einfluß sie auch in Familienangelegenheiten und reinen Hofsachen ausübte, machte niemals einen Versuch, sich in eigentlich politische Angelegenheiten zu mischen, höchstens daß sie Personen, die sie nicht liebte, ihre Abneigung zuweilen etwas deutlich zu erkennen gab. Am kleinen altenburgischen Hofe aufgewachsen, war ihr das Ceremonielle lästig; die Scheu vor demselben ließ sie zuweilen Dinge thun oder unterlassen, die dann bedenkliche Folgen hatten. Ihrer Abneigung vor aller Repräsentation war es vielleicht zuzuschreiben, daß der

hannoverische Hof so wenig mit andern Höfen in Verbindung trat, was namentlich in Bezug auf Berlin sehr zu bedauern war; denn viele Misverständnisse hätten durch persönliche Begegnung der höchsten Herrschaften, die so nahe verwandt waren, vermieden oder aufgeklärt werden können. Die Königin war am zufriedensten im kleinen Familienkreise mit wenigen Vertrauten; am liebsten hätte sie vielleicht in einer Meierei gelebt; sie besaß unbedingt alle Tugenden der Frau und Mutter, aber vielleicht war die Ausschließlichkeit derselben ein Fehler der Königin.

Dieser so zusammengesetzten Regierung gegenüber stand die Opposition, zusammengefaßt in der Organisation des Nationalvereins unter der Leitung des Herrn von Bennigsen und flankirt von den unzufriedenen Frondeurs der Aristokratie.

Herr von Bennigsen war wol ursprünglich durch unbefriedigten Ehrgeiz in die Opposition gedrängt; seine bedeutenden Fähigkeiten hatten im Staatsdienste nicht die Anerkennung gefunden, die er wünschte und auch verdiente, und er hatte der Regierung den Beweis von der Bedeutung seiner Persönlichkeit als Gegner zu liefern unternommen. Um eine größere Basis für seine Thätigkeit zu gewinnen, als sie das Königreich Hannover und dessen auf kleinstaatliche Verhältnisse

beschränkte Opposition ihm bieten konnte, vielleicht auch um der eigenen Regierung gegenüber den moralischen Rückhalt an der damaligen preußischen Regierung der neuen Aera zu gewinnen, hatte er den Nationalverein gegründet und damit eine über alle Mittel- und Kleinstaaten ausgebreitete Macht geschaffen, welche in seiner Persönlichkeit gipfelte und für dieselbe das Piedestal bildete. Herr von Bennigsen war ein Mann von großer Begabung und ebenso tiefer wie gründlicher Bildung. Es war sehr zu bedauern, daß man ihm innerhalb der Sphäre der Regierung nicht den Raum für seinen Ehrgeiz geöffnet hatte; vielleicht wäre sein reicher und mit so vielen Mitteln ausgerüsteter Geist dann mehr zu positivem Schaffen gewendet; während er nun, in die Opposition gedrängt, nur in negativer Kritik seine Spannkraft üben konnte, wodurch er sich überhaupt, wie die ganze spätere Laufbahn des damaligen Präsidenten des Nationalvereins beweist, der positiv schöpferischen Thätigkeit entfremdete. Freilich ist es ja selbst mittelmäßigen Geistern leicht, durch negirende und kritische Opposition gegen die Macht zu glänzen, wie viel mehr mußte dies einem durch natürlichen Verstand und allseitige Bildung so reich ausgestatteten Manne wie Herrn von Bennigsen gelingen. Er war der Gentleman seiner Partei, der vornehme

Führer, dem die andern gern folgten, und dem sie sich nicht erst unterzuordnen nöthig hatten, da sie ihm sämmtlich untergeordnet waren.

Herr von Bennigsen hatte übrigens seine Stellung mit großer Geschicklichkeit genommen. Die gothaische Idee war in Hannover nicht populär, Preußen war im ganzen Volke nicht beliebt, und der Nationalverein hätte vielleicht im Königreiche Hannover nur eine verschwindend kleine Anzahl von Mitgliedern gefunden, wenn Herr von Bennigsen nicht zugleich an der Spitze der Opposition gegen die Regierung gestanden hätte, und wenn nicht Herr von Borries deshalb in eine persönliche Gegnerschaft gegen jenen Verein getreten wäre, dem sich nun alle diejenigen anschlossen, welchen der Minister des Innern verhaßt oder unbequem war. Auf diese Weise operirte Herr von Bennigsen mit einer Zwickmühle. Er führte dem Nationalverein alle mit Herrn von Borries unzufriedenen Hannoveraner zu und gab auf der andern Seite der innern Opposition durch die moralische Macht des weit ausgebreiteten Vereins und der von diesem beherrschten Presse einen immer steigenden Nachdruck. Man kann wol mit Recht sagen: Herr von Bennigsen hat den Nationalverein gegründet, aber Herr von Borries hat ihn in Hannover großgezogen.

Die eigenthümliche Naivetät des Ministers des Innern trat auch in dieser Beziehung scharf hervor. Es ist gewiß ein ganz richtiger Grundsatz, den eine conservative wie eine liberale, eine monarchische wie eine republikanische Regierung zu allen Zeiten ausgeübt hat und in allen künftigen Zeiten ausüben wird: daß nämlich Arbeiten und Lieferungen der Regierung, welche meist großen Vortheil bringen, unter verschiedenen qualificirten Bewerbern vorzugsweise den Freunden der Regierung übertragen werden. Es wäre natürlich und leicht gewesen, nach diesem Grundsatze in allen vorkommenden Fällen zu verfahren, ohne daß dadurch der geringste Grund zur Beschwerde gegeben werden konnte. Herr von Borries fand es aber für gut, jenen an sich so natürlichen und von jeder Partei, wenn sie die Macht hat, befolgten Grundsatz in ein bureaukratisches Rescript zu fassen und allen Landesbehörden die Uebertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereins zu verbieten. Ja es wurde eine besondere Liste der bei allen solchen Gelegenheiten auszuschließenden Personen angefertigt. Nun blieb in Hannover keine solche Maßregel geheim; es existirte ein Club, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Namen „Lemförde" führte und der zu seinen Mitgliedern die

Räthe sämmtlicher Ministerien zählte; hier wurden nun die Maßregeln und Beschlüsse der Regierung mit der ungenirtesten Offenheit besprochen und discutirt, sodaß kaum jemals ein Geheimniß, das über die Personen der Minister selbst hinausging, länger als vierundzwanzig Stunden bewahrt blieb. So erfuhr denn auch Herr von Bennigsen von jener Verfügung und der aufgestellten Liste, welche man das Schwarze Buch nannte, und es erhob sich ein ungeheueres in der ganzen deutschen Presse widerhallendes Geschrei, welches auch auf Freunde der Regierung Eindruck machte, da die Maßregel in der Form, in welcher sie getroffen war, als eine Art von Proscription erschien, welche dem öffentlichen Gefühl widerstrebte. Aehnliche Fehler beging Herr von Borries in den Kammersitzungen, in welchen er die Stellung des Herrn von Bennigsen täglich erhöhte. Denn kaum hatte der Führer der Opposition eine Rede gehalten, welche er, oft unwillkürlich selbst dabei lächelnd, mit feinen Nadelstichen gegen den Minister würzte, so erhob sich auch schon Herr von Borries, um in gereizter Erregtheit eine ebenso lange und oft längere Erwiderungsrede zu halten, in welcher er dann auch jedesmal durch irgendeine Aeußerung seinem Gegner Stoff zu neuen Angriffen gab, sodaß zuweilen ganze Kammersitzungen nur einen

oratorischen Zweikampf zwischen den Herren von Borries und von Bennigsen bildeten, bei denen der letztere meist den Preis der Dialektik davontrug und oft die Lacher auf seiner Seite hatte. Die Persönlichkeit des Oppositionsführers wuchs dadurch mächtig und trat immer mehr in den Vordergrund; viele seiner Reden wären völlig unbeachtet geblieben ohne die Erwiderungen des Herrn von Borries. Es war aber unmöglich, diesen davon zu überzeugen, daß er den Gegner groß- mache und daß er ihm den größten Theil seiner Be- deutung genommen oder sie ihn gar nicht hätte ge- winnen lassen, wenn er allen Angriffen gegenüber geschwiegen oder nur sachlich durch einen Regierungs- commissar hätte antworten lassen. Er faßte eben das parlamentarische Leben als einen Redekampf auf, bei dem er, der Minister selbst, stets auf der Bresche stehen müsse, und er glaubte einen großen Sieg er- fochten zu haben, wenn er später seine Reden gedruckt las, ohne zu bedenken, daß die Reden des Herrn von Bennigsen, die er veranlaßt hatte, in eine viel weitere Oeffentlichkeit drangen und in diesen weiten Kreisen unwiderlegt blieben.

Dieser unausgesetzte politische Zweikampf des Herrn von Bennigsen mit dem Minister ließ ihn in den Augen des Publikums um so mehr als der ganzen königlichen

Regierung gleichwerthig erscheinen, wodurch denn seine Persönlichkeit mit um so größerm Nimbus umgeben wurde, je mehr die übrigen Mitglieder der Opposition an Geist, Bildung und Redegewandtheit weit unter ihm standen und hier kaum erwähnenswerth sein möchten, — als Curiosa vielleicht ein alter Veteran der äußersten Linken, Herr Breusing, der Repräsentant der loquax senectus und der Typus dessen, was der wiener Volkswitz unter dem „Herrn von Justamentnöt" versteht, sowie der Bauer Rebeker, der durch seine überraschenden, aber meist in der Sache harmlosen Derbheiten oft die Kammer in Erstaunen setzte und erheiterte. Ich spreche hierbei nicht von Miquel. Dieser trat damals im parlamentarischen Leben noch nicht besonders hervor. Er überragte Herrn von Bennigsen zweifellos an tiefem und feinem Geist, an juristischem Scharfsinn und an positiver Schöpfungskraft, und wäre, als er später mehr hervortrat, die Katastrophe von 1866 nicht eingetreten, so würde ohne Zweifel Miquel die Führung der Opposition übernommen und vielleicht ein fruchtbares Zusammenwirken mit der Regierung auf praktischem Wege ermöglicht haben. Miquel hielt damals wenig vom Nationalverein. Der Gothaismus erschien ihm als eine kränkliche Theorie, die berliner neue Aera als

nicht gemacht, Deutschland zu reformiren, und die Idee an die Politik und die Erfolge von 1866 existirte damals noch in keinem Kopfe.

So ungefähr war die Lage des öffentlichen Lebens und die innere und äußere Stellung der Regierung in Hannover, als an mich die Aufgabe herantrat, eine publicistische Vertretung der Grundsätze und Maßregeln der Regierung in der Presse zu organisiren.

Der König — wieder infolge seiner englischen Erziehung, achtete die Bedeutung der Presse ungemein hoch, — er pflegte sie oft die sechste Großmacht zu nennen, — Herr von Borries war ungemein empfindlich gegen öffentliche Angriffe und noch mehr entrüstet darüber, daß er dieselben nur in äußerst beschränkter Weise zurückweisen konnte. Man verlangte von mir Abhülfe und setzte mich damit in eine nicht geringe Verlegenheit. Ist es überall schon keine leichte Aufgabe, eine Regierung in der Presse zu vertreten, so schien dieselbe bei den damaligen hannoverischen Zuständen fast unausführbar und war wohl geeignet, mich ziemlich muthlos zu machen. Wo die Regierung aus einer Partei hervorgegangen ist und von dieser gestützt wird, stehen ihr wenigstens die Organe dieser Partei selbst zu Gebote, — in Hannover hatte aber die Regierung keine solche Stütze — alle Parteien waren ihr

feindlich und sie war ausschließlich auf ihren eigenen bureaukratischen Mechanismus angewiesen; dazu kam die Uneinigkeit zwischen den beiden hauptsächlichsten Ministern und — eine nicht geringe Klippe, das hohe persönliche Interesse des Königs gerade an dieser Frage, welches fortwährend die Eifersucht des Herrn von Borries erregte, während es doch unmöglich war, den unmittelbaren allerhöchsten Einfluß zurückzuweisen, um so weniger, da der König vielleicht der einzige war, der von einer vernünftigen und wirkungsvollen publicistischen Thätigkeit einen Begriff hatte und weitern Ideen zugänglich war.

Das Verhältniß, welches ich vorfand, war ein unendlich primitives und fast komisches.

Die Regierung besaß ein officielles Blatt, die „Neue Hannoverische Zeitung", welches in seinem officiellen Theil die Anzeigen der Behörden und in seinem nichtofficiellen Theil politische Leitartikel und Correspondenzen brachte, welche ihr von dem Ministerium des Innern vorgeschrieben wurden. Der Verleger erhielt jährlich für 10000 Thaler Regierungsdruckarbeiten und außerdem mußten alle Beamten das Blatt halten, sowie alle Behörden ihre Bekanntmachungen in demselben inseriren lassen. In dieser „Neuen Hannoverischen Zeitung" erschienen nun fortwährend Artikel

zur Vertheidigung der Maßregeln der Regierung, oder vielmehr des Ministeriums des Innern, welche Herr von Borries, der keinen andern Einfluß auf das Blatt zuließ, meist persönlich durch seine Referenten inspirirte und welche ganz im Stile seiner Kammerreden schlagend, derb, oft provocirend, meist aber etwas steif und langweilig gehalten waren. Die sämmtlichen übrigen Blätter in der Stadt Hannover selbst gehörten der Opposition, an der Spitze die „Zeitung für Norddeutschland", von dem hochehrenwerthen, aber tief erbitterten Feinde der Regierung, Dr. Eichholz, redigirt — neben ihr der „Hannoverische Courier", welcher sich hoch durch maliciösen, aber oft pikanten Spott hervorthat und dessen Redacteur Frederichs als Mitglied des früher erwähnten Clubs Lemförde vielfach Gelegenheit hatte, die Indiscretionen der Ministerialreferenten zu verwerthen. Die übrigen Zeitungen in Hannover, „Tagespost" und „Tageblatt", sowie fast alle Tages- und Wochenblätter im Lande druckten die Artikel der „Zeitung für Norddeutschland" der Form oder wenigstens dem Sinne nach ab, und so kam es, daß die Artikel der „Neuen Hannoverischen Zeitung" einsam verklangen wie die Stimme des Predigers in der Wüste, während ringsumher bis auf die kleinen und kleinsten Blättchen der unbedeutendsten

Provinzialstädte die Opposition die Presse und die öffentliche Meinung beherrschte.

Nicht minder feindlich verhielt sich die ganze auswärtige Presse mit alleiniger Ausnahme des „Hamburgischen Correspondenten", mit welchem Herr von Borries eine persönliche Beziehung — ich weiß nicht wann und wie — angeknüpft hatte, und der alle Artikel des Ministers willig aufnahm. Sowol vom gothaischen als vom allgemein liberalen Standpunkt aus war die hannoverische Regierung der Gegenstand der heftigsten und bittersten Angriffe, — oft auch ungerechter Verleumdungen, die zum Theil von persönlich gereizten und erbitterten Correspondenten aus dem Lande selbst ausgingen, und nirgends existirte ein Organ, das solchen Angriffen entgegentrat.

Einen wesentlichen Punkt in dieser Richtung bildeten die Beziehungen zu Preußen, welche damals so schlecht als möglich waren, sodaß die ganze preußische und von Berlin aus inspirirte Presse einstimmig in der feindlichsten Weise gegen Hannover auftrat. Es war dies eigentlich ein merkwürdig abnormer Zustand bei der preußischen Erziehung und den preußischen Erinnerungen und persönlichen Sympathien des Königs und bei der eigenthümlichen Vorliebe des Ministers des Innern und des Generalpolizeidirectors für die

Institutionen der preußischen Bureaukratie, deren Nachahmungen überall an die Stelle des althannoverischen ständischen Selfgovernment gesetzt wurden.

Die Spannung war zuerst begründet durch die provisorische Regierung der neuen Aera, welche so ganz entschieden die gothaische Idee, den Bundesstaat mit preußischer Spitze, auf ihre Fahne schrieb, und durch den Nationalverein, der diese Idee mit der Opposition im Innern in enge Verbindung setzte und dadurch tiefes Mistrauen erregte, indem er damals schon auf mögliche Annexionen hindeutete und von Italien auf Deutschland exemplificirte.

Schon im März 1860 sagte Herr von Bennigsen bei Gelegenheit einer Kammerdebatte über die von der Opposition als unzulässig erachtete Vereinigung der Ministerien der Finanzen und des Königlichen Hauses in Einer Hand, wodurch die Verwaltung der Staats- und Krondomänen unter denselben Chef gestellt war: er begriffe nicht, wie die Regierung zu der Maßregel der Domänenausscheidung habe greifen können, man habe aber wol in Rücksicht auf gewisse durch die europäischen Wirren bedingte Eventualitäten dem königlichen Hause die Unterlage einer fürstlichen Existenz schaffen wollen. Eine solche Aeußerung aus dem Munde des Führers der Opposition machte in den Kreisen des

Hofes und der Regierung großes Aufsehen und verstimmte auf das tiefste gegen Preußen.

Die oppositionellen Blätter nährten diese Verstimmung, indem sie fortwährend die preußischen Zustände verherrlichten und indirect eine Annexionspolitik als wünscheswerthes Ziel hinstellten. Herr von Borries gab seinem Aerger über diese Kundgebungen des Nationalvereins in einer seinem ganzen Charakter entsprechenden, etwas kleinlichen und nicht besonders politischen Weise Ausdruck, indem er Preußen in unbedeutenden an sich gleichgültigen Fragen, welche zugleich den allgemeinen öffentlichen Verkehr berührten, Schwierigkeiten bereitete. Es handelte sich damals um den Bau der Bahn Buke-Kreiensen, und Herr von Borries verweigerte die Ueberführung dieser Bahn über die Linie der Hannoverischen Südbahn; ebenso wünschte Preußen die Zahl der Telegraphendrähte, welche es auf hannoverischem Gebiet besaß, zu vermehren, weil der Verkehr nach den preußischen Westprovinzen dies in der That erforderte: Herr von Borries verweigerte dies ebenfalls. Dies erbitterte natürlich wieder in Berlin, und die Spannung wurde immer größer.

Ein persönlicher Verkehr der beiden Höfe hätte bei den vielen gemeinsamen Jugenderinnerungen der re-

gierenden Herren, bei den so nahen Verwandtschafts- beziehungen und bei der so großen persönlichen Liebens- würdigkeit des Königs Georg manche Schärfen gemildert und manche Misverständnisse aufgeklärt, — aber theils die Abneigung der Königin gegen jede Repräsentation, theils der Einfluß des so specifisch österreichisch ge- sinnten Grafen Platen, der stets nach Wien blickte, hinderten solche persönliche Annäherung. An jenen kleinen Tracasserien freilich hatte Graf Platen keine Schuld, — er hatte die unmittelbaren Unannehmlich- keiten der gereizten Verhandlungen und unterließ auch nicht, der preußischen Diplomatie gegenüber die Schuld der Mishelligkeiten auf den Herrn von Borries zu werfen; zu einem ernsten guten Einvernehmen mit Preußen aber wollte er es in Rücksicht auf Wien ebenso wenig kommen lassen als sein College.

Mir ist in Betreff der damaligen Verhältnisse, in denen der erste Grund der spätern Katastrophe lag, ein Wort meines alten verehrten Freundes, des Hof- raths Schneider, stets in Erinnerung geblieben. Er kam öfter nach Hannover, der König kannte ihn von Berlin her und war ihm sehr gnädig, erinnerte sich auch besonders gern seiner Schwester, der Gattin des Kapellmeisters Schubert, welche in des Königs Knaben- jahren als damals gefeierte Sängerin Maschinka

Schneider in London zuerst die Weber'sche Musik, besonders die Arien des „Freischütz", gesungen und den Hof, die große Gesellschaft und das Publikum Englands entzückt hatte. Schneider bedauerte jedesmal, daß der König niemals nach Berlin käme und daß dadurch die beiden Höfe sich einander entfremdeten. „Man schreibt und spricht so viel von Annexionen", sagte er, „und ich begreife, daß das in Hannover verstimmt und besonders den König peinlich berührt, — aber warum erinnert man in Hannover denn Preußen unausgesetzt und in so kleinen Dingen daran, daß man ein Hinderniß ist, — daß man die zwei Staatshälften trennt? Und wenn man das aus politischen Gründen für nöthig hält, warum löst man die persönlichen Beziehungen? Kein Land in Deutschland macht Preußen mehr Schwierigkeiten politischer Natur als Mecklenburg. Warum spricht man niemals von einer Annexion von Mecklenburg? Weil der Großherzog und seine Familie über alle Differenzen der Regierungen hin sich stets als gute Freunde und Verwandte zeigen, nach Berlin kommen und ihre Beziehungen zur preußischen Armee pflegen. Eine Annexion von Mecklenburg, möchten noch so große politische Differenzen vorkommen, würde eine Unmöglichkeit sein." Der vortreffliche, so fein und weit blickende Schneider hatte recht, — aber alle

Versuche, eine persönliche Annäherung der Höfe zu erreichen, blieben erfolglos. Ein einziges mal fand etwas der Art statt und hatte — wie ich später erzählen werde — den vortrefflichsten Erfolg.

Außer den kleinen Zänkereien schwebten zwischen Hannover und Preußen aber auch ernstere Differenzen. Die Verhandlungen über die Ablösung des Stader Zolles hatten begonnen und beschäftigten die hannoverische Diplomatie; — wichtiger aber waren die preußischen Vorschläge zur Reform der Bundeskriegsverfassung, denen Hannover principiell entgegentrat, und die Frage der Eisenbahn von Minden nach dem Jadebusen, in welcher die hannoverische Regierung dem preußischen Wunsche, jene Bahn durch hannoverisches Gebiet zu legen, sich widersetzte. In den beiden letztgenannten Angelegenheiten war nicht Herr von Borries allein die Ursache des Widerstandes. Sowol in der Reformfrage der Bundeskriegsverfassung als in Betreff der Minden-Jadebahn vertrat Graf Platen entschieden das Interesse Oesterreichs, das der Ausdehnung des preußischen Einflusses in Norddeutschland keinen Spielraum gewähren wollte. Es wurde ihm leicht, dem Könige in den preußischen Vorschlägen in Betreff der Wehrverfassung des Bundes einen Eingriff in seine Kriegsherrlichkeit und in der Minden-Jade-

bahn einen militärischen Zwinggürtel zur Einengung Hannovers zu zeigen. Zu anderer Zeit wäre der König vielleicht in beiden Fragen zum Entgegenkommen geneigter gewesen — aber die Regierung der neuen Aera zeigte allerdings auch ihrerseits eine so entschiedene Animosität gegen Hannover, daß sie in der That kaum vertrauensvolles Entgegenkommen erwarten konnte. Insbesondere verstimmte den König persönlich die Wiederaufnahme der braunschweigischen Successionsfrage, welche gerade damals in Zeitungsartikeln und Broschüren, deren Ursprung man der preußischen Regierung oder wenigstens dem Herrn von Schleinitz zuschreiben zu sollen glaubte, fortwährend vor der Oeffentlichkeit behandelt wurde.

So hatte denn die hannoverische Regierung in der Presse nicht nur mit fast allen großen und kleinen Blättern des eigenen Landes, sondern auch mit allen liberalen Blättern in Deutschland und endlich zumeist auch mit dem preußischen Preßbureau zu kämpfen, welches, von dem Ministerpräsidenten von Manteuffel sehr wirksam organisirt, damals unter der Leitung der Herren von Jasmund und von Bardeleben stand und dem Antagonismus der neuen Aera gegen Hannover in schärfster Weise Ausdruck gab.

Die hannoverische Regierung hatte dagegen nur

sehr geringe Vertheidigungsmittel. Gegen die Blätter des Inlandes brachte man nach der damaligen Bundespreßgesetzgebung Verwarnungen und Concessionsentziehungen in Anwendung, welche notorisch niemals etwas nützten und die Opposition nur dahin brachten, ihre Angriffe in vorsichtigere, darum aber um so gehässigere und wirksamere Form zu kleiden. Den auswärtigen Blättern gegenüber griff man zur Androhung der Entziehung des Postdebits und erreichte damit im günstigsten Falle, wenn die Maßregel wirklich Wirkung hatte, höchstens, daß das betreffende Blatt, um sich vor dem Verlust seiner hannoverischen Abonnenten zu bewahren, über alle hannoverischen Dinge absolutes Schweigen beobachtete. Von einer Einwirkung in geistiger Beziehung, von einer Fühlung mit den publicistischen Kreisen oder gar von einer vertrauensvollen Verständigung, die so oft mit der Opposition möglich gewesen wäre, war keine Rede; die „Neue Hannoverische Zeitung" brachte ihre Leitartikel, welche Paraphrasen der Kammerreden des Herrn von Borries waren, die Oppositionsblätter erhielten ihre polizeilichen Verwarnungen, — das war alles. Graf Platen verweigerte jede Mitwirkung zur Instruction des Regierungsblattes, und so leistete dasselbe in der That an Langweiligkeit das Unglaublichste und erinnerte vielfach an den alten

„Preußischen Staats-Anzeiger“, der im Jahre 1830, an dem Tage, an welchem die Nachricht der Julirevolution nach Berlin gekommen war, einen Leitartikel über den Schmetterlingsfang zur Erbauung und Belehrung seiner Leser veröffentlichte.

Unter diesen Verhältnissen gehörte ein gewisser Muth dazu, die Preßangelegenheiten anzufassen, welche in mehr als einer Beziehung einem Wespenneste glichen.

Ich machte vor allem darauf aufmerksam, daß ich die polizeilichen Maßregeln, Verwarnungen und Concessionsentziehungen für wirkungslos hielte, oder daß wenigstens nach meiner Ueberzeugung die rein negative Wirkung mit der Gehässigkeit der Maßregel, welche wohlfeiles Märtyrerthum schaffe, in keinem Vergleich stände.

Ich stellte ferner die Nothwendigkeit dar, der Opposition auf publicistischem Boden einen geistigen Widerstand entgegenzusetzen, da ja die Regierung für alle ihre Schritte gute Gründe und Kräfte genug habe, dieselben darzulegen — wozu vor allem nöthig sei, Beziehungen nach allen Richtungen anzuknüpfen und Einfluß in der in- und ausländischen Presse zu gewinnen.

Endlich hob ich hervor, daß eine wirksame Vertheidigung der Regierung vor der öffentlichen Meinung nur dann möglich sei, wenn alle Ministerien in gleicher

Weise daran mitwirkten, — insbesondere sei das Auswärtige Amt dazu nothwendig, da man von fremden Blättern unmöglich eine Behandlung der innern hannoverischen Angelegenheiten verlangen könne, ohne ihnen zugleich interessanten diplomatischen Stoff zu geben und ihnen Material zur Beurtheilung der großen politischen Fragen zu bieten. Die Leitung der Presse müsse deshalb nicht unter dem Ministerium des Innern, sondern unter dem Gesammtministerium stehen.

Diese Grundsätze, welche stets das Fundament meiner Anschauungen über die Behandlung der Presse von seiten der Regierungen gebildet haben und durch meine Erfahrungen auf diesem Gebiete nur immer mehr befestigt worden sind, erregten, während der König sie vom ersten Augenblick an billigte, bei Herrn von Borries ein fast mistrauisches Bedenken. Er wollte von einer Beschränkung der polizeilichen Maßregeln nichts hören, in denen er allein heilsame Einschüchterung erblickte, und noch weniger wollte er eine Mitwirkung der übrigen Minister, am allerwenigsten des Grafen Platen, zugestehen, der natürlich dann seine Instructionen nicht der Prüfung und Approbation des Ministers des Innern unterworfen haben würde.

Die Herstellung einer publicistischen Organisation indessen wurde in Angriff genommen, und ich begann,

so gut es auf dem schwierigen Boden anging, daran zu arbeiten. Eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten zur Begründung eines geistigen Einflusses auf die Publicistik lag in der Persönlichkeit des Herrn von Borries selbst, welcher von einer freien geistigen Bewegung keinen Begriff hatte, alles nach der Schablone machen wollte und vor allem stets selbst publicistisch zu arbeiten liebte. Jeden Morgen erhielt ich ein oder mehrere Billets mit Instructionen zur Behandlung einzelner Gegenstände. Dieselben trugen zwar stets die Nachschrift: „salva redactione", allein der Minister war doch sehr unzufrieden, wenn er nicht alle seine Gedanken und Wendungen wiederfand, deren Abdruck man fremden und unabhängigen Blättern, welche einer andern Form zugänglich gewesen wären, nicht zumuthen konnte. Einem Einfluß im Auslande stand der gesammte Liberalismus und der preußische Antagonismus entgegen. Die verschiedenen politischen Misverständnisse und Verstimmungen, deren ich bereits erwähnt, machten auch die Organe der preußischen conservativen Partei, so sehr dieselben der neuen Aera feindlich gegenüberstanden, zu Gegnern der hannoverischen Regierung, und selbst die „Kreuzzeitung" brachte feindselige Artikel gegen Hannover. Dazu kam, daß die verfügbaren Mittel sehr beschränkt waren. Ein Dispositions-

fonds existirte nicht, — zum Ersatz dafür hatte das Ministerium des Innern eine eigenthümliche Besteuerung der ausländischen Versicherungsgesellschaften eingeführt. Jede solche Gesellschaft, welche für das Königreich concessionirt wurde, mußte eine bestimmte, von dem Minister des Innern in jedem Falle festgesetzte Summe in die Kasse des Ministeriums zahlen. Aus diesen Beiträgen bildete sich der sogenannte „Feuertopf", über dessen Verwendung die Stände kein Recht der Controle besaßen, der aber gerade deshalb fast in jeder Session den Gegenstand der lebhaftesten Angriffe bildete. Dieser Fonds, an sich ziemlich bedeutend, war nun aber für alle möglichen Zwecke ziemlich stark belastet und es blieb wenig genug zur Verwendung für Preßzwecke übrig, sodaß auch an die Gewinnung unbedingt nothwendiger literarischer Hülfskräfte nur in beschränktem Maße gedacht werden konnte.

Allen diesen Schwierigkeiten stand ich gegenüber, sie konnten nur allmählich überwunden werden, und die größten derselben lagen im Schose der Regierung selbst. Dessenungeachtet begann ich meine Thätigkeit nach festem Plan und mit der Hoffnung, den geistigen Einfluß auf die Presse, den nach meiner Ueberzeugung jede Regierung haben muß und den sie zu erringen

und festzuhalten das Recht und die Pflicht hat, nach meinen Anschauungen und Ueberzeugungen herstellen zu können, da ich für diese Anschauungen des Verständnisses und der Unterstützung des Königs gewiß war, der die Presse die sechste Großmacht nannte und dann meist hinzuzufügen pflegte: „Eigentlich aber ist sie die erste.“

II.

Organisation der Provinzialpresse. — Staatsminister Bacmeister. — Die Druckarbeiten der Regierung als Subvention für die Zeitungsunternehmer. — Die auswärtige Presse. — Die Correspondenten. — Das Literarische Bureau in Berlin und die preußischen Zeitungen. — Die „Weser-Zeitung". — Die augsburger „Allgemeine Zeitung". Dr. Orges, Baron von Cotta. — Weitere Schwierigkeiten der politischen Preßleitung. — Die Instructionen des Herrn von Borries. — Feindschaft des Corps bureaucratique. — Literarischer Größenwahnsinn.

Um nun die Anschauungen der Regierung in wirksamer Weise der öffentlichen Meinung zugänglich zu machen und die Alleinherrschaft der Opposition zu brechen, veranlaßte ich zunächst eine generelle Verfügung an alle localen Verwaltungsbehörden, welche dieselben anwies, sich mit den Redacteuren — meist zugleich Besitzern und Druckern — der kleinen und kleinsten Provinzialblätter in persönliche Verbindung zu setzen und denselben zu eröffnen, daß die Regierung von ihrer Loyalität die Aufnahme von ruhig gehaltenen

Darlegungen und Begründungen des Regierungsstandpunktes erwarte. Es sollte dabei ausdrücklich erklärt werden, daß die freie, auch oppositionelle Besprechung der politischen Fragen ihnen keineswegs verwehrt sein und daß kein polizeilicher Druck gegen sie geübt werden solle. Um alles Mistrauen auszuschließen, wurde diese Vermittelung nicht den Polizeibehörden, sondern ausschließlich nur den Verwaltungsbeamten übertragen, welche dann zugleich die Zustellung der einzelnen Artikel an die Blätter ihres Bezirks zu übernehmen hatten.

Mit Ausnahme einiger Zeitungen der größern Städte, welche ganz dem Nationalverein gehörten, gingen fast alle Provinzialblätter auf die ihnen in vertraulicher Weise gemachte Eröffnung ein, — die meisten um so lieber, als sie die Artikel der Oppositionsblätter nur aus Mangel andern Stoffes abgedruckt hatten und sehr froh waren, nun scheinbar Eigenes ihren Lesern bieten zu können und zugleich mit den Behörden in ein freundliches Verhältniß zu treten. Viele allerdings meldeten sich bald auch mit Unterstützungsansprüchen, welche sich indeß in so geringen Dimensionen hielten, daß sie trotz der beschränkten Mittel durch gelegentliche Subventionen befriedigt werden konnten.

Die Landdrosten in den verschiedenen Districten ließen es sich auf Aufforderung des Ministers des Innern eifrig angelegen sein, durch geeignete, häufig nicht dem Dienst angehörige Vertrauenspersonen mit den einzelnen Blättern ihres Verwaltungsbezirks in Verbindung zu treten und sie zu einer verständigen, den Gründen der Regierung Raum gebenden und die Kritik der Regierungsmaßregeln in ruhiger Form haltenden Redaction zu bestimmen. Insbesondere fand ich ein tiefes Verständniß für die Bedeutung der Presse und die richtige geistige Einwirkung der Regierung auf dieselbe bei dem damaligen Landdrosten zu Aurich, dem frühern Minister Bacmeister, den Herr von Borries bei einem Besuch in Hannover mit mir bei einem ganz vertraulichen Theeabend zu einer eingehenden Besprechung zusammenbrachte und den ich damals zuerst kennen lernte. Da dieser hochbedeutende Mann noch in der letzten Zeit des Königreichs Hannover einen wesentlichen Einfluß auf dessen Schicksal ausübte und ich in manchen wichtigen Momenten mit ihm zu arbeiten und von ihm zu lernen die Freude hatte, so mögen einige Bemerkungen über ihn gleich hier an dieser Stelle ihren Platz finden.

Bacmeister stand damals im 56. Jahre seines Alters, er war kränklich und man konnte oft auf

seinem Gesicht die Spuren körperlichen Leidens sehen; doch schienen seine feinen Züge durch das frische geistige Leben, das aus seinen scharfblickenden Augen sprühte, jünger als seine Jahre. Er besaß eine ebenso tiefe und reiche allgemeine Bildung als gründliche Kenntnisse und ausgedehnte Erfahrungen in den Rechts- und Verwaltungswissenschaften. Seine Arbeitskraft war trotz seiner empfindlichen Nerven unerschöpflich, seine Ideen stets groß und weit, seine Mittel zum Ziele schneidig und zähe. Er besaß eine hinreißende Beredsamkeit, welche ebensowol durch die schlagende Schärfe der Gründe, als durch die Eleganz des Ausdruckes und durch wahrhaft attischen Witz wirkte; wenn er sprach, spielte ein gutmüthig spöttisches Lächeln um seinen feinen Mund, seine Stimme war leise und fast monoton, dennoch erzwang er stets die allgemeine Aufmerksamkeit und seine scharfe Dialektik überzeugte fast immer seine Gegner, oder brachte sie zum Schweigen. Er war im Jahre 1842 in das Ministerium des Innern berufen worden und hatte die hannoverische Proceßordnung ausgearbeitet, welche in ihrer Art ein Meisterstück war und trotz der durch das Jahr 1848 veränderten Rechtsverhältnisse noch die materielle Grundlage des hannoverischen Proceßrechts bildet. Dann war er unter dem Ministerium Schele nacheinander

Minister des Cultus und der Finanzen gewesen, hatte sich darauf, weil er mit Schele nicht mehr übereinstimmte, zurückgezogen und war, wie schon bemerkt, unter Herrn von Borries Landdrost in Aurich. Trotz der freimüthigen Offenheit, mit welcher er zu allen Zeiten seine Meinung aussprach und vertrat, besaß er das Vertrauen aller, die ihm nahe getreten waren. Der König Ernst August hatte ihm die Abfassung seines Testaments übertragen, der König Georg zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und selbst der so mistrauische Minister von Borries hatte niemals eine Differenz mit ihm, — er achtete seinen Geist und seinen Charakter, — vielleicht fürchtete er ihn, und trotz aller freundlichen Beziehungen hielt er doch bei dem Könige jeden Gedanken an eine Berufung Bacmeister's in das Cabinet fern — auch hätte sich dieser, dessen oberster Grundsatz das fortiter in re und suaviter in modo war, schwerlich damals dazu verstanden.

Dieser Mann nun, der, ganz wie ich, überzeugt war, daß der Einfluß der Regierung auf die Presse ein leitender, anregender, vertrauenerweckender sein müsse, daß vor allem jede polizeiliche Maßregelung von der geistigen Einwirkung völlig getrennt zu halten sei, war vielleicht unter allen höhern Beamten

Hannovers der einzige, bei dem ich eine wirklich eingreifende Unterstützung ganz in meinem Sinne fand; sonst trat mir namentlich die Bureaukratie mehr oder weniger offen feindlich entgegen, weil sie theils auf dem Standpunkte stand, daß die Zeitungsschreiberei etwas ganz Gleichgültiges sei, und daß für deren Behandlung, wenn sie je Beachtung verdiene, die polizeilichen Bundesgesetze völlig ausreichten, — theils auch weil ein großer Theil der Ministerialreferenten mit dem Nationalverein sympathisirte und sich der Angriffe gegen den oft rücksichtslosen Minister von Borries freute.

Dessenungeachtet hatten die von mir getroffenen Maßregeln eine schnelle und wie natürlich auch eine allgemein sichtbare Wirkung. Das frühere Verhältniß kehrte sich um. Während früher das Regierungsblatt isolirt war, blieben jetzt die eigentlichen Parteiblätter mit ihren Angriffen gegen die Regierung allein, — alle kleinen Blätter vertraten die Anschauungen der Regierung. Die Opposition begriff sehr wohl, wie gefährlich dieses System für sie war, — denn die großen Parteiblätter werden im allgemeinen nur von denen gelesen, welche ohnehin schon zur Partei gehören oder deren Anschauungen theilen, — die kleinen und kleinsten Zeitungen aber, welche in das Volk bringen,

das noch keine eigene Meinung sich zu bilden vermag und sehr geneigt ist, das gedruckte Wort für unbedingte Wahrheit zu halten, machen in eigentlichem und eminentem Sinne öffentliche Meinung. Es begannen daher in allen Blättern der Opposition die allerheftigsten und meist sehr gehässigen Angriffe gegen das neue „Preßbureau", das nun wundersamerweise gerade die gothaischen Organe als eine von Preußen importirte Institution zu verdächtigen suchten, — man stellte dieses Preßbureau als eine dunkle, geheimnißvolle, von polizeilichen Schrecknissen umgebene Macht hin und drohte den Provinzialblättern, welche mit demselben in Verbindung traten, mit Entziehung der Abonnenten und Anzeigen, was indeß keinen Eindruck machte, da die Bewohner des Bezirks jener kleinen Blätter, denen die großen Zeitungen meist gar nicht zu Gesicht kamen, fortfuhren sie zu lesen und in ihnen ihre Anzeigen zu veröffentlichen.

Dies bestärkte mich noch mehr auf meinem Wege — je unruhiger der Gegner wird, um so mehr hat man ihm an seinem wunden Punkte wehe gethan. Der König Georg pflegte zu sagen: Wer regieren will, darf sich weder fürchten noch ärgern — diesen Grundsatz habe ich auch meinerseits stets im öffentlichen Leben befolgt; — in diesem Falle fürchtete ich

die hämischen und persönlichen Angriffe der Opposition um so weniger, als ich mir bewußt war, einen freien geistigen Kampf anzustreben, und als ich mir das Ziel vorgesteckt hatte, die Presse von allen polizeilichen Fesseln zu befreien, um durch die Kraft der Wahrheit und der Gründe die öffentliche Meinung der Regierung zuzuwenden. Statt mich über jene Angriffe zu ärgern, ersah ich aus denselben zu meiner großen Freude, daß ich auf dem richtigen Wege war und die Gegner an ihrer empfindlichsten Seite gefaßt hatte.

Schon damals hatte ich auch den Gedanken, den ich später immer mehr als richtig in Bezug auf die Vertretung der Regierung in der Presse erkannte, nämlich durch die Zuwendung von Druckarbeiten diejenigen Zeitungsunternehmer, welche die Grundsätze und Gründe der Regierung vor dem Publikum vertheidigen, auch materiell zu unterstützen und sie dadurch für die ihnen zugewendete Feindschaft der Opposition zu entschädigen. Geldsubventionen haben etwas Gehässiges und für den Empfänger Niederdrückendes, sie können meist nicht fortlaufend gewährt werden und es sind dafür selten die genügenden Fonds vorhanden. Jede Regierung aber hat eine große Anzahl Druckarbeiten zu vergeben, und es ist doch nur natürlich, daß sie dieselben denjenigen

Druckerei- und Zeitungsbesitzern zuwendet, welche zu ihren Freunden zählen und sie auf dem so wichtigen Gebiet der Presse unterstützen. Eine solche Zuwendung verursacht keine Extraausgaben, sie unterliegt keiner Controle, sie bringt demjenigen, der sie empfängt, großen Vortheil, ohne daß er die Demüthigung eines Geschenkes oder einer geheimen Subvention empfindet. Die Regierungen könnten durch eine richtige Verwendung dieser Druckarbeiten auf eine weit freiere, sicherere und würdigere Weise als durch directe Subventionen einen weitgehenden und festen Einfluß gewinnen; in Hannover war daran so wenig gedacht, daß die Besitzer der erbittertsten Oppositionsblätter große Beträge an den Druckarbeiten der Regierung gewannen, während man oft um geringe Subventionen für die Drucker der kleinen Provinzialzeitungen in Verlegenheit war.

Auch in dieser Beziehung fand ich sogleich Verständniß und Unterstützung bei dem Landdrosten Bacmeister; allein es war unendlich schwer, etwas Durchgreifendes darin zu thun. Denn solange Herr von Borries die Preßangelegenheiten als seine ausschließliche persönliche Domäne betrachtete, war immer nur über die Druckarbeiten des Ministeriums des Innern zu verfügen, die übrigen Ministerien hatten kein Interesse

oder waren abgeneigt, die Presse des Herrn von Borries zu unterstützen, und etwas nachhaltig Wirksames konnte auch in dieser Beziehung erst erreicht werden, wenn die Presse, wie ich es für richtig und nothwendig erkannte, unter das Ressort des Gesammtministeriums gestellt würde. Dazu war aber vorläufig wenig Aussicht, da Herr von Borries jeden solchen Gedanken als ein crimen laesae majestatis ansah. Zunächst mußte ich mit dem Erreichten zufrieden sein, — die Regierung hatte in der öffentlichen Meinung des eigenen Landes Boden und feste Organe gewonnen, sie war im Stande, zu Wort zu kommen, die Arena war geöffnet, — es kam nur darauf an, im geistigen Kampfe die bessern Waffen zu führen und die größere Geschicklichkeit zu entwickeln.

Ich wendete also meine Thätigkeit und Aufmerksamkeit der auswärtigen Presse zu, in welcher Hannover der von aller Welt verfolgte Paria war. Der eigentliche Herd und Brennpunkt des allgemeinen Zeitungskrieges gegen Hannover war, aus den schon früher angeführten Gründen, Berlin. Die liberalen Zeitungen waren die alten Gegner der hannoverischen Regierung, die officielle und officiöse Presse der neuen Aera unterstützte nach allen Kräften die Angriffe oder dirigirte sie auch wol, und die conservativen Blätter waren

durch die kleinlichen Vexationen gereizt. Es schien mir daher richtig, den Feind im Mittelpunkt anzugreifen, und ich brachte hier einen Grundsatz zur Anwendung, den eine lange Erfahrung mir immer als richtig gezeigt hat, wenn es gilt, einen ausgedehnten und sichern Einfluß in der Presse zu begründen, nämlich nicht die Redactionen, sondern die Correspondenten zu gewinnen.

Die Redactionen großer Blätter haben immer eine Regierung, eine politische Partei, oder eine Geldmacht hinter sich; es ist im allgemeinen schwer, mit diesen Elementen, welche sich für eine Diplomatie in partibus halten, zu verkehren, mit großer Mühe und oft großen Opfern erreicht man gelegentlich einen abgeschwächten und kritisch commentirten Leitartikel, der mehr schadet als nützt, da ihn die Redaction selbst dem Publikum gewissermaßen als inspirirt denuncirt und sich dabei den Anschein gibt, als habe sie irgendeinem geheimnißvollen Druck weichen müssen.

Die Correspondenten aber finden für ihre Artikel, meist ohne alle Prüfung, in ihren Blättern Aufnahme, und mit jedem Correspondenten gewinnt man sicher und unauffällig alle Blätter, für die er schreibt. Das Publikum kennt das Metier eines Zeitungscorrespondenten vom Fach kaum, und der Zeitungsleser be-

trachtet mit einer Art von ehrerbietiger Bewunderung die vielen Briefe, welche die Redaction eines Blattes von allen Weltgegenden her unter den verschiedensten kabbalistischen Zeichen erhält und welche alle aus den eingeweihtesten Kreisen zu stammen und mit den maßgebendsten Personen im nächsten Verkehr zu stehen scheinen. Nun gibt es aber in allen großen Städten gewisse Publicisten, welche einen Theil des Tages damit verbringen, in den Vorzimmern der Redactionen und der Ministerialbureaux Neuigkeiten zu sammeln, dieselben dann mit Geschick zustutzen und durch kühne, mehr oder weniger gewandte Combinationen ergänzen, um sie unter verschiedenen Zeichen an verschiedene Blätter zu versenden, aus denen sie dann wieder in andere übernommen werden und so in weitem Kreislauf die öffentliche Meinung eines großen Theiles des Publikums bestimmen. In Berlin gab es Correspondenten — nicht einen, sondern mehrere —, welche täglich einen Correspondenzartikel selbst schrieben. Diesen zerschnitten sie dann in so viele Theile, als sie Zeitungen zu bedienen hatten, und setzten die Theile nach dem Princip der Permutation so verschieden zusammen, daß jedesmal ein anderer Gegenstand und Satz den Anfang bildete. Diese verschiedenen Permutationen desselben Artikels wurden dann von Schreibern

abgeschrieben und gingen mit der Abendpost nach allen Richtungen hin in die Welt, um in den verschiedensten Kreisen die neueste öffentliche Meinung zu machen. Besonders schlecht bezahlenden Blättern wurden dann wol Verkürzungen des Artikels auferlegt, sodaß sie nur zwei oder drei Abschnitte erhielten, große Zeitungen mit starken Correspondenzhonoraren erhielten wol eine besondere Einleitung und einige Specialnachrichten als Zugabe.

Um nun in dieser Weise schnell einen weitgreifenden Einfluß auf die außerhannoverische Presse zu gewinnen, bot sich, als ich im November 1859 nach Berlin ging, eine vortreffliche Gelegenheit. Die von dem Ministerpräsidenten von Manteuffel begründete Centralstelle für Preßangelegenheiten war von dem Ministerium der neuen Aera unter die Leitung der Herren von Jasmund und von Bardeleben gestellt — der erstere hatte vorher das „Preußische Wochenblatt“ des Herrn von Bethmann-Hollweg redigirt, der letztere war irgend sonstwo publicistisch beschäftigt gewesen. Beide Herren hatten durch die Art ihres Auftretens die meisten Mitglieder jenes Bureau nicht angenehm berührt, und ich fand dieselben, welche ein großes Correspondenzgebiet beherrschten, in tiefer Erbitterung, sowol gegen das Ministerium als gegen die Direction der

Centralstelle. Es wurde mir leicht, mehrere von ihnen zu engagiren, um die hannoverischen Interessen zu vertreten und mir sowol regelmäßige Berichte über alles, was in Berlin vorging, zu senden, als auch ihre Correspondenzen nach meinen Instructionen zu schreiben. Zugleich stellte ich eine Verständigung mit der conservativen Partei, unter der ich zahlreiche persönliche Freunde besaß, und mit der „Kreuzzeitung" und ihren Mitarbeitern her und fand Correspondenten für die hannoverische Regierungspresse, welche sonst aller journalistischen Thätigkeit fern standen und in der That aus besten Quellen zu schöpfen vermochten. Der Erfolg dieser Verhandlungen zeigte sich bald in sehr wirksamer Weise. Ich war nicht nur über alles, was in Berlin vorging, auf das genaueste unterrichtet, und erhielt Correspondenzen, welche der hannoverischen Regierungspresse ein höheres Interesse und eine bald allseitig anerkannte Bedeutung gaben, sondern ich war auch in der Lage, die Anschauungen der hannoverischen Regierung durch die nach meinen Instructionen arbeitenden Correspondenten zu gleicher Zeit und an den verschiedensten Orten in Blättern vertreten zu lassen, welche sich gegen eine directe Verbindung ohne Zweifel gesträubt haben würden.

Ich fand später — allerdings ließ sich das alles

erst allmählich herstellen — auch in Wien, Frankfurt a. M. und München sehr geschickte und vertrauenswürdige Agenten, welche ich fest engagirte und welche mir ebenfalls regelmäßige Berichte einsenden und ihre Correspondenzen nach meinen Instructionen einrichten mußten. Ich traf die Einrichtung, daß die Berichte eines jeden — soweit sie nicht absolut discrete Mittheilungen enthielten — abschriftlich allen übrigen, von meinen Instructionen über die Behandlung der einzelnen Punkte begleitet, regelmäßig mitgetheilt wurden, sodaß nicht leicht ein Gebiet Deutschlands und auch eines weitern Auslandes — da viele fremde große Zeitungen von meinen Agenten bedient wurden — von meinem Einfluß auf die Presse freiblieb. Die hannoverischen Anschauungen und Rechtsgründe in den eigenen Landesangelegenheiten, wie in den verschiedenen Fragen, welche damals die deutsche Bundespolitik bewegten, wurden von Berlin, von Wien, von Frankfurt a. M. und von München aus nach allen Richtungen hin geschrieben, ohne daß das Publikum, ja ohne daß selbst die Eingeweihten der Presse eine Ahnung des Zusammenhanges hatten.

Mit einzelnen der größern Weltblätter stand ich in persönlichen Beziehungen, mit andern, die der hannoverischen Regierung besonders viel Widerwärtig-

keiten bereiteten, gelang es, statt des bisherigen schroffen Verhältnisses freundlichere Verbindungen anzuknüpfen. So waren Herrn von Borries besonders die durch die unmittelbare Nachbarschaft fast als hannoverisches Blatt zu betrachtende „Weser-Zeitung" und die namentlich in den vornehmern Kreisen Hannovers vielverbreitete augsburger „Allgemeine Zeitung" äußerst feindlich, und beiden Blättern gegenüber hatte er in seiner gewaltsam bureaukratischen Weise keine andere Waffe als die Entziehung des Postdebits. Diese Maßregel, welche dem Verbot des Blattes für das Gebiet des Königreichs fast gleichkam, da jedes Exemplar dann einzeln unter Couvert gesendet werden mußte, war gegen die augsburger „Allgemeine Zeitung" einmal zur Anwendung gebracht und dann auf Verwendung der Gesandtschaft in München wieder aufgehoben. Der Erfolg war gewesen, daß von da ab die „Allgemeine Zeitung" zwar keine Angriffe gegen die hannoverische Regierung mehr brachte, aber daß dafür der Artikel Hannover gänzlich aus ihren Spalten verschwunden war, sodaß ihre Leser von der Existenz des Königreichs niemals Kenntniß erhielten.

Die „Weser-Zeitung" hatte bald nach meinem Eintritt in den hannoverischen Dienst wieder einige sehr heftige Angriffe gegen die Regierung gebracht, und Herr von

Borries wollte ihr den Postdebit entziehen, wodurch das Blatt eine große Anzahl von Abonnenten verloren hätte und sich, um solchen Schaden zu vermeiden, dann wol ebenso wie die „Allgemeine Zeitung“ zu einem Verschweigen des Daseins Hannovers verstanden hätte. Die „Weser-Zeitung“ wurde damals von einem Herrn Lammers redigirt, der — und mit Recht — für einen zwar sehr entschieden liberalen, aber ernsten, tüchtigen und nicht gehässig gesinnten Mann galt, mir aber unbekannt war. Dagegen hatte ich durch einen gemeinsamen Freund Beziehungen zu dem Eigenthümer des Blattes, Herrn Schünemann, welcher ja durch die Entziehung des Postdebits am härtesten getroffen worden wäre. Ich veranlaßte den Minister, von der harten Maßregel noch Abstand zu nehmen, und ließ Herrn Schünemann ersuchen, nach Hannover zu kommen. Derselbe folgte sogleich dieser Aufforderung, und ich führte ihn eines Abends zu Herrn von Borries, dessen offenes, gerades und ehrlich derbes Wesen denn auch auf Herrn Schünemann einen Eindruck machte, der von der Vorstellung sehr verschieden war, die er von dem vielangefeindeten Minister hatte. Beide gefielen sich gegenseitig sehr gut, und es wurde eine Verständigung bewirkt, infolge deren die „Weser-Zeitung“ künftig den Ton gegen Hannover wesentlich milderte

und auch Artikel aufnahm, die ich ihr zusendete, wobei ich selbstverständlich dem Redacteur, Herrn Lammers, niemals zumuthete, mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch zu treten, was er auch seinem Charakter nach niemals gethan hätte, — aber thatsächliche Aufklärungen und ruhige Darlegung von Gründen fanden Aufnahme.

Auch zu einer Verständigung mit der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ fand sich eine ganz eigenthümliche Gelegenheit.

Es erschien, nachdem das Blatt lange über Hannover völlig geschwiegen, plötzlich ein Artikel, der das größte Aufsehen machte. Es war in demselben gesagt, daß infolge von Differenzen des Grafen Platen mit dem Herrn von Borries der erstere seine Entlassung gefordert habe. Diese sei ihm vom Könige verweigert und deshalb sei Herr von Borries nun zum Rücktritt entschlossen. Die Zustände in Hannover, einzelne Vorgänge, die in der That stattgefunden hatten, waren so genau geschildert, der ganze Artikel zeigte eine so eingehende Kenntniß aller Verhältnisse und enthielt dabei mehrere so sachgemäße und schlagende Ausführungen, daß der König selbst in hohem Grade betroffen war, da manche Ansichten und Urtheile, welche jener Artikel enthielt, ihm, wenn er sie auch nicht als

unbedingt richtig anerkannte, doch ernstere Beachtung zu verdienen schienen. Herr von Borries war sehr erzürnt und dachte daran, strenge Maßregeln zu ergreifen. Dem Könige lag vor allem daran, zu wissen, woher jener Artikel stamme, um danach den Werth und die Bedeutung seines Inhalts beurtheilen zu können; er gab mir den Auftrag, sogleich persönlich den Versuch zu machen, bei der Redaction den Verfasser des Artikels zu ermitteln. Ich stellte ihm natürlich vor, wie schwer, ja fast unmöglich eine solche Ermittelung sei, da ja jede anständige Redaction das unbedingteste Schweigen über ihre Mitarbeiter beobachte; der König befahl mir aber dennoch, den Versuch zu machen, und autorisirte mich, der Redaction mein Wort zu verpfänden, daß der Zweck der Nachforschung kein feindlicher und polizeilicher sei und daß auch unsererseits die strengste Discretion werde beobachtet werden; zugleich gab er mir einen Immediatbefehl an seinen Gesandten in München, den Obersten von dem Knesebeck, mit, welcher demselben auftrug, mir in jeder Weise unter absoluter Verschwiegenheit zur Erreichung meines Zweckes behülflich zu sein. Herr von Borries erkannte an, daß es besser sei, noch einen Versuch der Verständigung mit der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zu machen, bevor

man zu feindlichen Maßregeln schritte, und ich reiste ab mit einem der peinlichsten und schwierigsten Aufträge, welcher dadurch noch um so bedenklicher wurde, daß sein eigentlicher Inhalt nur dem Könige bekannt war und daß ich ohne Mitwirkung und Kenntniß des Ministers des Auswärtigen mit dem unter demselben stehenden Gesandten zu thun hatte.

Ich fand in dem Obersten von dem Knesebeck, mit dem ich später noch mehrfach in nähere Beziehungen treten sollte, einen ebenso liebenswürdigen als scharfblickenden und dabei altdeutsch biedern, treugesinnten Mann, der mit allem Eifer bestrebt war, die Interessen Hannovers in Süddeutschland nach allen Kräften zu vertreten, dabei aber sich bitter darüber beklagte, daß er fast immer ohne Instructionen bliebe und vor allem stets im Dunkeln über die eigentlich leitenden Grundsätze der Regierung sich befände und daher nur mit der äußersten Zurückhaltung sich über die Politik, die er zu vertreten habe, äußern könne. Herr von dem Knesebeck war trotz vieler Beziehungen seiner Familie in Preußen ein sehr entschiedener Gegner der gothaischen Idee und der von der neuen Aera eingeschlagenen Richtung; er wollte die volle Selbständigkeit Hannovers und erblickte das sicherste Mittel zur Stärkung der ruhigen und sichern Kraft Deutschlands

in dem engen Zusammenschlusse der Mittelstaaten unter kräftiger einheitlicher Entwickelung ihres Militärsystems, um sowol Preußen wie Oesterreich fest und unabhängig gegenübertreten zu können. Er misbilligte und beklagte das unglückselige schwankende Schaukelsystem der hannoverischen auswärtigen Politik, das nirgends feste Stützpunkte gewann und sich gerade die Mittelstaaten mistrauisch entfremdete, während er auf der andern Seite die vexatorischen Maßregeln in Eisenbahn- und Telegraphenangelegenheiten ebenso entschieden verurtheilte, durch welche Preußen stets daran erinnert werde, daß Hannover ein Hinderniß sei. Ich hatte bestimmten Grund zu der Annahme, daß, wenn die Differenzen zwischen den Ministern von Borries und Graf Platen zum Rücktritt des letztern führen sollten, Herr von Knesebeck dessen Nachfolger im auswärtigen Ministerium werden würde; vielleicht wäre dies ein großes Glück gewesen und hätte Hannover vor dem Untergange gerettet. Herr von Knesebeck, der die Verhältnisse der „Allgemeinen Zeitung" genau kannte und schon früher mit derselben verhandelt hatte, rieth mir, meiner eigenen Ansicht völlig entsprechend, durchaus ab, bei der Redaction einen Versuch zur Ermittelung des Verfassers jenes erwähnten Artikels zu machen, und empfahl mir dagegen, sowol über diesen Punkt

als über ein regelmäßiges freundliches Verhältniß zu dem Blatte direct mit dem alten Freiherrn von Cotta in Stuttgart, der damals noch lebte und über dessen Eigenthümlichkeiten er mir viel mittheilte, sozusagen de puissance à puissance zu verhandeln, was dem alten Herrn stets sehr schmeichelhaft sei.

Ich fuhr nach Augsburg und suchte zunächst den Dr. Orges, einen geborenen Braunschweiger und Inhaber der vierten Klasse des hannoverischen Welfenordens, auf, der mich seines eifrigen Wunsches versicherte, der hannoverischen Regierung in jeder Weise gefällig zu sein, aber zugleich erklärte, daß er gegen den Dr. Kolb, der ihm in der Redaction coordinirt sei, schwer etwas ausrichten könnte. Dr. Orges war ein geistig sehr bewegter und vielseitig, aber autodidaktisch gebildeter Mann; wie das bei solchem Entwickelungsgange meist der Fall ist, war er unendlich überzeugt von sich selbst, seiner Vielseitigkeit fehlte die feste und breite Basis und er erfaßte gewisse Gesichtspunkte und Gedanken mit der Gewalt einer fixen Idee. So beherrschte ihn damals der Haß gegen Napoleon III., den er, sehr stolz auf diesen Einfall, mit dem epitheton ornans et perpetuum: „Der 2. December", bezeichnete, und seine hauptsächlichste Thätigkeit bestand in fulminanten Artikeln gegen das französische Kaiser-

thum, welche meist den Stempel der fortwährenden nervösen Irritation trugen, in der er sich befand und welche sich auch in seinem zitternd unruhigen Geberdenspiel und in seinen fast fieberhaft glänzenden Augen bemerkbar machte. Diese Irritation war sehr natürlich, da die anstrengende Redactionsarbeit wegen des Postenlaufes in der Nacht gemacht werden mußte, aber sie machte eine ruhige Unterhaltung sehr schwer, da Dr. Orges fast unaufhörlich sprach und jede mögliche Antwort vorweg anticipirte.

Dr. Kolb, ein alter Mann, halb gelähmt, sodaß er beim Sprechen stets den rechten Arm convulsivisch hin- und herbewegte, war ein altliberaler und etwas stumpf gewordener Doctrinär aus der Zeit, in welcher die ganze politische Welt das parlamentarische Schaukelspiel zwischen Guizot und Thiers eifrig verfolgte und eine schlagende Phrase auf der Rednerbühne für ein hochwichtiges Ereigniß ansah. Ich sprach beiden den Wunsch aus, ein freundliches Verhältniß mit der Zeitung herzustellen und solche Angriffe vermieden zu sehen, wie sie neuerdings gegen Herrn von Borries gerichtet worden; beide erklärten mir, daß sie durchaus keine principiell feindliche Haltung gegen irgendeine deutsche Regierung beobachten wollten, und daß ihnen der letzte fragliche Artikel von einer Seite

zugegangen sei, die sie der hannoverischen Regierung nicht hätten für feindlich halten können.

Die längere Unterredung, die ich mit beiden Herren hatte, verlief praktisch resultatlos; Dr. Kolb entwickelte mir in weitläufiger Auseinandersetzung, daß nur im wahrhaft constitutionellen System das Ziel der Zukunft liege, und daß es Pflicht der Presse sei, die Regierungen zu diesem System zu drängen, das seine Spitze in einem deutschen Bundesparlament finden müsse. Dr. Orges seinerseits wendete eine unerschöpfliche Beredsamkeit auf, um mir klar zu machen, daß er das Verdienst habe, die Welt über die Gefährlichkeit des 2. December aufgeklärt zu haben, und daß die „Allgemeine Zeitung“ die einzige „Macht“ sei, welche Napoleon III. fürchte, wobei er mich zugleich in durchsichtiger Discretion seine bis in alle Cabinete hineinreichenden Verbindungen ahnen ließ. Ich schied indeß von beiden Herren, welche von den dunkeln Redactionslocalen der „Allgemeinen Zeitung“ aus selbstbewußt in die ihnen unterthänige Welt der öffentlichen Meinung hinausblickten, in freundlichster Weise, hatte am Abend noch in dem Hotel Zu den drei Mohren, das damals durch seine, alle Rebengewächse der Erde umfassende Weinkarte berühmt war und später die Stätte werden sollte, an welcher der Deutsche Bund

seinen letzten Athemzug aushauchen sollte, eine Besprechung mit dem Baron Reischach, dem Miteigenthümer der Zeitung, einem alten, vornehmen und vortrefflichen Herrn, der in Augsburg anwesend war, die Angelegenheiten des Blattes jedoch vollständig dem Herrn von Cotta überließ, und reiste am andern Morgen nach Stuttgart ab.

Dort nahm ich die Verhandlungen nach dem Rath des Herrn von Knesebeck in der That de puissance à puissance auf. Ich sendete von meinem Hotel aus ein Beglaubigungsschreiben des Gesandten mit meiner Karte an den Freiherrn von Cotta und fuhr eine Stunde später zu ihm. Ich fand einen ebenso originellen als liebenswürdigen alten Herrn, der sich alle Mühe gab, in seinem ganzen Wesen die Haltung eines jugendlichen Sportsman zu zeigen, und einen hoch aufgedrehten Schnurrbart und kleine Sporen trug, ohne daß dies alles lächerlich erschien, da alle seine kleinen Eigenthümlichkeiten doch von einer gewissen vornehmen Natürlichkeit getragen wurden. Er empfing mich mit vieler Feierlichkeit und begann damit, die tiefe Verehrung zu versichern, welche er für den König von Hannover hege, dessen Wünsche zu erfüllen stets sein eifrigstes Bestreben sein würde. Ich sprach ihm umgekehrt von dem Einfluß der von ihm beherrschten

Zeitung auf die öffentliche Meinung und die Cabinete und sagte ihm, daß gerade deshalb der König Werth darauf lege, von diesem Blatte seine Regierung nicht ignorirt zu sehen, wie dies bisher geschehen; ich sprach ihm ferner den Wunsch des Königs aus, den Verfasser des letzten Hannover betreffenden Artikels zu kennen, und versicherte ihn zugleich, daß nur Se. Majestät allein von seiner Mittheilung, wenn er mir eine solche machen wolle, etwas erfahren solle. Der Baron sprach darauf sehr ungehalten über seine Redacteure, die ihn so oft schon in Verlegenheiten gebracht hätten; Kolb sei ein altes Inventar der Zeitung, dem man ja manches nachsehen müsse, Orges eifrig und strebsam, aber „jung, sehr jung", und es war in der That sehr pikant, den alten Herrn von seinen Redacteuren sprechen zu hören, welche ihrerseits von einer so großen Höhe der Selbstschätzung auf die öffentliche Meinung Europas herabblickten. Der Baron sagte, daß er sich nur sehr wenig um die Details der Redaction in Augsburg kümmern könne, aber „strengen Befehl" gegeben habe, die sämmtlichen deutschen Regierungen mit dem ihnen gebührenden Respect zu behandeln. Für Se. Majestät den König von Hannover jedoch sei er bereit, alles Mögliche zu thun, deshalb bat er mich, um alle weitern Schwierigkeiten mit den Redacteuren zu ver-

meiden, alle Artikel, deren Aufnahme dem Könige erwünscht wäre, ihm selbst zu schicken. Es verstände sich ja von selbst, daß ich ihm nichts senden würde, was nach irgendeiner andern Seite hin verletzen oder seinem Blatte Verlegenheiten bereiten könne. Was nun den Verfasser des Artikels betraf, der die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, so war ihm derselbe aus frühern unter demselben Correspondenzzeichen eingesendeten Artikeln bekannt. Er lehnte es zwar lächelnd ab, den Namen desselben zu nennen, bezeichnete ihn indeß durch verschiedene Andeutungen so genau, daß kein Zweifel mehr über die Persönlichkeit bestehen konnte, welche nicht zu den journalistischen Kreisen gehörte und zu verschiedenen Zeiten einen nicht geringen Einfluß auf die hannoverischen Angelegenheiten ausgeübt hatte. Es verstand sich von selbst, daß diese Andeutungen ausschließlich für die persönliche Kenntniß des Königs bestimmt waren, und es hat auch nie irgendjemand davon etwas noch erfahren, doch hatten sie den Erfolg, daß der König gegen alle Rathschläge, welche etwa von der Seite des Betreffenden kamen, mistrauischer und vorsichtiger wurde.

Die Verbindung mit dem Baron von Cotta bestand bis zu dessen Tode, und der alte Herr vermittelte mit loyaler Gewissenhaftigkeit alle Wünsche, welche der

König in Betreff der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ etwa haben mochte, und welche sich freilich meist auf die Berichtigung ganz unglaublicher Unterschiebungen und auf die Abwehr plumper Angriffe beschränkten, die aus den Kreisen der journalistischen Opposition in Hannover gegen die Regierung und oft mit besonderer Bosheit gegen die Person des Königs selbst gerichtet wurden.

Es war nun ein Mittelpunkt der gouvernementalen Publicistik geschaffen, der trotz der unzulänglichen Mittel und der ganz besonders unzureichenden publicistischen Kräfte, die mir zur Verfügung standen und die ich erst auszubilden und zu schulen hatte, manches zu wirken möglich machte. Ich gewann außer in Berlin auch in Wien, Frankfurt a. M. und München neue zuverlässige Berichterstatter, welche ebensowol die öffentliche Meinung scharf beobachteten, als sie im Stande waren, sich aus den leitenden Kreisen ihrer Regierung sichere Informationen zu schaffen. Die eingehenden Berichte theilte ich dann wieder wechselsweise in Abschrift den übrigen mit und fügte meine Instructionen über die Behandlung der einzelnen Fragen hinzu. Auf diese Weise bot ich nicht nur meinen Berichterstattern ein reiches Material wechselseitiger Informationen, sondern brachte auch durch die zahlreichen

Blätter, für welche sie correspondirten, die Anschauungen der hannoverischen Regierung in die weitesten Kreise des Publikums, das wol kaum jemals vermuthete, in berliner, wiener, frankfurter und münchener Correspondenzen auswärtiger Blätter überall Ausarbeitungen hannoverischer Instructionen zu finden. Ebenso wurden nach meinen Instructionen von den mir zu Gebote stehenden literarischen Mitarbeitern die Artikel für die inländischen Blätter und die direct von Hannover aus an die deutschen Zeitungen gesendeten Correspondenzen verfaßt und auf diese Weise die Möglichkeit gewonnen, eine und dieselbe Idee, welcher in der öffentlichen Meinung Eingang geschafft werden sollte, von den verschiedensten Seiten zugleich, ohne scheinbaren Zusammenhang in der Presse auftauchen zu lassen, sodaß es häufig geschah, daß von gegnerischer Seite ein von Hannover aus begünstigter Gedanke aufgegriffen und in der Meinung, der hannoverischen Regierung damit Opposition zu machen, propagirt wurde.

Die wesentlichste und oft kaum zu überwindende Schwierigkeit bestand aber für mich in der Ertheilung meiner Instructionen und in der Einholung meiner eigenen Informationen für dieselben. Herr von Borries trat in ein immer feindseligeres Verhältniß zum Grafen Platen, und der letztere verweigerte, was von

seinem Standpunkte völlig berechtigt war, jede Wirksamkeit für die Regierungspresse, solange dieselbe ganz ausschließlich unter der officiellen Leitung des Ministers des Innern stand. Es blieb also für die auswärtige Politik für mich nur die Information des Königs selbst übrig, und damit war ein Gebiet voll der gefährlichsten Klippen geöffnet. Die Informationen des Herrn von Borries selbst aber ließen sich in ihrer schroffen Ehrlichkeit und Rücksichtslosigkeit oft nur mit großer Vorsicht und Zurückhaltung für die Presse benutzen, was dann wieder die größte Unzufriedenheit des Ministers erregte. In welcher Weise Herr von Borries seinem Unmuth gegen seinen Collegen vom Auswärtigen Amte und gegen andere seiner Gegner, z. B. den Staatsrath Zimmermann, in der Presse Ausdruck zu geben wünschte, dafür mag unter anderm die nachstehende Instruction von seiner Hand Zeugniß geben:

„Der «Hamburger Correspondent» bringt in der Nr. 55, von Hannover datirt, einen Artikel über die Ablösung des Stader Zolls, in dessen Veranlassung die amtliche Wirksamkeit des Grafen von Platen-Hallermund überhaupt und namentlich in Behandlung der betreffenden Angelegenheit sehr hervorgehoben und auch des Finanzministers Grafen von Kielmannsegge rüh-

mend erwähnt wird. Der nächstfolgende Artikel in demselben Blatte, auch von Hannover datirt, behandelt die bekannte Buke-Kreienser Bahn und spricht die Hoffnung aus, daß Hannover und Preußen sich darüber noch verständigen würden. Als Gegensatz hiervon brachten die «Hamburgischen Nachrichten» am nächstfolgenden Tage einen heftigen Angriff auf den Minister Graf von Borries, suchten dessen Wirksamkeit zu verkleinern und ihn auf jegliche Weise zu verdächtigen. Es wird darin diesem Minister eine feindselige Stellung gegen die preußische Regierung und namentlich die Schuld beygemessen, daß Preußen zum Bau der Buke-Kreienser Bahn geschritten, weil der Minister von Borries in Eisenbahnsachen gegen Preußen so wenig willfährig gewesen und weil das jetzige Ministerium in der «Hannoverischen Zeitung» fortdauernd angefeindet worden.

„Ein Artikel in der Nr. 56 des «Hamburger Correspondent», aus Braunschweig datirt, bespricht die dortigen Verhältnisse gegen Hannover und mißt die dortige ungünstige Stimmung gegen die hannoverische Regierung dem wenig liberalen Regimente gegen die Städte bey.

„Hier in Hannover glaubt eine sehr verbreitete Meinung nicht daran, daß jene Artikel hier und in Braun-

schweig geschrieben sind, wenn sie auch auf solchem Wege zur Redaction der betreffenden Blätter gelangt seyn mögen, vielmehr will man hier den Staatsrath Zimmermann mit jenen Artikeln in Verbindung bringen. Wir lassen dahingestellt, ob und inwieweit dieses begründet ist. Jene Artikel kunden von einer nähern Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse. Auch soll der Staatsrath Zimmermann seit etwa einem Jahre sich im Sinne des gegen den Minister von Borries in den «Hamburgischen Nachrichten» gerichteten Artikels ausgesprochen haben.

„Das bringt uns eine Schilderung dieses Herrn in dem «Preußischen Wochenblatt» in Erinnerung. Damals ahnete man dort vielleicht nicht, daß nach wenigen Jahren der zu jener Zeit noch specifisch österreichisch gesinnte und wirkende Herr Zimmermann so bald andere Anschauungen gewinnen würde. Sonst würde die Schilderung wol glimpflicher ausgefallen seyn. Hier in Hannover hat und wird man die Thätigkeit des Herrn Zimmermann seit Aufhebung des Staatsgrundgesetzes nicht vergessen, und er mag sich jetzt auch noch so liberal geberden, es wird die Zeit kommen, wo alle Richtungen hier im Lande das Facit ziehen und mit ihm abrechnen werden. Er sucht den Adel freylich glauben zu machen, daß er lebhaftes In=

teresse für dessen politische Rechte hat; sucht auch gern die Adelsgesellschaft auf; im Innern seines Herzens haßt er aber, wie alle Emporkömmlinge, den Adel und hat mehrfach zu erkennen gegeben, daß er die Rechte des Adels nur als geeignete Mittel zur Verfolgung seiner Zwecke angenommen habe. Daß Zimmermann ständische Rechte nicht achtet, daß er sich darüber hinwegzusetzen weiß, wenn sie seinen Plänen hinderlich sind, hat er während seiner ganzen Thätigkeit im hiesigen Lande zur Genüge bekundet. Damit dient er doch wenigstens seinem Herrn rückhaltslos. Man erzählt sich im Publikum Aeußerungen von ihm, welche auch dieses sehr in Zweifel stellen. Man glaubt, daß er nur seinen eigenen Interessen dient, und daß, so wie er schwarz-weiß mit schwarz-gelb so rasch hat wechseln können, ihm auch der Wechsel des Herrn nach Umständen nicht sehr schwer fallen würde."

Ebenso heftige Ausfälle kamen gegen den Grafen Platen selbst vor, und so sehr auch der Unwille des Ministers des Innern durch die unablässigen kleinen Nadelstiche, welche ihm Graf Platen sowol als Zimmermann zu versetzen nicht müde wurden, begründet und vielleicht berechtigt sein mochte, so war es doch absolut unmöglich, derartige ganz directe und persönliche Angriffe gegen hochstehende hannoverische Staats-

diener durch die Maschinerie der hannoverischen Regierungspresse selbst zu verbreiten, wenn ich nicht die Regierung, die ich zu vertreten hatte, in den Augen meiner eigenen Organe auf das äußerste discreditiren wollte. Wenn nun auch Herr von Borries meist über derartige Instructionen die Worte „Salva redactione" zu setzen pflegte, so war er doch stets sehr unzufrieden, wenn sich diese Redactionsfreiheit in der Milderung oder Weglassung derjenigen Stellen äußerte, welche die hannoverische Regierung nach meiner Meinung compromittiren mußten. Er hatte eben keinen Begriff davon, daß man etwas nicht sagen könne und dürfe, was man für recht und wahr hält, und so sehr eine solche rücksichtslose Offenherzigkeit vielleicht ein Vorzug des persönlichen Charakters sein mag, so war sie doch eine bedenkliche Eigenschaft für einen Minister und am bedenklichsten für denjenigen, der solche Ausbrüche des Unwillens in die Oeffentlichkeit bringen und die Verantwortlichkeit für die Folgen derselben zunächst übernehmen sollte.

So groß nun auch die in diesen eigenthümlichen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten waren, so ließ ich mich doch durch dieselben nicht abschrecken; der Erfolg der wenn auch so mannichfach gelähmten Thätigkeit der Regierungspresse zeigte sich immer mehr, die

Fäden des politischen Lebens, welches die deutsche Publicistik jener Zeit bewegte, zogen sich mehr und mehr nach Hannover zusammen, und die allerschlimmsten Schwierigkeiten, welche mir aus dem Antagonismus des Herrn von Borries und des Grafen Platen erwuchsen, beseitigte ich in den peinlichsten Fällen durch Einholung der unmittelbaren Instructionen des Königs selbst. Freilich hatte auch dieser Weg seine Klippen, denn wenn ich auch durch einen Befehl des Königs mir persönlich den Rücken zu decken vermochte, so wurde dadurch doch der Minister stets unangenehm berührt und das Vertrauensverhältniß, das gerade für die Handhabung der Presse so nothwendig ist, wurde mehr und mehr gestört, um so mehr, als der König selbst mehrfach versuchte, mich mit dem Grafen Platen in directere Beziehungen zu setzen.

Meine persönliche Stellung war dabei eine ganz unklare. Ich stand im Staatshandbuch immer noch als Hülfsarbeiter bei der Landdrostei, meine ganze Beschäftigung mit den Preßangelegenheiten hatte keine officielle Basis, sie beruhte nicht einmal auf einem schriftlichen Commissorium, und meine Stellung dem Könige gegenüber stützte sich, ohne alle dienstlichen Beziehungen, lediglich auf dessen persönliches Vertrauen. Es fehlte unter diesen Umständen nicht an peinlichen

Frictionen aller Art, und die gegen mich gesponnenen Intriguen, namentlich unter den Kreisen der Referentenbureaukratie, waren zahllos. Denn der Grundsatz der französischen Juliregierung: „Le roi règne mais il ne gouverne pas", galt als oberste Maxime in dem Corps bureaucratique der hannoverischen Ministerialreferenten. Der herrschsüchtige Geist und das Unfehlbarkeitsbewußtsein der alten Zeit lebte in der jüngern Generation dieses Corps bureaucratique fort, und wenn sich dieser Geist schon gegen die strenge selbstwillige Zügelführung des Herrn von Borries empörte, so mußte demselben ein plötzlich auftauchendes fremdes Element, das die der Bureaukratie stets so widerwärtige Presse bewegte und außerdem zuweilen in der einen oder andern Sache eine Initiative des Königs veranlaßte, doppelt verhaßt sein.

Die Schwierigkeiten meiner Stellung wurden durch den Mangel an Mitarbeitern erhöht; ich hatte einige Literaten engagirt, aber es war fast unmöglich, sie zu einer einigermaßen selbständigen Thätigkeit zu verwenden, da ihnen, wie damals leider noch den meisten der deutschen Zeitungsschriftsteller, jede juristische, politische und volkswirthschaftliche Vorbildung völlig abging und es nöthig war, selbst nach ausführlichster Instruction ihre Arbeiten fast wörtlich durchzucorrigiren. Dazu

kamen die tragikomischen Erfahrungen, welche man fast immer mit dem Größenwahn zu machen hat, der so oft die Zeitungsliteraten befällt, sobald sie von der Regierung verwendet werden. Sie glauben dann sofort Staatsmänner geworden zu sein und das Schicksal der Völker in ihrem Kopf zu tragen, sodaß oft ihre weitere Verwendung unmöglich wird. Ein eclatantes Beispiel solchen hoch aufgeschraubten Selbstbewußtseins erlebte ich an einem für meine geheime Correspondenz engagirten Mitgliede des Literarischen Bureau in Berlin. Die betreffende Persönlichkeit, etwas excentrischer Natur, erklärte sich für den Sprößling einer von dem Herzog Heinrich dem Mittlern abstammenden, lange verschollenen Linie des Welfenhauses, verlangte eine dieser Abstammung entsprechende Stellung in der hannoverischen Diplomatie und richtete lithographirte bogenlange Beschwerden über mich an die einzelnen Minister und die Mitglieder des Staatsraths, als ich solche wahnsinnigen Ansprüche durch Aufhebung des Engagements ein für allemal zurückwies. Die Anekdoten, welche in dieser Beziehung zu erzählen wären, sind ebenso zahlreich als ergötzlich, doch haben sie zu wenig allgemeines Interesse, um hier näher darauf einzugehen. Genug, ich arbeitete mit der nothdürftig hergerichteten Maschinerie so gut es gehen

wollte, und konnte mit dem Erfolge insoweit zufrieden sein, als die Stimme der hannoverischen Regierung nun wenigstens in der öffentlichen Meinung gehört wurde und auch von den Gegnern nicht mehr überhört werden konnte.

Bald mehrten sich denn auch die Gelegenheiten zu umfassender Thätigkeit, und es mußte vorläufig die weitere Ausbildung des von der Opposition immer heftiger angegriffenen „Preßbureau" aufgegeben und mit dem Vorhandenen das Möglichste geleistet werden.

III.

Stärkere Bewegung in Deutschland. — Die Reform der Bundeskriegsverfassung. — Napoleon. — Sein Wunsch nach einer Verständigung mit Preußen und einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten. — Französische Eröffnungen an den mittelstaatlichen Höfen. — Unfreundliche Gesinnungen des Königs Georg gegen das Napoleonische Frankreich. — Die Aeußerung des Herrn von Borries über die auswärtigen Allianzen deutscher Regierungen. — Seine Erhebung in den Grafenstand. — Die italienische Bewegung und Napoleon's Stellung zu derselben. — Unerwarteter Besuch des Königs Georg bei dem Prinz-Regenten in Berlin. — Der König und die übrigen deutschen Souveräne begleiten den Prinz-Regenten nach Baden. — Unterhaltungen mit Napoleon und Umstimmung der Gesinnungen des Königs gegen den Kaiser. — Das Schicksal Europas liegt einen Augenblick in den Händen Georg's V.

Die allgemeine politische Situation begann inzwischen immer complicirter zu werden, und überall zeigten sich die ersten damals wol den wenigsten Blicken noch deutlich erkennbaren und klar verständ-

lichen Vorboten der Stürme, welche in immer sich steigernder Gewalt endlich die erschütternden Wetter von 1866 und 1870 zusammentrieben. Preußen fing an, die Bundesreform anzuregen, und ganz insbesondere die Bundeskriegsverfassung wurde der Gegenstand immer lebhafterer Erörterungen; es zeigte sich immer deutlicher, daß das berliner Cabinet die preußische Oberfeldherrnschaft als eigentliches und letztes Ziel anstrebte, und diese Aspirationen erregten sowol in Wien als an allen mittelstaatlichen Höfen Unruhe, freilich mehr Unwillen als Besorgniß, denn es fiel damals in der That niemand ein, daß jene Bestrebungen einst mit dem Schwerte in der Hand weiter geführt werden könnten. Bismarck war noch nicht auf der Weltbühne erschienen und hatte sein drohendes Wort von Blut und Eisen noch nicht gesprochen, Herr von Schleinitz schien sehr wenig gefährlich und die „freie Hand" der preußischen Politik unfähig, jemals die Waffe zu erheben. Die neue Aera war in den Augen der damaligen deutschen Staatsmänner nur insofern gefährlich, als sie überall die revolutionären Geister wach rief und immer mehr die Gefahr der Wiederholung des Jahres 1848 heraufzubeschwören schien.

Napoleon allein vielleicht fand die langsam emporschwellende deutsche Bewegung einer ernstern Beachtung

werth. Er fürchtete jede Concentration der deutschen Militärmacht namentlich unter der Führung Preußens, dessen Militärsystem so viel beweglicher und darum aggressiver war, und er hoffte durch eine theilweise Unterstützung und Förderung der damals noch so schüchtern hervortretenden preußischen Ansprüche eine wirklich nationale Entwickelung der preußischen Politik für immer abzuschneiden, für sich eine Compensation zu erhalten und zugleich durch eine Aufrührung der Bundesreformfrage Gelegenheit zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu bekommen. Damals war Herr von Bismarck noch nicht Gesandter in Paris und Napoleon hatte daher keine Gelegenheit zu mündlichem Gedankenaustausch, zu welchem ihm die damalige preußische Vertretung nicht geeignet erscheinen mochte; er begann daher, während die französische Presse der preußischen Politik sich wohlwollend günstig zeigte, ganz vorsichtig in Berlin die Idee einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten anzuregen. Zugleich wurden in Hannover, Ende April und Anfang Mai 1860, ebenso vorsichtige Eröffnungen in Betreff der deutschen Verfassungsverhältnisse gemacht, und ich setze voraus, daß die französische Diplomatie sich an den übrigen mittelstaatlichen Höfen in gleicher Weise äußerte.

Es sei, so ließ Napoleon erklären, durchaus nicht seine Absicht, sich irgendwie in die innern Angelegenheiten Deutschlands einzumischen oder gar der nationalen Idee in Deutschland entgegenzutreten, soweit dieselbe sich auf eine Belebung der schwerfälligen Formen des Deutschen Bundes richte, da der Kaiser gewiß sei, daß diejenige Bewegung, welche in Deutschland auf eine mit den Grundprincipien des Bundes, namentlich mit der vollen Souveränetät der Einzelstaaten, nicht vereinbare Neugestaltung hindränge, bei keiner deutschen Regierung Unterstützung finden werde. Denn jene Grundprincipien des Bundes und die Souveränetät der einzelnen deutschen Regierungen berührten das internationale Vertragsrecht und müßten die Einsprache der europäischen Garantiemächte hervorrufen.

Die Aufnahme solcher Aeußerungen in Hannover war um so kühler und zurückhaltender, als damals der König in den Traditionen seiner Jugend, in welcher er noch alle Eindrücke der so kurz vorhergegangenen Epoche von 1813—15 in sich aufgenommen, einen tiefen Widerwillen gegen das Napoleonische Frankreich hegte und diesen bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Diese Gesinnung des Königs hatte die Stellung des französischen Gesandten Grafen Damrémont zu einer wenig angenehmen gemacht, ja es war sogar vorgekommen, daß der König

im Gespräch mit dem Gesandten irgendeine natürlich nicht direct verletzende Aeußerung gemacht hatte, bei welcher er Napoleon I. einen grand conquérant nannte, worauf Graf Damrémont erwiderte: „Sire, tous les fondateurs de dynasties étaient des conquérants heureux“, eine Bemerkung, welche das streng legitimistische Gefühl des Königs tief verletzte und seine kalte und stolze Zurückhaltung gegen das Napoleonische Frankreich und die kaiserliche Diplomatie noch verstärkte.

Es war gerade um diese Zeit, als bei Gelegenheit einer Petition des harburger Magistrats gegen die Polizei Herr von Borries die Bestrebungen des Nationalvereins, der unter den Mitgliedern der städtischen Collegien von Harburg stark vertreten war, die Aeußerung machte, daß „die deutschen Mittelstaaten und, solange Recht gelte, auch die kleinern deutschen Staaten niemals ihre Souveränetät zu Gunsten einer andern deutschen Macht aufgeben würden, und daß dahin gerichtete Bestrebungen nur die bedauernswerthe Folge haben könnten, zu Schutzbündnissen mit auswärtigen Mächten zu führen, welche sehr zufrieden sein würden, die Hand in die deutschen Angelegenheiten zu bekommen“.

Diese Aeußerung gab zu einer großen Agitation

gegen den Minister Veranlassung, und doch ist demselben niemals grösseres Unrecht geschehen als gerade bei dieser Gelegenheit. Vielleicht war diese Aeusserung mit durch die vorsichtigen französischen Fühlungen veranlaßt, welche so durchaus keine Empfänglichkeit bei dem Könige gefunden hatten, jedenfalls sollte sie eine Warnung, nicht eine Drohung sein, denn Herr von Borries ging in seiner Abneigung gegen das französische Wesen viel weiter noch als der König, er war eben der Urtypus eines niedersächsischen Deutschen, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß er als Minister niemals, auch in den äußersten Verhältnissen nicht, seinem König zu einer Allianz mit dem Auslande gerathen oder bei einem solchen Bündniß sein Portefeuille behalten haben würde. Wer den Herrn von Borries kannte, mußte davon überzeugt sein — auch die Führer der Opposition konnten kaum an dieser Gesinnung des Ministers zweifeln — und es war ein Zeichen der damaligen Erbitterung in den politischen Kämpfen, daß Herr von Bennigsen sich nicht scheute, die Sprecher des Nationalvereins in Heidelberg zusammenzurufen, um gegen jene Aeußerung des Herrn von Borries eine geharnischte, von deutschem Patriotismus überfließende Erklärung unterzeichnen zu lassen. Herr von Borries selbst hatte vielleicht ein wenig Schuld daran,

daß die öffentliche Meinung so getäuscht werden konnte. Ich hatte in dem Kammerbericht des Regierungsblattes die Worte genau so, wie er sie gesprochen, abdrucken lassen, und rieth, sie vollkommen aufrecht zu halten und aus der Geschichte des Rheinbundes zu exemplificiren; gerade diese Geschichte konnte den Verdacht, auswärtige Bündnisse anzustreben, niemals gegen Hannover aufkommen lassen. Der Minister aber begann, an seinen Worten abschwächend zu deuteln, und ermöglichte dadurch die wol ohne bona fides ausgesprengte Auffassung, als habe er wider Willen sich seine eigentliche Meinung entschlüpfen lassen. Die Rechte der Zweiten Kammer gab, um dem Minister ihr Vertrauen gegenüber dem durch ganz Deutschland hallenden Geschrei zu beweisen, demselben ein Fest auf dem Limmer Brunnen am Tage der Grundsteinlegung zu dem Denkmal des Königs Ernst August, den 5. Juni 1860, und der König erhob an demselben Tage seinen Minister, dessen grunddeutsche Gesinnung er ebenso genau kannte, wie sie Herr von Bennigsen kennen mußte, in den Grafenstand.

Es war dies eine kleine Episode, aber sie steigerte die Entfremdung zwischen dem Grafen Borries und dem Grafen Platen immer mehr, denn letzterer hatte, wie alle möglichen Gelegenheiten, so auch diese benutzt, um dem ihm verhaßten Minister des Innern die Be-

rührung des Gebietes der auswärtigen Politik zu verleiden. Graf Platen war bis zu seiner Ernennung zum auswärtigen Minister hannoverischer Gesandter in Paris und am Napoleonischen Hofe persona grata gewesen; er hatte bei seinem Abgange das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten, und wie er überall es liebte, Fäden und Fädchen anzuknüpfen, so hatte er auch in Paris als Freund gegolten, was ihm nun durch den Lärm, den die Aeußerung des Grafen Borries machte, verdorben wurde. Das Entgegenkommen, das man ihm in Paris gezeigt hatte, galt übrigens wol weniger, wie es seine empfängliche Selbstschätzung annehmen mochte, seiner Persönlichkeit, als es dem Wunsche Napoleon's entsprang, gerade den König von Hannover, den Neffen Georg's IV., dieses unermüdlichen und unerbittlichen Feindes des ersten Kaisers, für sich zu stimmen. Auch die Erbitterung zwischen den Parteien in der Kammer steigerte sich durch diesen Zwischenfall, die Sprache der Redner auf beiden Seiten wurde immer gereizter, und man konnte dem Grafen Borries den Haß gegen die Gegner nach dem wenig ritterlichen Streich, den sie gegen ihn geführt, kaum verdenken, wenn es auch wol klüger gewesen wäre, Herrn von Bennigsen schweigend zu ignoriren, statt durch heftige Repliken dessen Persönlichkeit immer mehr in den Vordergrund zu stellen.

Ich schrieb damals eine Broschüre: „Offener Brief an Herrn von Bennigsen", welche viel Aufsehen machte und deren Manuscript ich heute noch mit vielen ungemein charakteristischen Bemerkungen des Grafen Borries besitze, die aber als Details einer vom Strom der Geschichte überrauschten Zeit kaum noch anderes als persönliches Interesse haben.

Neben den heftigen Kämpfen in der Zweiten Kammer kamen auch zuweilen Humoristica vor; so erregte ein Zufall bei der Wahl einer Commission große Heiterkeit. Die Rechte wählte den Abgeordneten Hehl, den Minister von Borries und den Generalpolizeidirector Wermuth, die Linke die Abgeordneten Gott, Schütze und von Bennigsen, sodaß also die Stimmzettel der ministeriellen Partei lauteten: „Hehl Borries und Wermuth", diejenigen der Opposition aber: „Gott Schütze Bennigsen."

In Italien bereitete sich eine neue Ordnung der Dinge vor, die Lombardei war Oesterreich entrissen und das Königreich Neapel krachte unter den Schlägen der von Piemont unterstützten Garibaldi'schen Revolution, Napoleon begann vor seinem eigenen Werke zu zittern. Seine Idee war ein dreigetheiltes Italien, dessen Norden Piemont, dessen Mitte der Kirchenstaat und dessen Süden Neapel umfassen sollte, und er suchte

nach Wegen, um die über sein Ziel hinausschießende italienische Revolution zurückzuhalten; er war der Fessel der englischen Allianz müde und suchte nun in Deutschland neue Erfolge und zugleich neue Stützen. Seine Idee für Deutschland war, wie es täglich aus der Haltung der französischen Diplomatie und aus den gelegentlichen vertraulichen Eröffnungen, welche bald hier, bald dort in leisem Flüstertone gemacht wurden, klarer hervorleuchtete, ebenfalls wieder die Dreitheilung, Preußen sollte im Nordosten, Oesterreich im Südosten eine Sondermacht bilden und zwischen beiden sollte eine mittelstaatliche Gruppe, aus den vier Königreichen bestehend, sich entwickeln, welche dann, wie der Kaiser hoffte, naturgemäß eine Anlehnung an Frankreich gesucht haben würde.

Um zu sondiren und Anknüpfungen zu machen, lag dem Kaiser damals vor allem an einer persönlichen Begegnung mit dem Prinz-Regenten von Preußen, und zwar um so mehr, als die Thronrede im preußischen Landtage, welche die preußische Wehrkraft und die Vertheidigung der nationalen Integrität Deutschlands besonders betonte, sowie einige Worte, die der Prinz von Preußen in Saarbrücken gesprochen, ihre Spitzen gegen Frankreich zu richten schienen und in der Presse des Kaiserreichs eine wol von oben herab

entzündete und immer mehr entflammte Aufregung hervorgerufen hatten. Die Bewegung in Deutschland wurde verstärkt durch die am 30. Mai im Kurfürstenthum Hessen octroyirte Verfassung und durch den Beginn einer feindlichen Erörterung des hannoverischen Nachfolgerechts in Braunschweig, sodaß man bereits deutlich die vulkanischen Zuckungen des Bodens spürte, auf welchem die politische Welt stand.

Anfang Juni ließ Napoleon in Berlin direct die Idee einer Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten von Preußen anregen, um die Wolken des Mistrauens zu verscheuchen, welche zwischen der deutschen und der französischen Nation, insbesondere zwischen Frankreich und Preußen, aufgestiegen seien, eigentlich aber wol, um zu versuchen, ob und wieweit der Prinz von Preußen den Napoleonischen Gedanken und Planen über die weitere Behandlung der deutschen Frage zugänglich zu machen sein möchte. Diese Zusammenkunft sollte die ganz harmlose und natürliche Form eines Besuches annehmen, welchen der Kaiser dem Prinz-Regenten bei Gelegenheit des Aufenthaltes des letztern in Baden-Baden machen wollte, und es schien fast unmöglich, einen solchen Besuch, der ja an sich eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Höflichkeit war, abzulehnen.

Als die in Aussicht genommene Zusammenkunft in Hannover bekannt wurde, war der König sehr beunruhigt. Er fürchtete, daß der Eindruck derselben in ganz Deutschland einen sehr bösen Eindruck machen, daß die gothaische Partei in der Hoffnung auf französische Unterstützung oder französisches Geschehenlassen immer mehr versuchen werde, Preußen auf die Bahn eines deutschen Piemonts zu drängen, daß die Kluft, welche sich zwischen Preußen und Oesterreich zu öffnen begann, immer größer werden, und daß die Partei des Umsturzes der monarchischen Ordnung aus der entstehenden Verwirrung allein Vortheil ziehen werde.

Der König — ich erzähle das Folgende nach seinen mir oft wiederholten eigenen Mittheilungen — dachte lange allein über die empfangene Nachricht nach, es war am 12. Juni abends, er fand aus den bereits angeführten Gründen, daß die Zusammenkunft des Prinz-Regenten von Preußen mit dem Kaiser Napoleon zu einer für die ruhige Entwickelung des deutschen Verfassungslebens höchst gefährlichen Misdeutung Veranlassung geben könne, und bat, wie er das in besonders bewegten Augenblicken stets that, Gott eifrig um Erleuchtung, in welcher Weise er die ihm als deutschem Bundesfürsten obliegende Pflicht erfüllen könne, alle Gefahr von Deutschland, soviel an ihm liege, abzuwen-

den. Endlich, es war schon spät am Abend, glaubte er das Richtige gefunden zu haben, er sagte sich, daß hier nur eine schnelle persönliche Verständigung zum Ziele führen könne, und daß er eine solche seinem Vetter und dem Regenten einer deutschen Großmacht schuldig sei. Ohne einen Augenblick zu zögern, ließ er alle Reisevorbereitungen treffen, und zwar in absoluter Stille, und reiste mit dem gegen Mitternacht abgehenden Zuge, von seinem Flügeladjutanten begleitet, nach Berlin, nachdem dem dortigen hannoverischen Gesandten, Oberstlieutenant von Reitzenstein, der telegraphische Befehl zugegangen war, einen Wagen auf den Bahnhof zu schaffen. Im Salonwagen legte der König die preußische Uniform des Regiments der Zietenhusaren, dessen Chef er war, sowie Band und Stern des Schwarzen Adlerordens an, und fuhr nach seiner Ankunft in Berlin mit seinem Adjutanten und dem höchst erstaunten Herrn von Reitzenstein direct vom Bahnhof nach dem Palais Unter den Linden, welches heute noch der Kaiser bewohnt.

Es war noch nicht 7 Uhr, der Prinz-Regent befand sich noch in seinem Schlafzimmer und war ohne Zweifel nicht wenig verwundert, als der Kammerdiener höchst aufgeregt meldete, daß der König von Hannover soeben in das Palais getreten sei. Nach kurzer Zöge-

rung eilte der Prinz-Regent in das Arbeitszimmer, wo der König ihn erwartete. Die hohen Herren umarmten und küßten sich, wie sie stets bei ihrer Begrüßung thaten, und sogleich begann der König: „Du willst mit Napoleon in Baden zusammenkommen? das geht nicht, das wird man falsch auslegen, ich bin gekommen, um dir meine Ansicht mitzutheilen, du darfst nicht allein hingehen, ich will mit dir gehen, die andern sollen es auch, dann wird jede Misdeutung ausgeschlossen und im Kreise der deutschen Fürsten wirst du Napoleon würdiger gegenüberstehen.“ Der Prinz-Regent dankte dem König gerührt für seinen Besuch, der ihm Gelegenheit gebe, mit seinem nächsten Nachbarfürsten und Verwandten seine Meinungen auszutauschen. Die beiden hohen Herren setzten sich ganz vertraulich zusammen, besprachen die Sache und das Resultat der Besprechung war, daß bei der am 15. stattfindenden Zusammenkunft in Baden der Prinz-Regent von den deutschen Königen und noch andern deutschen Fürsten umgeben war.

Die schnelle persönliche und vertrauensvolle Initiative des Königs Georg hatte in diesem Falle den besten und segensreichsten Erfolg, und es ist nur zu bedauern, daß so viele störende und verwirrende Elemente der persönlichen Begegnung der beiden so nahe verwandten

und in ihren Charakteren sich so sympathischen Fürsten stets entgegentraten. Die verhängnißvolle Katastrophe von 1866 hätte durch persönliche Besprechung nach meiner Ueberzeugung vermieden werden können und vermieden werden müssen.

Der König blieb bis zum Nachmittag in Berlin, dinirte im Palais und kehrte abends, nachdem der Prinz-Regent ihn zum Bahnhofe begleitet, sehr zufrieden über das Resultat seiner Reise nach Hannover zurück. Die Diplomatie sowol als die allerhöchsten Herrschaften selbst traten in lebhafte Correspondenz und am 14. Juni reiste der König nach Baden ab.

Es war abgemacht, der dortigen Zusammenkunft jedes äußere Zeichen politischer Bedeutung zu nehmen, und daher blieb der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zurück, der König war nur begleitet vom Generallieutenant Jacobi, dem Oberhofmarschall von Malortie, dem Cabinetsrath und dem Flügeladjutanten Oberst von Boddien.

Die Beschreibungen der Zusammenkunft der deutschen Fürsten füllten damals alle Zeitungen. Alle Etikette war verbannt, die einzige Erörterung in dieser Beziehung fand über den Vortritt unter den deutschen Souveränen statt und dieser wurde einstimmig dem Prinzen von Preußen zugestanden als Regenten der

preußischen Großmacht, obgleich er persönlich, da er noch nicht König war, den Majestäten im Range nicht gleichstand. Die wesentlichsten politischen Besprechungen zwischen den deutschen Fürsten fanden über die Reform der Bundeskriegsverfassung statt, welche die preußischen Vorschläge einheitlicher gestalten wollten, und für welche Preußen auf die ihm zu gewährende Bundesfeldherrnschaft hinarbeitete. Wie das fast immer bei den Besprechungen der Souveräne der Fall ist, kam bei diesen Conferenzen, über welche der König von Sachsen das Protokoll führte, nichts weiter heraus, als daß die hohen Herren sämmtlich ihre Bereitwilligkeit zu einer einheitlichern Concentration und Stärkung der deutschen Wehrkraft aussprachen; man verständigte sich über das Princip einer gleichmäßigern Organisation der zusammengesetzten Armeecorps, glitt über die Frage der Oberfeldherrnschaft hinweg und überließ die Ausführung des allgemein anerkannten Princips spätern Ministerconferenzen. Doch nahm die persönliche Zusammenkunft der Fürsten den gegenseitigen Beziehungen den Hauch von Bitterkeit und Mistrauen, welcher dieselben in der letzten Zeit seit des Eintrittes der neuen Aera getrübt hatte, und die Worte des Prinz-Regenten, welcher versicherte, daß er die Rechte seiner deutschen Bundesgenossen heilig halten werde, obgleich er das Festhalten an dem von

ihm betretenen Wege und die Hoffnung aussprach, immer mehr von seinen Verbündeten auf diesem Wege neben sich zu sehen, wurden von den hohen Herren mit großer Befriedigung aufgenommen.

Wichtiger und bedeutungsvoller waren die Unterhaltungen der deutschen Fürsten mit Napoleon, welcher hier zum ersten mal ein Parterre von legitimen Königen um sich vereinigt sah. Es ist wol zweifellos, daß er damals dem Prinz-Regenten gegenüber die ersten Anregungen fallen ließ, um Preußen auf dem Wege einer hegemonistischen Bundesreform vorwärts zu drängen, bei welcher er Deutschlands Macht durch den Antagonismus der beiden Großmächte paralysiren und für sich schließlich die Frucht eines Compensationsobjects pflücken wollte. Ebenso zweifellos ist es, daß der Prinz-Regent diese Anregungen durch seine kalte Zurückhaltung fast im Keime erstickte, sie boten später dem Fürsten Bismarck Gelegenheit, Napoleon so fest in seine eigenen Netze zu verstricken, daß er, von Schritt zu Schritt fortgezogen, zum Werkzeug bei der Herstellung der deutschen Einigkeit werden mußte.

Besonders merkwürdig waren die in Baden angeknüpften Beziehungen zwischen Napoleon und dem König Georg V.

Der König war, wie schon bemerkt, bis zu seiner

Reise nach Baden ganz von seiner altenglischen und legitimistischen Abneigung gegen das Napoleonische Frankreich erfüllt gewesen und trat dem französischen Kaiser mit einem wol geradezu feindlichen Vorurtheil entgegen. Er war, soviel ich mich erinnere, der einzige der deutschen Souveräne, welcher dem französischen Kaiser seinen höchsten Orden, den Sanct-Georgs-Orden, noch nicht gegeben hatte, und daher auch das Großkreuz der Ehrenlegion nicht besaß, sodaß er Napoleon nicht wie die übrigen nach der Höflichkeitssitte der Souveräne mit dem Bande der französischen Decoration empfangen konnte. Am Tage nach der ersten officiellen Begrüßung fand nun im Englischen Hof, wo der König wohnte, eine äußerst eigenthümliche Scene statt. Napoleon fuhr ohne Begleitung vor und ließ sich nach der Wohnung des Königs führen, wo er in den Salon trat, jede ceremonielle Anmeldung verbietend. Der König vollendete eben in seinem Schlafzimmer seine Toilette, und der Kaiser wartete ruhig in dem leeren Salon. Bald trat der König, auf den Arm seines alten Kammerdieners Mahlmann gestützt, ein. Mahlmann, der den Kaiser nicht kannte und einen Fremden in einfachem Civilanzug in dem Salon sitzen sah, rief ihn heftig an und sagte ihm voll Entrüstung, daß dies die Zimmer Sr. Majestät seien. Der König stutzte

unwillig; schon aber hatte sich Napoleon erhoben und den König angeredet, der dann die Stimme des Kaisers erkannte und den Kammerdiener entließ. Napoleon zog ein Etui mit dem Großcordon der Ehrenlegion hervor und überreichte denselben dem Könige, der nun die französische Decoration dankend, wenn auch mit einiger Verlegenheit annahm und an demselben Tage noch den telegraphischen Befehl nach Hannover schickte, um sofort durch einen Kurier die Insignien des Georgs-Ordens nach Baden kommen zu lassen. Der Kaiser blieb lange bei dem Könige und suchte während des Aufenthaltes in Baden noch mehrmals die Gelegenheit zu vertraulichem Gespräch mit dem Könige. Er sprach ungemein offen und mit all der liebenswürdigen, hinreißenden und überzeugenden Beredsamkeit, deren er fähig war. Er suchte den König besonders von seiner conservativen Gesinnung und von seiner hohen Achtung vor der Legitimität zu überzeugen und ihm darzuthun, daß im Interesse der Ordnung und Ruhe in Europa auch vom legitimen Standpunkt das Napoleonische Kaiserthum die einzig mögliche Regierungsform in Frankreich sei. Die legitime königliche Linie, so wiederholte er mehrmals in seinen Gesprächen, sei unmöglich geworden und könne schon deshalb nicht in Frage kommen, weil der Graf Cham-

bord kinderlos sei, — die Orléans seien schlimmer als illegitim, sie seien antilegitim und hätten sich durch ihre Felonie jedes Anrechtes an den französischen Thron verlustig gemacht, während er sowol wie sein Oheim die Revolution gebändigt und aus dem Chaos den Kaiserthron wieder hätten emporsteigen lassen. Er sei solidarisch mit allen europäischen Monarchen in dem Kampfe gegen die Revolution und in der Erhaltung der Grundprincipien des europäischen Gleichgewichts. Auch sprach er mit hoher Achtung vom Grafen Chambord und erklärte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als diesem Herrn ein der Vergangenheit seines Hauses würdiges Los zu bereiten. Genug, es gelang ihm durch den eigenthümlichen Zauber, den er in der Unterhaltung auf jedermann auszuüben wußte, und durch das feine, verständnißvolle Eingehen auf die Charaktereigenthümlichkeiten, das er so meisterhaft verstand, den König völlig umzustimmen und dessen ungünstiges Vorurtheil in sympathische Bewunderung zu verwandeln.

Der König kam in seinen Gesinnungen gegen Napoleon gänzlich verändert zurück und erklärte den französischen Kaiser, von welchem er bisher nur mit großer Kälte und in vertrauten Kreisen sogar stets mit einer wenig verhüllten Geringschätzung gesprochen hatte, für

einen außerordentlichen Mann voll großer und edler Gesinnungen und voll bewunderungswürdigen Geistes. Der derbe und oft etwas rücksichtslose Graf Damrémont wurde abberufen und an seine Stelle trat der elegante und geschmeidige Baron von Malaret. Das vorher kalte und gereizte Verhältniß der französischen Diplomatie zum hannoverischen Hofe wurde ein vertrauliches und freundliches, und Herr von Malaret war der besonders bevorzugte Liebling des Hofes und der Hofgesellschaft.

In der Presse durfte auf besondern Befehl des Königs über die Zusammenkunft in Baden-Baden nichts mitgetheilt werden als die folgende von Sr. Majestät selbst festgestellte Erklärung:

„Hannover, 23. Juni. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen hatte Seiner königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten von Preußen den Wunsch zu erkennen gegeben, mit ihm eine Zusammenkunft zu haben, um dadurch seinen Willen, den Frieden zu erhalten, vor Europa zu beweisen, und die Besorgnisse vor der französischen Politik in Deutschland zu zerstreuen. Seine königliche Hoheit der Prinz-Regent hatte die Zusammenkunft, wie Deutschland mit Dank anerkennen wird, nur unter der Voraussetzung angenommen, dabei die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage ge-

stellt zu sehen. Seine Majestät unser König, von dieser bevorstehenden Zusammenkunft unterrichtet, erklärte sich bereit, sowie auch Ihre Majestäten die Könige von Baiern, Sachsen und Würtemberg, nebst einigen andern Bundesfürsten, bei dieser Zusammenkunft, welche in Baden stattfinden sollte, anwesend zu sein und dem Prinz-Regenten zur Seite zu stehen. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen hat nun den deutschen Fürsten, die so in Baden zusammengetroffen waren, persönlich wiederholte und übereinstimmende Versicherungen der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen, von welchen er Deutschland gegenüber beseelt sei, ertheilt; und der Prinz-Regent sowie die übrigen anwesenden deutschen Fürsten, gleichwie sie bereit gewesen wären, die Ehre und Sicherheit des gemeinsamen Vaterlandes mit aller Kraft zu vertheidigen, haben diese Versicherungen nur mit der innigsten Befriedigung aufnehmen können. Das deutsche Volk wird in den gespannten Verhältnissen, in welchen sich Europa befindet, diese Versicherungen zu seiner wahren Beruhigung erfahren. Es wird zugleich, als das sicherste Unterpfand für kriegerische Zeiten, mit Freude erkennen, wie seine Fürsten hier, auch selbst schon im Frieden, dem Auslande gegenüber fest, einig und treu zusammengestanden. Aber die persönliche Anwesenheit dieser hervorragenden Bundes-

fürsten bot auch, abgesehen von den Verhältnissen mit Frankreich, zugleich Gelegenheit zu Erwägungen und Besprechungen über die jetzigen Verhältnisse Deutschlands selbst. Dabei wiederholte der Prinz-Regent seinen mitverbündeten Fürsten die Erklärungen über die Politik Preußens, welche er bei dem Schlusse des Landtags vor seinen Kammern und an der Grenze Frankreichs vor dem Volke gegeben hatte, daß er es nicht blos als die Aufgabe der deutschen, sondern als die erste Aufgabe der europäischen Politik Preußens erachte, den Territorialbestand sowol des Gesammtvaterlandes als der einzelnen Landesherren zu schützen; sowie ferner, daß seine Bemühungen niemals die Absicht hätten, das völkerrechtliche Band, welches die deutschen Staaten umfasse, zu erschüttern. Er drückte zugleich die Hoffnung auf eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen aus, und kam dadurch dem ausgesprochenen Wunsche der übrigen Bundesfürsten, daß eine vertrautere und innigere Verbindung zwischen diesen beiden deutschen Großmächten angeknüpft werde, entgegen. Auch konnte der directe freundliche Ideenaustausch der dort anwesenden Fürsten Deutschlands nur dazu dienen, dieselben im Interesse unsers gesammten Vaterlandes noch inniger miteinander zu verbünden. Das ist die Bedeutung dieser deutschen

Fürstenversammlung in Baden für das deutsche Volk; und sie ist dadurch ein wichtiges Blatt in der neuern Geschichte."

Diese Erklärung wurde in der officiellen „Neuen Hannoverischen Zeitung" abgedruckt und den übrigen mit der Regierung in Verbindung stehenden Blättern der Wunsch ausgesprochen, sich aller weitern Commentare zu enthalten.

Die persönliche Begegnung des Kaisers mit dem Könige und die eingehenden Unterhaltungen zwischen beiden sollten jedoch noch eine weitere und ganz eigenthümliche Folge haben und hätten vielleicht Veranlassung werden können, daß die Schicksale Europas eine andere Wendung genommen hätten.

Um das Folgende vollständig zu verstehen, muß ich vorausschicken, daß sich damals am hannoverischen Hofe als französischer Lehrer des Kronprinzen ein gewisser Blache de Montbrun befand, ein junger Mann von guten Manieren und einfachem Geist, der in Beziehungen zum Grafen Walewski gestanden hatte und sehr laut und offen seine legitimistischen Gesinnungen aussprach. Einige Zeit vorher war der Graf von Chambord auf einer Reise durch Hannover gekommen und am Hofe mit allen königlichen Ehren empfangen worden. Abends, als der Graf von Chambord sich

im Kreise der königlichen Familie befand, hatte der König jenen Herrn Blache mit den Worten herbeigerufen: „Venez, je vous ferai l'honneur de vous présenter à votre roi.“ Dies hatte natürlich Aufsehen erregt, war weiter erzählt worden und der französische Gesandte hatte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten über den Vorfall interpellirt, sodaß die Sache sich zu einer diplomatischen Affaire aufbauschte, welche Veranlassung gegeben haben mochte, daß in den Berichten des Gesandten nach Paris Herr Blache de Montbrun als eine Person von besonderer Bedeutung und als ein Vertrauter des Grafen Chambord oder wenigstens als ein einflußreiches Mitglied der Legitimistenpartei dargestellt wurde.

Im September nun kam eines Tages Herr Blache de Montbrun sehr aufgeregt zu mir und erzählte, er sei tags vorher durch ein Telegramm nach Minden gerufen, wo eine Persönlichkeit von hohem Einflusse, deren Namen er nicht zu nennen sein Ehrenwort gegeben habe, ihn hätte sprechen wollen. Diese Person habe ihm ein Programm übergeben und ihn beauftragt, in geeigneter Weise zu erforschen, welche Aufnahme und Beurtheilung die in demselben enthaltenen Ideen am hannoverischen Hofe finden möchten. Er sei nun in der äußersten Verlegenheit und wisse sich seines

Auftrages nicht anders zu entledigen, als indem er zu mir käme und mir das Programm mittheilte.

Dieses höchst merkwürdige Schriftstück enthielt nun in kurzen, scharfen und bestimmten Sätzen den Entwurf eines Vertrages zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grafen von Chambord auf folgenden Grundlagen:

1) Der Graf von Chambord erkennt den Kaiser Napoleon, da derselbe nicht sein „Successeur légitime" sein könne, als „Continuateur reconnu de sa dynastie" an und wird allen französischen Legitimisten sowie den europäischen Höfen dies unter Ausschluß der Familie Orléans von allen Rechten auf den französischen Thron anzeigen.
2) Der Kaiser wird dem Grafen von Chambord alle Besitzungen seines Hauses in Frankreich herausgeben, ihm den Titel „Majesté royale" zuerkennen und ihm eine Residenz in Frankreich in jeder Stadt außer Paris, die der Graf wählen sollte, einräumen.
3) Der Kaiser wird die Annexion des Königreichs Neapel verbieten, die Räumung des neapolitanischen Gebietes von sardinischen Truppen und den Freischaaren Garibaldi's erzwingen und die bour-

bonische Dynastie auf dem Throne von Neapel erhalten. Auch ist der Kaiser bereit, seine bons offices für die Erhaltung der bourbonischen Linie auf dem Throne des Herzogthums Parma eintreten zu lassen oder eine angemessene und volle Entschädigung für die herzogliche Familie zu erwirken.

Das Schriftstück war so präcis und scharf gefaßt, der feine Unterschied zwischen „Successeur légitime" und „Continuateur reconnu" zeigte ein so tiefes Verständniß des politischen Rechts und zugleich eine so überlegene Beherrschung des Ausdruckes, daß ich keinen Augenblick glauben konnte, Herr Blache de Montbrun sei der Verfasser dieses Programms. Dasselbe konnte ihm vielmehr nur von einer mit dem Gange der Politik in hohem Grade vertrauten Person gegeben worden sein. Dasselbe enthielt die vollständige Realisirung der italienischen Föderationsidee, welche Napoleon schon seit dem Züricher Frieden der sardinischen Annexionspolitik entgegenzusetzen bestrebt war, und zugleich gewann der Kaiser die Partei der Legitimisten und versetzte den Orléans einen empfindlichen Schlag. Dies hatte in jener Zeit eine große Bedeutung; die Legitimisten waren noch sehr stark und der Kaiser war kaum noch rückhaltslos von den europäischen

Mächten anerkannt. Er mußte dahin streben, im Innern Frankreichs alle conservativen Elemente um sich zu scharen und zugleich den legitimen Mächten, die er zum Kampfe gegen die Revolution und zugleich zu einer Revision des europäischen Völkergesetzes, der Wiener Congreß-Acte, vereinigen wollte, als berechtigter Herrscher Frankreichs entgegenzutreten. Denn Napoleon strebte, so sehr er auch in seinem Leben mit der Revolution gespielt hatte, nach nichts mit solchem Eifer als nach seiner anerkannten Aufnahme in die sogenannte Familie der Könige. Er wollte seine Dynastie in das europäische Recht aufnehmen lassen, denn er fürchtete für dieselbe nicht die Revolution so sehr als die europäische Coalition, welche seinen Oheim gestürzt hatte. Eine Legitimirung durch den Grafen von Chambord mußte ihm den ersehnten gleichberechtigten Platz unter den europäischen Souveränen öffnen; er war als Continuateur reconnu der alten französischen Monarchie und als eingesetzter Nachfolger der allerchristlichsten Könige nicht mehr der „Parvenu“, welcher erst den Krimkrieg zu führen gezwungen gewesen war, um von dem Kaiser Alexander den Titel „Mon frère“ zu erlangen, den der stolze Nikolaus ihm versagt hatte. Es kam dazu, daß die Ausführung des Programms, die Einwilligung des Grafen Chambord vorausgesetzt

kaum Schwierigkeiten zu bieten schien. In Preußen war man damals tief entrüstet über die Losreißung der Lombardei von der deutschen Großmacht Oesterreich, man zeigte seinen Widerwillen gegen das sardinische Italien und gegen dessen Bündniß mit der Garibaldinischen Revolution sehr deutlich, ebenso wie die Sympathie für den König von Neapel, welchem sogar das preußische Schiff, die Loreley, zur Verfügung gestellt wurde. Noch stärker war diese Strömung am petersburger Hofe, und Oesterreich hätte ja selbstredend jede Zurückwerfung der piemontesischen Annexionspolitik mit Jubel begrüßt. Außerdem fand die Ausführung des Programms auch in dem Züricher Frieden, den alle Mächte gebilligt, seine völkerrechtliche Basis. Ein scharfes Veto Napoleon's gegen Garibaldi und Victor Emanuel, zu welchem er die volle Macht besaß, würde also die Zustimmung und Unterstützung aller übrigen Mächte gefunden und höchstens vielleicht bei England ein leises, aber wirkungsloses Grollen erzeugt haben. Ich war daher der Ueberzeugung, daß das Programm, welches Herr Blache de Montbrun mir brachte, wenn es nicht von Napoleon selbst ausginge, doch von einer Person kommen müsse, welche mit den Ideen und Wünschen des Kaisers völlig vertraut wäre.

Nun war gerade am Tage vorher der Graf Walewski, bis dahin französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf einer Reise durch Minden gekommen, und es lag daher sehr nahe, anzunehmen, daß er es sei, der Herrn Blache de Montbrun jenes Programm gegeben habe, um so mehr, als die legitimistischen Gesinnungen des Grafen Walewski bekannt waren. Auch daß man Herrn Blache wählte, um die Sache zunächst in seine Hände zu legen, schien erklärlich nach dem vorher erzählten Vorgange. Ich fragte ihn, ob er das Programm von dem Grafen Walewski erhalten, er erklärte sich durch sein Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet, wollte jedoch auch meine Frage nicht mit Nein beantworten, und die ganze Sache erschien mir so wichtig, daß ich es für nöthig hielt, das Programm dem Könige mitzutheilen.

Dieser war im höchsten Grade betroffen und erklärte sogleich, daß der Inhalt des eigenthümlichen Schriftstückes völlig mit den Anschauungen übereinstimme, welche Napoleon ihm bei seinen Unterhaltungen in Baden ausgesprochen habe, und daß er überzeugt sei, das Programm komme von niemand anders als von dem Kaiser selbst, welcher diesen sonderbaren Weg gewählt habe, da er eine solche Sache nicht officiell anregen könne, um sich keinem Echec auszusetzen,

und gewiß gewesen sei, daß Herr Blache das verhängnißvolle Papier schon irgendwie in die rechten Hände, sei es in die seinigen oder in die des Grafen Chambord, bringen werde.

Ich hatte das Programm zugleich meinem alten Freunde, dem Hofrath Louis Schneider in Berlin, gesendet, um zu hören, wie man etwa in Berlin darüber dächte. Dieser hatte es dem Prinz-Regenten mitgetheilt und kam schon am nächsten Tage nach Hannover, um sich bei dem Könige zu melden, der ihn, wie immer, sehr gnädig empfing, und dem er sagte, daß der Prinz-Regent dieser Idee und der weitern Verfolgung derselben ein hohes Interesse zuwende, denn auch dem Regenten müßte Napoleon in Baden ähnlich Anklingendes gesagt haben. Der König ließ Herrn Blache rufen und befragte ihn in Gegenwart des Hofraths Schneider auf das schärfste und eingehendste nach dem Ursprunge des Papiers. Herr Blache erzählte den Hergang dem Könige ebenso, wie er ihn mir erzählt hatte, erklärte ebenfalls, daß er durch sein Ehrenwort gebunden sei, denjenigen, der ihm das Programm gegeben, nicht zu nennen, wollte aber nicht verneinen, daß es der Graf Walewski gewesen sei. Zugleich fügte er hinzu, jene Persönlichkeit habe auf das bestimmteste erklärt, daß von seiten des Kaisers die Unterhandlung

sogleich aufgenommen werden solle, sobald von dem Könige, oder dem Grafen Chambord, oder einer europäischen Macht ein „gros bonnet“, wie er sich ausdrückte, dafür bestimmt und bevollmächtigt werden würde. Nur mit dem Grafen Platen werde man nicht verhandeln, denn dieser sei unfähig, die für eine solche Sache nöthige Discretion zu beobachten, schwanke nach allen Seiten und werde, wenn ähnliche Verhältnisse jemals eintreten sollten, der „Liborio Romano“ des Königs werden. Liborio Romano war, wie man sich erinnert, der Minister des Königs Franz II. von Neapel, der diesen durch seine zweideutige und schwankende Haltung in seine damalige Lage gebracht hatte. Es war diese Aeußerung um so auffallender, als Graf Platen als Gesandter in Paris dort persona grata gewesen war, und als Herr Blache persönlich kaum jemals mit demselben in Berührung gekommen war und keinen Grund zu feindseliger Gesinnung gegen ihn haben konnte. Obgleich der König nichts darüber äußerte, so schien es mir doch, als ob auch in dieser Beziehung eine Andeutung in Baden gefallen sei, denn er beschloß, dem Grafen Platen nichts von der Sache zu sagen, und sendete, allen, die um die Sache wußten, strengste Verschwiegenheit auferlegend, Herrn Blache nach Paris, mit dem Auftrage, diejenige Persönlichkeit,

welche ihm das Programm gegeben, aufzusuchen und derselben zu erklären: daß es ihm, Herrn Blache, unmöglich sei, weiter etwas in der Sache zu thun, bevor er nicht einen Beweis zu liefern vermöge, daß von seiten des Kaisers Napoleon die Ausführung des Programms oder wenigstens die Verhandlung auf der Basis desselben gebilligt werde.

Was den Grafen Chambord betrifft, so wollte der König, und gewiß mit vollem Rechte, demselben in diesem unklaren Stadium einer fast mysteriösen Angelegenheit nichts davon mittheilen, es schien indeß die Ausführung des Programms auch nach dieser Seite nicht unmöglich zu sein. Zwar widersprach die dem Prätendenten der französischen Legitimität angesonnene Verzichtleistung den Principien, die derselbe bisher stets hochgehalten und laut ausgesprochen, doch war ebendadurch, daß der Graf Chambord, der ja keine Descendenz hatte und mit dessen Tode also in jedem Falle die Erbfolgefrage wieder streitig werden mußte, den Kaiser nur als „Continuateur“ seiner Dynastie anerkennen sollte, das Legitimitätsprincip gewissermaßen intact erhalten, sodaß der Prinz eigentlich nur ganz persönliche Rechte aufzugeben hatte. Dadurch aber rettete er einem Zweige seines Hauses den Thron von Neapel,

indem er zugleich jedes Nachfolgerecht der dem legitimen Princip stets so feindlichen Orléans ausschloß; es war jedenfalls zu erwarten, daß das Haus Bourbon auf den Grafen Chambord im Sinne der Annahme der Napoleonischen Propositionen, wenn dieselben wirklich officielle Gestalt annehmen sollten, einwirken werde. Ja eine solche Einwirkung mußte man sogar von seiten der französischen Legitimisten annehmen, von denen ein großer Theil sehr geneigt war, sich nach dem Tode des Grafen Chambord dem Kaiserreiche zuzuwenden, das jedenfalls der Legitimität näher stand als die Orléans, und mindestens Frankreich Ruhm und Macht gebracht hatte. Waren doch bereits zahlreiche Legitimisten, ohne durch äußere Rücksichten dazu gezwungen zu sein, in den Dienst des Kaisers getreten, wie der Marquis de Moustier und der Herzog von Gramont, der Jugendfreund des Grafen von Chambord, und allen diesen würde eine Versöhnung des Kaisers mit dem letzten directen Abkömmling der alten legitimen Könige sehr erwünscht gewesen sein.

Zu derselben Zeit, als Herr Blache jenes Programm überbrachte, hatte sich der französische Admiral Barbier le Tinan mit seiner Escadre vor Gaëta gelegt, wohin inzwischen der König Franz II. mit den Trümmern seiner Armee sich zurückgezogen hatte, und verhinderte

den sardinischen Admiral Persano, die Festung von der Seeseite anzugreifen; es lag hierin ein Beweis, daß Napoleon in der That die Entscheidung über die neapolitanische Frage noch offen halten wollte.

Der Hofrath Schneider ging nach Berlin zurück, und man dürfte dort die weitere Entwickelung dieser so eigenthümlich eingefädelten Angelegenheit mit ebenso viel Spannung erwartet haben als in Hannover.

Es schien indeß durchaus nothwendig, daß in einer Sache, welche so weit reichende Consequenzen in sich schloß, der König einen durch seine Stellung und Erfahrung zu so ernsten und wichtigen Verhandlungen berechtigten und befähigten Staatsmann zur Seite habe, da er einmal dem Grafen Platen nichts davon mitzutheilen Veranlassung hatte. Ich rieth daher dem Könige, von dem Geh. Cabinetsrath Lex unterstützt, auf das dringendste, den Herrn von Stockhausen, damals Gesandter in Wien, nach Hannover zu berufen. Derselbe hatte früher den Gesandtschaftsposten in Paris bekleidet, mußte also die dortigen Verhältnisse genau kennen und war dann auch in der Lage, die ganze Sache, wenn sie festere Gestalt annehmen sollte, in Wien anzuregen und von dort aus an den Grafen Chambord zu bringen. Der König schickte Herrn von Stockhausen den Befehl, unter dem Vorwande persön-

licher Geschäfte einen Urlaub nachzusuchen und sogleich nach Hannover zu kommen.

Inzwischen kehrte Herr Blache de Montbrun von Paris zurück und brachte einen Brief des Grafen Damrémont, der bis vor kurzem französischer Gesandter in Hannover gewesen war und als „Ministre plénipotentiaire en disponibilité“ eine neue diplomatische Verwendung erwartete. Graf Damrémont erklärte in diesem Briefe in klaren und unzweideutigen Worten, daß er bereit sei, auf Grund jenes Programms mit einem von dem Könige von Hannover bevollmächtigten Vertreter in Verhandlung zu treten. Damit war unzweifelhaft erwiesen, daß das Programm, gleichviel welche Mittelsperson für die Lancirung desselben gewählt war, vom Kaiser kam, denn niemals würde ein Mann in der Stellung des Grafen Damrémont sich schriftlich zu einer so unmittelbar die persönlichen und dynastischen Verhältnisse des Kaisers berührenden Verhandlung bereit erklärt haben, wenn er nicht zuvor bei Napoleon angefragt und von diesem selbst die Autorisation dazu erhalten hätte.

Herr von Stockhausen kam an, und hätte ich denselben früher gekannt, so würde ich niemals auf seine Berufung gedrungen haben. Er war eine Natur, welche sich über die Grenzen der formalistischen Tra-

ditionen der bureaumäßigen Diplomatie hervorzuwagen nicht den Muth fassen konnte und es für unmöglich hielt, daß von Hannover aus irgendwie große politische Fragen angeregt werden könnten. Er war außerdem ein tief erbitterter Preußenfeind und witterte in der ganzen Sache — ich habe keine Ahnung warum — eine preußische Intrigue, durch welche der König den andern Mächten gegenüber in Verlegenheit gebracht werden könne; genug, er bot alles auf, um den König zu bestimmen, die Sache fallen zu lassen. Vielleicht mochte ihn dabei auch eine ganz persönliche Rücksicht bestimmen. Denn wenn er diese so bedeutungsvolle Verhandlung, von der Graf Platen ausgeschlossen war, übernommen hätte, so war die natürliche Folge, daß er selbst das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen mußte. Er lebte aber gern in Wien, wo er eine beliebte Person war, ein Minimum von Geschäftslast zu tragen hatte und sich materiell besser stand als auf dem Posten eines hannoverischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dessen arbeitsvoller und verantwortlicher Stellung er sich, trotz einer nicht geringen Werthschätzung seiner eigenen Persönlichkeit, doch wol auch nicht gewachsen fühlen mochte.

Der König wurde unsicher und suchte, eine unglückliche Eigenschaft seines Charakters, Zeit zu gewinnen,

wodurch Zögerungen in einer Sache entstanden, die ihrer ganzen Natur nach zu schneller Entscheidung drängte, da sich die Dinge in Italien ja nicht lange in der Schwebe erhalten ließen. Diese Zögerungen, welche, wie der Verfolg dieser Aufzeichnungen noch öfter zeigen wird, für den König selbst und für Hannover stets so verhängnißvoll wurden, darf man freilich nicht ganz dem Charakter des Königs zur Last legen. Er fand eben, wie auch dieser Fall beweist, in den so kleinlich eingeengten Verhältnissen Hannovers keine Menschen zur Ausführung großer und weiter Ideen, Hannover war gerade durch die Verbindung mit England so von aller großen Politik ausgeschlossen und so auf seine eigenen kleinen Verhältnisse beschränkt geblieben, daß in der ganzen Staatsdienerschaft nichts größere Scheu erregte als eigenes Denken und Handeln. Man fand dort gute Verwaltungsbeamte und gute, ja vortreffliche Juristen, aber keine Staatsmänner, mit ganz wenigen Ausnahmen, die dann aber von dem ganzen Corps bureaucratique einmüthig verfolgt und zurückgedrängt wurden; es hätte mindestens noch einiger Generationen bedurft, bis Hannover Persönlichkeiten von der Bedeutung eines Beust oder eines Dalwigk hervorzubringen vermocht hätte.

Genug also, die Sache wurde verzögert, da Herr

von Stockhausen keine andere Absicht hatte, als sich dieselbe mit guter Manier vom Halse zu schaffen; es kam noch eine Anregung von Paris an Herrn Blache, derselbe wurde noch einmal dorthin geschickt, um sich ungemein verclausulirte Erklärungen geben zu lassen. Er kam aber natürlich ohne dieselben zurück, Graf Damrémont hatte ihm gesagt, daß, nachdem er bestimmt und rückhaltslos seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in die Verhandlungen erklärt, er nun, und zwar nur noch kurze Zeit, einen gegenseitigen Unterhändler zu erwarten habe. Dennoch wartete man noch ziemlich lange Zeit, immer lag der französische Admiral vor Gaëta, und erst als immer und immer von Hannover nichts kam, überließ endlich der Kaiser Napoleon die italienische Entwickelung ihrem Schicksale.

So entschlüpfte den Händen des Königs ein Faden, durch welchen er, wenn derselbe energisch festgehalten und geschickt weiter gesponnen wäre, einen mächtigen Einfluß auf die damals in der Gärung befindlichen Schicksale Europas hätte gewinnen können. Er würde sich Napoleon selbst und fast alle europäischen Souveräne verpflichtet haben, besonders aber würden durch die Aufnahme dieser Sache in Gemeinschaft und unter fortwährender Verständigung mit dem Prinz-Regenten von Preußen die in Baden wieder angeknüpften per-

sönlichen Beziehungen zwischen beiden hohen Herren sich immer fester zusammengezogen haben und dadurch wäre die spätere Entfremdung und wol auch die Katastrophe von 1866 vermieden.

Besonders auch in dieser letztern Beziehung bedauerte ich es tief, daß jene Sache so traurig im Sande verlief, denn mein sehnlichster Wunsch war es immer, daß der König mit dem preußischen Hofe in persönliche Verbindung treten möge, wodurch allen politischen Differenzen die gehässige Spitze abgebrochen wäre.

Ich habe mich später in Paris überzeugt, daß jenes Programm in der That vom Kaiser Napoleon ausgegangen war und daß derselbe zu jener Zeit einen sehr hohen Werth auf dessen Ausführung gelegt hatte. Damals konnte ich nichts weiter thun, denn für mich, noch sehr jung und eben fremd in den hannoverischen Dienst getreten, war es unmöglich, bei einer solchen Verhandlung mitzuwirken, und nach den mit Herrn von Stockhausen gemachten Erfahrungen war es, auch wenn dazu noch Zeit gewesen wäre, bedenklich, irgendeine andere Persönlichkeit vorzuschlagen.

IV.

Plane und Ideen zur Bekämpfung der Opposition, insbesondere der gothaischen Idee, auf geistigem Gebiet. — Arbeiten zur Gründung einer allgemeinen deutschen conservativen Partei und eines großen Preßorgans zur Vertretung des Bundesrechts und der Selbständigkeit der Fürsten und Staaten sowie zur Herstellung einer kräftigern militärischen Tüchtigkeit der Bundesarmee. — Schwierigkeiten der Durchführung dieser Idee. Herr von Schätzell. Regierungsrath von Witzleben. — Stellung von Sachsen und Baiern. Freiherr von Schrenck und Freiherr von der Pfordten. Fürst Schönburg. — Pessimistische Resignation in Oesterreich. — Leben des Königs Georg in Norderney. — Braunschweigische Erbfolge. Graf von der Decken. — Lebensgefahr des Kronprinzen. — Ernst-August-Denkmal. — Der Kronprinz Secondelieutenant. — Charakter und Entwickelung des Kronprinzen, der Prinzessin Friederike und der Prinzessin Mary.

Es schien zu jener Zeit besonders nothwendig, der gothaischen Idee, welche die souveräne Selbständigkeit der deutschen Fürsten bedrohte, an der diese doch, auf das Völkerrecht gestützt, festzuhalten entschlossen waren,

eine andere lebensfähige und das Volk belebende Idee gegenüberzustellen. Denn es war klar, daß ohne die Kraft einer solchen volksthümlich lebenskräftigen Idee die Fürsten in dem Kampfe um die autonome Selbstständigkeit endlich unterliegen mußten. Sie besaßen die materielle Macht des Widerstandes nicht, und hätten sie im äußersten Falle die Hülfe Oesterreichs angerufen oder angenommen, so würde die österreichische Hegemonie, im Falle sie durch einen Krieg österreichischer Waffen hätte erkämpft werden können, dem Stolze der Fürsten und der Selbständigkeit der deutschen Staaten vielleicht verderblicher geworden sein als eine preußische Führung.

Die Geschichte des alten Reiches liefert ja Beispiele genug von dem Hochmuth und der Rücksichtslosigkeit, mit welcher das Haus Habsburg seine Autorität geltend machte, sodaß es sogar vorgekommen war, daß die kaiserlichen Ambassadeurs als Vertreter der Person des Kaisers den Rang vor dem Fürsten beansprucht hatten, an dessen Hofe sie beglaubigt waren — und die deutschen Fürsten hatten ja ihre in dem Bunde beruhende und durch den Bund garantirte Selbständigkeit nur durch die Aufhebung der römischen Kaiserherrlichkeit des österreichischen Hauses über das Deutsche Reich erlangt.

Der König Georg insbesondere war von diesem Gedanken tief durchdrungen und hatte die höchste Abneigung, Oesterreich irgendwelchen maßgebenden Einfluß auf die Schicksale Deutschlands einzuräumen. Er pflegte es oft auszusprechen, daß das römische Kaiserthum Oesterreichs die nationale Entwickelung Deutschlands jahrhundertelang zurückgehalten, und daß Oesterreich stets die deutsche Macht, soweit es über dieselbe zu gebieten vermochte, nur dazu benutzt habe, um seine europäische Stellung zu stützen. — Die Tradition des preußisch-hannoverischen Bündnisses aus dem französischen Kriege war in ihm im hohen Grade lebendig, und wenn er auch bedauerte, daß damals ein deutscher Bürgerkrieg zu diesem Bündnisse die Veranlassung gewesen, so würde er doch stets zu einem Bündniß mit Preußen bereit gewesen sein, sobald nur in Berlin nicht die gothaische Idee des Bundesstaats mit der preußischen Spitze auf die Fahne geschrieben worden wäre.

Ich habe den König bei den Verhandlungen über die Reform der Bundeskriegsverfassung häufig sagen hören, daß er bei der Wahl eines Bundesfeldherrn im Falle eines deutschen Krieges niemals einem andern Fürsten seine Stimme geben werde als dem Könige von Preußen, aber ebenso werde er niemals einem Bundes-

beschluß zustimmen, welcher die freie Wahl der souveränen Fürsten ausschlösse und dem Könige von Preußen als ein eigenes Recht die Würde des Bundesfeldherrn übertragen sollte, welche er nur der freien Wahl seiner souveränen deutschen Bundesgenossen verdanken dürfte.

Die gothaische Idee stützte sich zu jener Zeit vorzugsweise auf die liberale Opposition in den einzelnen Ländern, welche, fest zusammengeschlossen und agitatorisch thätig, in der concentrirten geistigen und materiellen Macht Preußens einen Rückhalt und ein Drohungsmittel gegen die eigenen Regierungen suchte, und auf das in dem ganzen Volke wurzelnde und immer stärker emporwachsende Bewußtsein, daß die ganze Organisation des Deutschen Bundes zu schwerfällig sei, um im Falle eine Krieges schnell wirksamen militärischen Schutz zu gewähren und im Frieden die immer steigenden Anforderungen des Verkehrslebens genügend zu befriedigen.

Um also für die deutschen Fürsten in dem Kampfe um ihre monarchische Selbständigkeit gegen die hegemonistischen Bestrebungen Preußens und der gothaischen Partei gleichartige ideelle Stützpunkte und materielle Machtmittel zu gewinnen, erschien es einmal nothwendig, eine conservative Parteibildung auf föderativer Grundlage ins Leben zu rufen, und sodann eine prak-

tische Bundesreform anzubahnen und durchzuführen, welche den vorhandenen und überall empfundenen Misständen Abhülfe schaffte, ohne doch die autonome Selbständigkeit der einzelnen Länder und die monarchische Souveränetät der Fürsten zu beschränken.

Der König sah die Richtigkeit dieses Gedankens, den ich bei ihm wiederholt anregte, vollkommen ein. Ich hatte eine nur für ihn bestimmte kleine Abhandlung unter dem Titel „Der Fürst des 19. Jahrhunderts von Machiavell dem Jüngern“ geschrieben, in welcher ich ausgeführt hatte, wie und durch welche Mittel in der heutigen Zeit des constitutionellen Staatslebens, welches absolute Gewaltacte unmöglich mache und den Versuch derselben thöricht erscheinen lassen müßte, die Fürsten dennoch durch geschickte und klug berechnete Behandlung der Minister, der Parlamente und der verschiedenen Volksklassen die unumschränkte persönliche Herrschaft in ihren Händen festzuhalten vermöchten, und in welcher ich ganz besonders die Nothwendigkeit hervorgehoben hatte, daß die Regenten, um wirklich Herren der Regierung zu bleiben, sich stets zu Vertretern und Führern großer fruchtbringender Ideen machen müßten, welche das Volk zu beleben und zu bewegen vermöchten und auf diese Weise die große Menge stets, den parlamentarischen Parteien und den

bureaukratischen Hemmnissen zum Trotz, an die Person des Fürsten fesseln müßten, — eine Nothwendigkeit, welche alle großen Selbstherrscher von Cäsar bis auf Ludwig XIV., den Kaiser Nikolaus von Rußland und endlich Napoleon III. erkannten und zur Richtschnur ihres Handelns machten. Der König nahm an diesem Essay des modernen Machiavell ein großes Interesse, billigte die darin ausgesprochenen Ansichten und stimmte auch meinen Vorschlägen zur Verwirklichung derselben vollständig bei.

In Betreff der conservativen Parteibildung war ich der Meinung, daß es zunächst darauf ankäme, ein großes gesammtdeutsches conservatives Preßorgan ins Leben zu rufen, welches streng auf dem Standpunkte des Bundesrechts stehend, dennoch für eine gesunde Entwickelung und Reform der Bundesorganisation die Initiative ergreifen müsse und nicht nur in den Fragen des Einzellebens der deutschen Staaten, sondern auch ganz insbesondere in der Vertretung der Gesammtinteressen der deutschen Fürsten den Regierungen den Zugang zur weitesten Oeffentlichkeit und zugleich den Parteien den Mittelpunkt der Vereinigung und Verständigung bieten sollte. Conservative Elemente waren ja überall in Deutschland genug vorhanden, und sie besaßen ungleich größern Einfluß auf das öffentliche

Leben, größere materielle Mittel und weitaus größere und gediegenere Intelligenz als die liberale Opposition, welche nur durch die disciplinirte Einigkeit, ihre ausschließliche Herrschaft über den Journalismus und ihren rücksichtslosen Gebrauch der Phrasen Bedeutung besaß.

Das Beispiel Preußens war in dieser Beziehung im hohen Grade lehrreich. Auch dort waren ja die conservativen Elemente zahlreich vorhanden gewesen, aber sie hätten sich nie zu einer in das öffentliche Leben eingreifenden und dasselbe zeitweise beherrschenden Partei zusammengefügt, wenn nicht die „Kreuzzeitung" für sie die Sammelfahne und zugleich das Mittel zu einer unausgesetzten Anregung, Verständigung und Ermuthigung gebildet hätte.

Ebenso wahr es ist, daß die Zeitungen sich auf die Parteien stützen müssen — ebenso unumstößlich richtig ist es auch, daß großartig wirksame Parteien, vorausgesetzt, daß die Grundelemente für dieselben vorhanden sind, sich nur durch eine Zeitung zu bilden und zu erhalten im Stande sind.

Ein solches großes deutsches conservatives Organ mußte nun aber, wenn es wirksam sein sollte, eine freie geistige und materielle Unabhängigkeit besitzen. Es wäre wol nicht schwer gewesen, den König bei seinem großen Interesse für die Sache zu der Gründung

eines solchen Blattes aus seinen eigenen persönlichen Mitteln zu bestimmen, namentlich wenn befreundete und gleichgesinnte Fürsten auf seine unmittelbare Anregung hinzugetreten wären. Dann aber wäre das Blatt ausschließlich zum Moniteur der hannoverischen und der sonst noch betheiligten Regierungen geworden und hätte seinen Zweck der Parteibildung und seine Macht, das Parteileben anzuregen, vollständig verfehlt — es wäre dann nur ein officiöses Organ mehr, niemals aber eine Stütze der Regierung geworden nach dem alten immer wahren Grundsatz: „On ne peut s'appuyer que sur ce qui résiste."

Es mußte also bei der Gründung eines solchen Blattes schon eine starke Betheiligung der conservativen Partei ins Auge gefaßt werden, in welcher die Fürsten zwar voranstehen, aber keinen absolut maßgebenden, unabhängige Meinungsäußerungen ausschließenden Einfluß ausüben durften.

Ich schrieb ein Promemoria über die Aufgabe der deutsch-conservativen Partei und die Gründung einer deutsch-conservativen Zeitung, in welcher ich alle diese Gesichtspunkte ausführlich darlegte und besonders auch die Nothwendigkeit der freien Unabhängigkeit des Organs betonte — ich schlug nicht Frankfurt am Main, sondern Hannover als den Sitz dieses Blattes vor, wie ich

denn überhaupt die Ueberzeugung hatte und stets geltend machte, daß Hannover ausschließlich dazu geschaffen sei, den Mittelpunkt für alle gesammtdeutschen conservativen Interessen zu bilden. In diesem Falle sprach für Hannover vor allem auch seine günstige Lage in Betreff der Zeitungscommunication. Die englischen und französischen sowie die überseeischen und berliner Zeitungen und Correspondenzen trafen in Hannover so ein, daß ein dort erscheinendes Blatt eine schnelle und lebendige Vermittelung der Nachrichten von Ost nach West zu Stande bringen konnte.

Hannover war sodann derjenige Ort, welcher sich am besten für den dem Blatte zu gebenden und zu bewahrenden Charakter der allgemeinen deutschen Universalität und Impartialität eignete. Hannover ist norddeutsch, es würde ein dort erscheinendes Blatt also bei den preußischen Conservativen, in Mecklenburg, Hessen u.s.w. Sympathien finden und bei den süddeutschen Staaten und Völkern auf der andern Seite nicht das Mistrauen erregen, als sollte es norddeutsche Interessen specifisch vertreten.

Hannover war endlich durch seine maritime Stellung geeignet, dem Blatte in dem deutschen Handelsstande Interesse zu erregen.

Der König faßte diese Idee mit großer Lebhaftig-

keit auf, erkannte auch, von Jugend auf an die Verhältnisse der englischen Presse gewöhnt, unbedingt die Nothwendigkeit der freien Unabhängigkeit an, er begriff, daß das Blatt und eine Partei, die es gründen sollte, eine freundliche Stütze der Regierungen, aber nicht ihr Organ sein müsse, um die gothaische Idee wirklich zu bekämpfen und der liberalen Opposition sowol als der preußischen Regierung zu imponiren. Aber der König war auch wol der einzige, der die Tragweite des Planes innerhalb der hannoverischen Regierung erfaßte und begriff — dem hannoverischen Ministerium und der ganzen hannoverischen Bureaukratie hatte selbst der auf Grund der münchener Conferenzen ausgearbeitete Plan eines Preßorgans der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt am Main, welcher sich allerdings im wesentlichen mit der Aufzählung der Schwierigkeiten beschäftigte, nur lächelndes Achselzucken erregt, obgleich man damals doch an ein rein officielles Organ gedacht hatte.

Die hannoverische Bureaukratie hatte keinen Begriff von einem öffentlichen Parteileben, das sich nicht vom grünen Tisch commandiren lassen solle, und der Graf Borries, der doch als Minister des Innern vorzugsweise bei der Ausführung des Planes mitwirken mußte, wollte seinem ganzen Charakter nach von einer

unabhängigen Zeitung und einer frei und mächtig dastehenden Partei nichts wissen, da er stets geneigt war, jede Kritik der Regierungsmaßregeln, auch von conservativer Seite, als eine die Monarchie untergrabende Auflehnung anzusehen.

Dessenungeachtet zögerte ich nicht, die Sache in Angriff zu nehmen. Der König unterzeichnete eine Erklärung, in welcher er seine unbedingte Billigung und Genehmigung des von mir vorgelegten Planes aussprach, und der Graf Borries konnte nun nichts anderes thun, als demselben seine Zustimmung, und soweit es nöthig war, seine Befürwortung angedeihen zu lassen. Ich hatte den materiellen Plan auf eine Actiengesellschaft von 80 Actien zu je 500 Thalern basirt, wobei dann nach erfolgter Zeichnung der König von Hannover schließlich mit seinem ergänzenden Antheil hinzugetreten wäre, und begann nun eine den Sommer des Jahres 1861 ausfüllende Thätigkeit zur Realisirung des Unternehmens.

Der von mir hochverehrte Minister von Schätzell war der erste, der sich mit großem Eifer für die Sache interessirte, zugleich aber auch als eine ganz besondere Schwierigkeit auf die alte Rivalität Sachsens gegen Hannover hinwies. Ebenso eifrig wirkte dafür der Regierungspräsident von Lauer in Bückeburg und der

mir seit langen Jahren befreundete damalige Erbgraf, jetzt regierende Graf von Leiningen-Billigheim. Die Herzogin von Anhalt-Bernburg, der Herzog von Dessau, der Fürst von Schaumburg-Lippe und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz sowie auch der Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe zeichneten sogleich Actien, auch unter den hannoverischen Conservativen erfolgten mehrere Zeichnungen, sodaß die Sache im ersten Anlauf sehr günstig sich zu gestalten schien, wenn auch der Graf von Borries dem ganzen Unternehmen gegenüber eine gewissermaßen skeptische Stellung beibehielt.

Leider sollte sich seine Meinung über die Schwierigkeiten der Einigung einer großen conservativen Partei in Deutschland, ja selbst über die Verständigung der Fürsten als richtiger darstellen als meine auf das Beispiel der preußischen conservativen Partei begründete Hoffnung. In Sachsen wurde die Sache zwar als höchst wichtig und beachtenswerth aufgenommen, und ich erhielt ein ausführliches Promemoria des sächsischen Regierungsraths von Witzleben in Leipzig, welchem dort die besondere Bearbeitung der Presse aufgetragen wurde.

Dieses Promemoria trat der Gründung einer einzigen deutschen conservativen Zeitung aus äußern und innern

Gründen entgegen, indem es die häufig verschiedenen Interessen der Regierungen und der conservativen Elemente in den einzelnen Staaten als miteinander unvereinbar hinstellte und auch die Verbreitung eines einzigen Organs über ganz Deutschland für ganz besonders schwierig und zweifelhaft erklärte.

Herr von Witzleben schlug vor, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands besondere Zeitungen in größerm Maßstabe ins Leben zu rufen, welche die Aufgabe haben sollten, die Opposition in ihren verschiedenen Hauptsitzen anzugreifen. Es sollte für Rheinland und das nordwestliche Deutschland ein Gegengewicht gegen die „Kölnische Zeitung", für Norddeutschland gegen die „Weser-Zeitung" und die „Hamburger Nachrichten", für Mitteldeutschland gegen das „Frankfurter Journal" und die thüringer Blätter, für Franken gegen den „Nürnberger Correspondenten", für Würtemberg gegen den „Schwäbischen Merkur" geschaffen werden. Vor allem wollte dann Herr von Witzleben ein neues telegraphisches Correspondenzbureau für Deutschland errichten, aus welchem die conservative Presse ihre Telegramme und bei größerer Ausdehnung des Instituts auch ihre Correspondenzen beziehen könne, damit die conservativen Organe sich von der Benutzung der englischen und französischen Blätter als Quelle für thatsächliche Mit-

theilungen losmachen und sich von dem Wolff'schen Correspondenz-Bureau emancipiren können.

Es trat also in diesem Project ein ganz neuer Vorschlag entgegen, welcher zum mindesten, wie Herr von Witzleben selbst zugab, einen Aufwand von 100000 Thalern erfordert haben würde, und welcher nach meiner Ueberzeugung gerade das nicht erreichen konnte, was durch das hannoverische Project bezweckt wurde: nämlich die Bildung und Einigung einer über ganz Deutschland ausgebreiteten conservativen Partei.

Es würde durch die Errichtung so vielartiger Blätter, deren jedes dann doch kaum auf die Höhe eines Weltblattes hätte erhoben werden können, nur die Reihe der officiösen Zeitungen vermehrt worden sein, und wahrscheinlich würden die neugeschaffenen Blätter dann ungelesen oder nur auf kleine Leserkreise beschränkt geblieben sein.

Diese Ansichten waren zu verschieden und es ließ sich kaum hoffen, zwischen denselben jemals eine Verständigung zu finden. Inwieweit dabei die von Herrn von Schätzell hervorgehobene Rivalität zwischen Hannover und Sachsen mitgewirkt habe, möge dahingestellt bleiben — jedenfalls mußte bei dem Plan vorab von einer sächsischen Betheiligung Abstand genommen werden.

Ganz besonders wesentlich war die Betheiligung

von Baiern und Oesterreich, denn es galt ja vor allem, die conservativen Elemente in Nord- und Süddeutschland zusammenzufassen. Nur auf dieser Basis wäre es möglich gewesen, der Agitation für die preußische Hegemonie wirksam entgegenzutreten, indem man ein derselben gleichartiges, in dem Willen und Bestehen des Volkes selbst wurzelndes Zukunftsbild aufstellte. Auf dieser Basis würde man dann auch mit den preußischen Conservativen wieder Fühlung haben gewinnen und mit ihnen die allen gemeinsamen großen nationalen Interessen haben discutiren und in einer allseitig befriedigenden Form zur Ausführung bringen können.

Ich reiste daher mit persönlichen Cabinetsbefehlen des Königs an die Gesandten zur Förderung der Sache nach München und Wien ab. Von Frankfurt aus besuchte ich in Niederwalluff den damals dort wohnenden Erbgrafen von Leiningen-Billigheim. Ich fand denselben von ganz dem feurigen Eifer für eine freisinnige Belebung und Durchgeistigung der conservativen Parteiinteressen beseelt, der mich selbst erfüllte — freilich aber auch tief niedergedrückt von den traurigen Erfahrungen, die er mit der gleichgültigen Schwerfälligkeit und pessimistischen Resignation der süddeutschen Conservativen gemacht hatte.

Graf Borries war im Bade Soden. Ich brachte den Grafen von Leiningen zu ihm, damit beide sich über die Grundzüge einer Verständigung der nord- und süddeutschen Conservativen zu einer großen anti-gothaischen Partei aussprechen könnten.

Die Gelegenheit dazu war um so günstiger, als gerade in jenen Tagen sich das Comité des deutschen hohen Adels zur Ueberreichung eines Ehrenschildes an den König Franz II. von Neapel versammelt hatte, zu welchem außer dem Grafen von Leiningen der leider jetzt auch schon längst verstorbene Prinz Emil zu Sayn-Wittgenstein, der Fürst Karl Egon zu Fürstenberg, der Graf Alfred zu Erbach-Fürstenau und der Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode gehörten.

Ueber die Principien und über die Nothwendigkeit eines Aufraffens der conservativen Elemente zu gemeinsamem Handeln herrschte volles Einvernehmen, aber über den Weg der Ausführung konnte, auch abgesehen von der kurzen Zeit, kaum eine Verständigung zwischen der großartig kühnen Auffassung der süddeutschen großen Herren und dem bureaukratisch engen Standpunkte des Grafen Borries hergestellt werden.

Fast schien es, als ob alle Bemühungen, die Sache der deutschen Fürstenrechte zu retten, nur dazu dienen sollten, die Schwierigkeiten immer klarer zu stellen, und

Graf Leiningen, reich an Erfahrungen über die Unentschlossenheit, bureaukratische Schwerfälligkeit und hochmüthige Sicherheit der Regierungen, war schon längst zu dem wehmüthig schmerzlichen Resultat gekommen, das sich in dem Wort ausdrückte: Wie die Sachen stehen, scheint es mir „qu'il faut sauver les souverains malgré eux".

Der Oberst von Knesebeck in München ergriff den Gedanken einer Einigung der süddeutschen conservativen Partei, sowol aus eigener Ueberzeugung als um den Willen des Königs zur Ausführung zu bringen, mit aller Entschiedenheit. Ich besuchte mit ihm den damaligen bairischen Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen, Baron Schrenck, um demselben den ganzen Plan darzulegen und ihm zugleich zu erklären, daß wir zunächst der Zustimmung und Mitwirkung des Königs von Baiern und der bairischen Regierung sicher sein wollten, bevor wir uns unmittelbar an bairische conservative Privatkreise wendeten. Herr von Schrenck, ein trockener, sehr ernster und formeller Mann, auf dessen Gesicht es unmöglich war, einen Gedanken zu lesen oder den Eindruck dessen, was man ihm sagte, zu verfolgen, hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, bemerkte jedoch in seiner Erwiderung sogleich, daß es ihm für die deutschen Regierungen sehr bedenklich er-

schiene, sich an ein gemeinsames Organ bei der Vertretung ihrer oft widerstreitenden Interessen zu binden, und daß zugleich die in den Vordergrund gestellte Unabhängigkeit des zu gründenden Blattes für die Regierungen Verlegenheit bereiten könne. Ich erkannte aus seinen Worten vollständig den Standpunkt jener alten Diplomaten, welche sich für vollkommen beruhigt hielten, wenn sie die Rechte und Ansichten der Regierungen am Bundestage in Frankfurt am Main discutirten und schließlich in vorsichtig formulirten Anträgen zur Abstimmung brachten, ohne sich dem Gedanken öffnen zu können, daß das Volk mit seinem Willen und Streben als ein hochbedeutungsvoller, ja schließlich maßgebender Factor in die Politik eingetreten war, und daß die deutsche Frage, welche man auf dem Wiener Congreß so bedächtig in den Formalismus der Bundesacte eingefügt hatte, in der That in einen Fluß gekommen war, dessen Strömung eines Tages aller Dämme und Schranken spotten mußte.

Herr von Schrenck versprach indeß, die Sache weiter zu erwägen und dem von München abwesenden Könige vorzutragen — doch gewann ich die Ueberzeugung, daß die bairische Regierung der ganzen Sache gegenüber mindestens eine passiv negative, ja vielleicht schließlich eine abweisende Stellung einnehmen werde.

Ich sprach auch mit Herrn von der Pfordten, der in München anwesend war, und fand in ihm ganz den liebenswürdigen geistreichen Mann, der niemals den Professor abstreifen konnte und überzeugt war, daß die Geschicke der Völker sich ebenso nach denselben wohl ausgesonnenen Theorien regeln und leiten lassen, welche die Studenten vor dem Katheder aus dem Munde eines verehrten Lehrers ehrerbietig anhören und in verba magistri als unumstößliche Lehrsätze nach Hause tragen. Herr von der Pfordten erkannte die Nothwendigkeit einer selbstthätigen Action der deutschen Conservativen im höchsten Maße an, sprach auch seine vollste Billigung für den Gedanken eines gemeinsamen Organs aus, — dann aber hielt er eine akademische Abhandlung über die großen Schwierigkeiten des Unternehmens und sprach besonders seinen Zweifel aus, ob Hannover der richtig gewählt Ort dafür sei. Aus allem, was er sagte, gewann ich die Ueberzeugung, daß auch bei ihm die negative Kritik stärker sei als die positive Schöpfungskraft, und daß er sich kaum jemals zu einer wirklich großen und kühnen Politik würde aufraffen können, oder daß ein momentaner Aufschwung bei ihm in den feinen Netzen von tausend Bedenklichkeiten stecken bleiben werde. Auch ging, ohne daß er es direct aussprach, aus allen seinen Worten die An-

schauung klar hervor, daß Baiern keine Parität mit den übrigen deutschen Fürsten anerkennen dürfe und für sich eine ganz besondere Rolle und ein ganz besonderes Recht beanspruchen müsse.

Alles, was ich in München sah und hörte, entmuthigte mich tief, wenn auch Herr von Knesebeck die Hoffnung nicht aufgab und mich im Einverständniß mit Herrn von Schrenck zu einer Fahrt nach Tegernsee zum alten Prinzen Karl veranlaßte, der ganz insbesondere auf die conservativen Adelskreise in Baiern einen bestimmenden Einfluß auszuüben vermochte. Auch diese Reise war vergeblich — denn der Prinz, ein strenger formalistischer Militär, hatte absolut kein Verständniß für die Zwecke des Projects, noch weniger für den Einfluß und die Bedeutung der Presse und der öffentlichen Meinung.

Um mich über die Verhältnisse in Wien vorher zu informiren, sprach ich in Starnberg mit dem österreichischen Gesandten Fürsten Schönburg, welcher dort in der Sommervilleggiatur des münchener Corps diplomatique mit Herrn von Knesebeck wohnte. Der Fürst Schönburg, ein Mann, der alle liebenswürdigen Eigenschaften der alten österreichischen Aristokratie besaß und sich vor vielen Mitgliedern derselben durch eine feine Bildung auszeichnete, informirte mich eingehend über

die Verhältnisse in Wien und empfahl mir besonders, mich an den Freiherrn Max von Gagern zu wenden, welcher die deutsche Politik im Ministerium damals bearbeitete und welcher für diesen Plan, der die Neugestaltung und Kräftigung des deutschen Bundeslebens verfolgte, mir besonders förderlich sein werde. Der Fürst aber verhehlte mir nicht, daß es eine sehr bedeutende und einflußreiche Partei in Oesterreich gebe, die auf dem Standpunkt stehe, sich gar nicht mehr um Deutschland zu kümmern, sondern rücksichtslos rein österreichische Politik als europäischer Großstaat zu machen. Er sprach es auch offen aus, daß er selbst in seiner *rein persönlichen* Anschauung dieser Partei die Berechtigung nicht absprechen könne, denn Oesterreich sei im Jahre 1859 von Deutschland im Stich gelassen worden; die deutschen Angelegenheiten seien nur eine Last, welche die Bewegung des Kaiserstaates lähme und seine freie europäische Politik fortwährend mit Hindernissen umgebe. Oesterreich habe seine höchste Machtentwickelung entfaltet, seinen größten europäischen Einfluß ausgeübt, nachdem es in der Napoleonischen Zeit sich von Deutschland ganz losgesagt und trotz der vorhergegangenen Unglücksfälle ausschließlich als freie europäische Macht gehandelt habe; der Bund sei für Oesterreich ein Hemmniß und es werde im

entscheidenden Augenblicke nie auf denselben rechnen können, — wie das Jahr 1859 bewiesen.

Es war nicht zu leugnen, daß diese Ansichten, welche der Fürst zwar nicht als die seinigen und mit großer Vorsicht, doch aber mit der Offenheit eines unabhängigen und ohne Rücksicht auf jeweilige Regierungsgrundsätze nur die Macht und Größe seines Vaterlandes im Herzen tragenden Grand-Seigneurs aussprach, vom österreichischen Standpunkte vieles Richtige enthielten.

Die Ereignisse haben sie bewahrheitet, mich aber entmuthigten sie im voraus in Betreff der Unterstützung, welche ich in Wien finden würde, und ließen mehr und mehr in mir die Ueberzeugung erwachsen, daß die deutschen Fürsten und Staaten für ihre nationale Entwickelung und ihre Rechtssicherheit bei Oesterreich niemals eine zuverlässige Stütze finden würden, und daß man dort immer mehr bestrebt sein werde, Deutschland zu einem Fußschemel für die europäische Stellung der habsburgischen Monarchie zu machen.

Ich fand in Wien meine geringen Erwartungen noch unterboten.

Der Freiherr Max von Gagern war freilich ein warmer Anhänger einer vorzugsweise deutschen Politik; aber er bewegte sich zugleich in jenen eigenthümlichen

unklaren Theorien, welche später zu dem eigenthümlichen Anlauf des frankfurter Fürstentages führten, auf den ich seinerzeit zurückkommen werde, und er stand mit seinen wirklich warmen und opferbereiten deutschen Gesinnungen fast allein. Der Generaladjutant Graf Folliot de Crenneville versprach freilich, die Sache dem Kaiser zu empfehlen und dessen persönliche Theilnahme zu befürworten — auch der Baron Friedenthal, der specielle Leiter der Preßangelegenheiten, sagte dem Unternehmen alle möglichen Unterstützungen zu; doch verließ ich Wien mit der Ueberzeugung, daß von dort aus nichts Ernstes zu hoffen sei, um so mehr, als der hannoverische Gesandte von Stockhausen, einer jener vorsichtig ängstlichen Diplomaten, welche vor jeder neuen und durchgreifenden Idee wie vor einem Gespenst zurückbeben, mir nicht das Vertrauen einflößte, daß er die Angelegenheit ernstlich weiter verfolgen werde. Indeß stellte ich wenigstens eine persönliche Verbindung mit der österreichischen Preßleitung her, welche auch später aufrecht gehalten wurde und sich in vielen Fällen als fruchtbar wirksam erwies.

Ich kehrte nach Hannover zurück, reicher um eine große Enttäuschung, zugleich aber auch um einen lehrreichen Blick in die tiefe Zerfahrenheit der deutschen Zustände.

Die deutschen Regierungen hatten kein Verständniß für die furchtbare Gefahr des immer gewaltiger gegen sie anschwellenden Stromes, sie glaubten sich gegen denselben zu schützen durch die kleinen und kleinlichen Bollwerke, welche sie aus Bundesparagraphen und Bundesbeschlüssen aufeinanderhäuften, und welche doch bei der ersten Sturmflut wie leichter Triebsand zusammensinken mußten.

Der König war in Norderney — Graf Borries bei ihm, und ich fand den Befehl vor, mich dorthin zu begeben.

Der regelmäßige Sommeraufenthalt des Königs in Norderney war ganz besonders und eigenthümlich anziehend. Der König bewohnte das sogenannte große Logirhaus, das einzige damals auf der Insel befindliche, wirklich geräumige und durchaus gegen Stürme geschützte Gebäude außer dem Cur- und Conversationshause.

Die Königin, welche in frühern Jahren auch das Seebad gebraucht hatte, besuchte später Norderney nicht mehr, und dadurch gewann das Hofleben dort eine zwanglos freiere Bewegung. Der König liebte das Seebad mit dem kräftigen Wellenschlage von Norderney und die frische Seeluft ungemein, denn da ihm der Genuß der Natur durch das Gesicht versagt

war, so war er um so empfänglicher und empfindlicher für den Ozongehalt der freien frischen Luft. Obwol Norderney zu seinem eigenen Lande gehörte, so wollte er dasselbe doch wegen seiner Eigenschaft eines internationalen Bades als einen neutralen Ort betrachtet wissen und hielt deshalb von dem Augenblick seiner Ankunft auf der Insel das Incognito äußerlich aufrecht, er trug keine Uniform und auch seine Umgebung mußte stets in Civil erscheinen, wobei übrigens seine äußere Erscheinung ausnehmend gewann. Denn so stattlich bei seiner reckenhaften Gestalt ihn auch die Militäruniform, namentlich die der Garde-du-Corps, kleidete, so trat doch in dem Civilanzuge, den er mit vollendeter Eleganz trug, die außerordentliche Vornehmheit seiner Züge und seiner Haltung noch mehr hervor als in der enganschließenden steifen Militärtracht. Er hatte die Eigenthümlichkeit, bei der Civilkleidung stets nur den blauen Cordon des Hosenbandordens anzulegen, und es war unmöglich, etwas Eleganteres und Anmuthigeres zu sehen als seine Erscheinung in dem schwarzen Salonanzuge mit dem Stern und dem dunkelblauen Bande des most noble order of the garter. Jeden Tag fand ein Diner von dreißig bis vierzig Couverts statt, und da ein großer Theil der in Hannover accreditirten auswärtigen Diplomaten

sowie eine große Anzahl distinguirter und oft hoch-interessanter Personen sich während der Saison in dem Seebade zusammenfanden, so war die Gesellschaft, welche man an der Tafel des Königs sah, eben durch die Verschiedenheit ihrer Elemente ganz besonders anregend. Die Köche hatten den Befehl, stets das Vorzüglichste zu leisten, die Dampfschiffe brachten unausgesetzt die ausgesuchtesten Dinge nach der sonst oft nur nothdürftig verproviantirten Insel, und die königlichen Keller mußten ihren edelsten Inhalt für diese Diners in Norderney hergeben, welche selbst für den raffinirtesten Gourmand nichts zu wünschen übrigließen, sodaß der jüngere Herr von Manteuffel, der frühere landwirthschaftliche Minister und Bruder des preußischen Ministerpräsidenten, ein regelmäßiger Sommergast auf der Insel, scherzhaft zu sagen pflegte, daß man in keinem Orte der Welt besser speise als im Hotel zum weißen Roß auf Norderney, und der König selbst gebrauchte häufig lachend diese Bezeichnung für sein Haus auf der Insel. Die Lakaien trugen schwarze Reiselivreen und legten nur für den Dienst bei der Tafel die prächtige und scharlachrothe Livree an, welche dem hannoverischen Hause traditionell angehörte und von diesem mit an den englischen Hof gebracht wurde. Am Abend versammelte sich stets eine kleinere Gesell-

schaft in den Zimmern des Königs, bei welcher auf die Hoffähigkeit keine Rücksicht genommen wurde und zu welcher hannoverische und fremde Künstler und sonstige Personen, für welche der König sich interessirte, eingeladen wurden. Karl Devrient, als Hofmann ebenso gewandt wie als Künstler bedeutungsvoll, las hier vor, zuweilen begleitete der ebenfalls in Norderney öfter anwesende Dreyschock seine Vorträge in der Weise der alten Troubadoure, ein seltener und eigenthümlicher Genuß. In spätern Jahren hielten an diesen Abenden auch die hannoverischen Schauspielerinnen, insbesondere Fräulein Preßburg sowie der liebenswürdige und vom Könige besonders begünstigte Schauspieler Sonntag Vorträge, deren Gegenstand der König selbst, und zwar meist aus dem Gebiete heitern Humors, auswählte. Ein blindgeborener Pianist Joseph Labor, ein Böhme, den der König stets in seiner Umgebung hatte, trug hier in außerordentlich technischer Meisterschaft und wunderbar tiefer Empfindung Beethoven's Sonaten vor, und auch hierbei bestimmte der König selbst, welches der Meisterwerke des großen Tondichters er hören wollte. Er war bei diesen Abendgesellschaften, bei denen man im einfachen Ueberrock erschien, von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, wußte die Gesellschaft stets in anregender Conversation zu

erhalten und war unerschöpflich in heitern Einfällen und Anekdoten, wie denn auch jeder der Anwesenden in freiester Weise seine Meinung äußern durfte. Ein regelmäßiges und gern gesehenes Mitglied dieses kleinen Cirkels war der tiefgelehrte und dabei von kindlich harmlosem Humor übersprudelnde Pfarrer Closter, welcher früher Pastor auf Wangeroge gewesen und nach der tragischen Zerstörung dieser früher so wohlhabenden und bevölkerten Insel durch die Sturmfluten von dem Grafen von Schönburg-Glauchau an dessen Patronatskirche zu Meerane in Sachsen berufen worden war. Ebenso gehörte zu diesen kleinen Cirkeln die geistvolle Gräfin Adlerberg, die Gemahlin des russischen Generals, so oft sie in Norderney anwesend war.

Das Leben des Hofes in Norderney gab zu manchen scherzhaften und pikanten Ereignissen Veranlassung, welche stets die höchste Heiterkeit des Königs erregten und Gelegenheit zu vielen scherzhaften Neckereien gaben. So gab es in Norderney außer einer alten Postchaise, welche über das Watt nach Norden fuhr, keine Wagen, und als die Prinzessin Alexandrine von Preußen bei schlechtem Wetter sich zum Diner des Königs begeben wollte, mußte sie sich dieses eigenthümlichen Fahrzeuges bedienen und in demselben vor dem Logirhause vorfahren. Die übrigen Damen mußten sich durch

Gummischuhe und Umhüllungen aller Art gegen den ziemlich häufigen Regen schützen, wenn sie in großer Toilette zum Diner erschienen. Es existirten zwar außer jenem Postwagen noch zwei Sänften, deren Dimensionen freilich für die damals noch modernen Crinolinen sehr wenig geeignet waren — aber auch auf dieses Vehikel mußten die Damen verzichten, denn eines Tages hatte der Flügeladjutant des Königs, Graf Erhard Wedel, erzählt, daß die eine dieser Sänften für die Ertrunkenen und die andere für die Pockenkranken bestimmt wäre, und von diesem Augenblick an wollte niemand mehr von dem ohnehin so mangelhaften Communicationsmittel Gebrauch machen.

Der König besaß in Norderney eine Segeljacht, ein ausgezeichnetes in England gebautes Schiff, auf welchem er häufig lange Fahrten, von sieben Uhr morgens bis zum späten Abend, unternahm. Das Schiff war mit dem höchsten Comfort eingerichtet, es wurde auf demselben auf das vortrefflichste dinirt, dennoch war die Einladung zu diesen Seefahrten für viele Badegäste ein nicht geringer Schrecken.

Der König hatte die Eigenthümlichkeit, niemals seekrank zu werden, und fühlte sich in der reinen Luft des offenen Meeres ganz besonders wohl — daher unternahm er seine Ausfahrten nur bei starkem Wind,

und alle, die nicht ebenso seefest waren wie er selbst, geriethen dabei in die bedenklichsten Stadien jener tückischen Krankheit, mit welcher der Gott des Meeres die vermessenen Landbewohner bedroht, die sein Gebiet betreten. Herr von Manteuffel bat häufig den König ganz jammervoll um die Gnade, ihn nicht zu seinen Seefahrten befehlen zu wollen, aber der König verweigerte ihm stets lachend diese Gnade, und immer von neuem hatte Herr von Manteuffel seinen Kampf mit den Dämonen der Seekrankheit zu bestehen, ein Kampf, der für die Zuschauer ebenso erheiternd als für die Betheiligten empörend ist. Ich war außer dem Schloßhauptmann Grafen Alfred Wedel häufig der einzige in der Umgebung des Königs, der ebenfalls niemals eine Spur von Seekrankheit empfand, daher mußte ich zuweilen als „Hofmarschall zur See“ fungiren und kam dabei in die Lage, den mitfahrenden Damen, wenn sie ihre innersten Gefühle zu den Fluten und Winden hinströmen ließen, die Honneurs des Schiffes in einer Weise zu machen, welche mehr medicinisch als salonfähig war.

Der König saß auf dem Hinterdeck des Schiffes auf einem Sofa — die übrige Gesellschaft gruppirte sich um ihn oder spazierte zwanglos auf dem Schiffe umher, bis das unter so erschwerenden Umständen statt-

findende Diner servirt wurde. Hinter Sr. Majestät am Rade stand der Steuermann, ein Eingeborener von Norderney, Namens Raß, und eins der merkwürdigsten Originale, das man sehen konnte; — er war von einer unerhört freimüthigen Derbheit, durfte zur größten Erheiterung des Königs alles sagen — und es war gefährlich, mit ihm anzubinden.

So zum Beispiel fuhr einst der Graf ...., welcher häufig in England war und sich auf englisches Wesen und die Kenntniß der englischen Zustände viel zugute that, mit und begann mehreres an der Takelage des Schiffes zu tadeln, da man in England andere Methoden in Anwendung brächte. Der König drehte sich lachend nach dem Steuermann um und sagte:

„Hörst du wol, Raß, dein Schiff ist nicht in Ordnung — du mußt das verbessern —.“

„Ja, Majestät“, erwiderte der alte Raß trocken — „das hat nichts zu sagen — der Graf .... ist wol eine große Laterne, aber es ist leider kein Licht darin.“

Graf .... konnte nichts Besseres thun, als sich der allgemeinen homerischen Heiterkeit mit guter Miene anzuschließen.

Ich fand den König ganz besonders mit dem Studium der braunschweigischen Erbfolgefrage beschäftigt. —

Die Oppositionspresse erörterte damals diese Angelegenheit sehr viel in einem für Hannover entschieden feindlichen Sinne — es wurden vielfach Stimmen laut, welche für den demnächstigen Anfall des Herzogthums Braunschweig an Preußen plaidirten, und obwol die preußische Regierung ausdrücklich erklärt hatte, daß sie die Erbrechte des Hauses Hannover in Braunschweig durchaus anerkenne, obgleich diese Erbfolge in den Verfassungen beider Länder zweifellos ausgesprochen war, so erregten jene Stimmen dennoch eine peinliche Aufmerksamkeit. Der König hatte die Prüfung der Frage befohlen und der Staatsrath Zimmermann hatte ein Mémoire darüber geschrieben, in welchem er ausführte, daß es äußerst zweifelhaft sei, ob ein blinder Regent in Braunschweig zu herrschen berechtigt wäre — er rieth deshalb, um alle weitern Erörterungen zu vermeiden, daß der König seine persönlichen Erbrechte auf Braunschweig schon jetzt auf den Kronprinzen übertragen möge. Diese Ansicht erregte aber mit vollstem Rechte bei dem Grafen Borries sehr ernste Bedenken, auch abgesehen von der großen Jugend des damals funfzehnjährigen Kronprinzen, welche im Falle des Todes des Herzogs von Braunschweig eine Regentschaft mit allen daran haftenden Verwirrungen und Verwickelungen nothwendig gemacht haben würde. Denn

es gab unter der liberalen Opposition und auch unter der frondirenden Adelspartei viele, welche die Regierung des blinden Königs nur für einen Nothbehelf aus Mangel anderer Descendenz ansahen und für die Meinung Propaganda machten, daß der Kronprinz nach erreichter Majorennität an Stelle seines Vaters zu treten habe, wobei man namentlich unter dem Adel wol darauf hoffen mochte, viele alten Ansprüche unter der Regierung eines jungen und unerfahrenen Jünglings wieder geltend machen und durchsetzen zu können. Unter diesen Umständen konnte die Abtretung der Erbrechte auf Braunschweig an den Kronprinzen für Hannover ein gefährliches Präcedens bilden.

Der König legte mir das Gutachten des Staatsraths Zimmermann vor, und ich glaubte mit vollem Recht die von demselben aufgestellte Ansicht widerlegen zu müssen. Das einzige geschriebene Recht in Deutschland, welches über die Regierungsunfähigkeit der Fürsten sich ausspricht, ist in der Goldenen Bulle enthalten, und dies spricht ausdrücklich nur von geistigen Fehlern und Unvollkommenheiten. Die braunschweigische Verfassung enthält nichts über die Regierungsunfähigkeit eines Blinden. Freilich haben zwei Herzoge von Braunschweig, weil sie blind waren, auf die Regierung verzichtet, doch ist in den Urkunden, die darüber vor-

handen sind, ausdrücklich der freie Wille ihres Verzichts betont und sogar hinzugefügt, daß, wenn der Herzog, dem sie die Regierung übertrugen, die Bedingungen, welche sie für ihre Personen ausgemacht, nicht erfüllen sollte, sie die Regierung wieder zurückzunehmen sich vorbehielten.

Meinen Bericht über den Erfolg meiner Reise, in welchem Graf Borries allerdings seine pessimistische Auffassung bestätigt fand, hörte der König mit großem Interesse an, er wollte indessen die weitere Verfolgung der Ideen, welche er für richtig erkannte, nicht aufgeben, und ich fand für dieselben hier bei einem Manne, mit dem ich später in langjährigen nähern Beziehungen stand, ein lebhaftes Verständniß und eine thatkräftige Mitwirkung. Dies war der Graf von der Decken von Ringelheim, der Sohn des in den Befreiungskriegen ausgezeichneten hannoverischen Generalfeldzeugmeisters Grafen von der Decken. Er war, damals 54 Jahre alt, ein Mann von ebenso vielseitiger als gründlicher Bildung und von einer jugendlich feurigen Lebhaftigkeit des Geistes im Streben für die Durchführung von Ideen, die er ebenso freiwillig von andern aufnahm als er sie mit schöpferischer Genialität in sich selbst zu finden wußte. Er hatte in frühern Jahren in der hannoverischen Diplomatie gedient und würde vielleicht

einer der wenigen gewesen sein, welche die neue Organisation des Königreichs Hannover mit Takt und Geschick von großen Gesichtspunkten aus hätten durchführen können, wenn ihn nicht sein auf großen Majoratsbesitz gestützter Unabhängigkeitssinn vom Staatsdienste fern gehalten hätte. Er war dem Könige, der ihn von Jugend auf kannte, mit unbedingter Anhänglichkeit ergeben und stets bereit, ohne Rücksicht und Furcht, ihm alle seine Kräfte zu widmen, wenn es einem großen Zweck galt. Ich besprach mit ihm eingehend die antigothaische Parteibildung und die föderalistische Bundesreform, welche beiden Punkte ich für die Grundbedingungen der Prosperität, ja der künftigen Existenz der deutschen Mittelstaaten erkannte, und wurde von ihm bestärkt, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen, wobei er mir zugleich seine kräftigste Unterstützung versprach. Er hat dies Versprechen jederzeit gehalten und unter allen Erinnerungen an Hannover ist mir die an diesen ritterlich furchtlosen, geistvollen und loyalen Mann voll Treue und Wahrheit eine der liebsten und erfreulichsten.

Obgleich das, was ich mit dem Grafen von der Decken in der von uns gemeinschaftlich als nothwendig erkannten Richtung zur Ausführung bringen wollte, sich

durch mehrere Jahre hinzieht, so möge es doch hier in einem besondern Abschnitt zusammenhängend erzählt werden, da es von großer Bedeutung für das damalige politische Parteileben Deutschlands war. Zuvor aber muß ich noch eines Vorfalls erwähnen, der den König zu jener Zeit auf das tiefste bewegte. Es war dies die Gefahr des Ertrinkens, in welche eines Tags beim Baden der Kronprinz gerieth, indem eine der mächtig an das Ufer anschlagenden Wellen ihn niederriß und fortspülte. Zwar wurde er nach einigen Augenblicken durch einen der Badewärter gerettet, aber es hätte eben nur noch eines weitern Augenblicks bedurft, um ihn auf den abschüssigen Grund zu ziehen, der zu den unergründlichen Tiefen des Meeres führte. Der König war durch den Vorfall mächtig erschüttert, und in der That war auch, da die hannoverische Linie des Welfenhauses nur auf den zwei Augen des Kronprinzen ruhte, die Gefahr eines plötzlichen Todes desselben für die damaligen Verhältnisse von schwerer verhängnißvoller Bedeutung. Als das Ereigniß bekannt wurde, liefen aus allen Theilen des Landes von fast allen Städten, Behörden, Corporationen, Innungen u. s. w. Glückwunschadressen ein, und der König beschloß infolge der großen Wichtigkeit, die er der Rettung seines Sohnes für sein Haus und sein Königreich beilegte, eine jede

derselben einzeln zu beantworten. Er trug mir auf, die Entwürfe zu diesen Antworten auszuarbeiten, und es war dies in der That keine leichte Sache, da es sich darum handelte, viele hundertmal dasselbe in immer andern Worten zu sagen. Bei dem Vortrage dieser Entwürfe, welche der König mit der äußersten Aufmerksamkeit prüfte, erstaunte ich über seine bis ins einzelnste gehende Kenntniß der Verhältnisse des Landes — einer jeden der verschiedenen Antworten fügte er noch irgendetwas auf die besondern Verhältnisse der Absender der Glückwunschadressen Bezügliches hinzu, was denselben den Beweis liefern mußte, wie eingehend er ihre Schreiben gelesen und wie sehr ihn dieselben erfreut hatten. Später wurden die sämmtlichen Adressen und die Antworten des Königs darauf in einem besondern Album vereinigt, das in dem Welfenmuseum seinen Platz fand und auf welches ich mit der Genehmigung des Königs die Inschrift setzte:

Guelphici leonis proles
Maris subiit diras moles
Obstupebat patria.
Resurrexit ex profundis:
Salvatori super undis
In excelsis gloria!

Da die Beantwortung aller dieser Adressen viel Zeit in Anspruch nahm und auch der Geheime Cabinets-

rath Dr. Lex ernstlich erkrankt war, so befahl der König, daß ich in Norderney bleiben und erst mit ihm selbst zurückkehren sollte — und aus dieser an sich geringfügigen Ursache entstand die erste Trübung meiner Beziehungen zum Grafen Borries. Dieser nahm es übel, daß ich nicht mit ihm zugleich nach Hannover zurückkam, er sah in meiner wachsenden persönlichen Annäherung an den König ein Verhältniß, das ihm als Minister unbequem erscheinen mochte, und ich fühlte später sehr deutlich, daß von dieser Zeit an ein gewisses Mistrauen gegen mich bei ihm vorhanden war. Auch der Staatsrath Zimmermann mußte wol erfahren haben, daß ich sein Mémoire über die braunschweigischen Verhältnisse abfällig kritisirt hatte, und bei seiner großen persönlichen Eitelkeit mochte ihn dies um so mehr verletzen, als er bisher in allen staats- und bundesrechtlichen Fragen die einzige Autorität in Hannover gewesen war.

Nachdem ich noch etwa drei Wochen in Norderney geblieben war und immer mehr Gelegenheit gefunden hatte, die hinreißende persönliche Liebenswürdigkeit, die vielseitige Bildung und den tiefen Geist des Königs kennen und bewundern zu lernen, kehrte ich dann mit demselben Anfang September nach Hannover zurück — reicher um die Erinnerung an eine schöne, hoch an-

regende und interessante Zeit, aber auch reicher um zwei Feinde, welche damals zu den einflußreichsten Persönlichkeiten in Hannover gehörten.

Unmittelbar nach der Rückkehr nach Hannover fand die feierliche Enthüllung der bronzenen Reiterstatue des Königs Ernst August statt, welche aus Beiträgen des ganzen Landes errichtet war und die Inschrift trug: „Dem Landesvater sein treues Volk."

Der König hatte für diese Feier den 21. September gewählt, als sechzehnten Geburtstag des Kronprinzen, welcher den Namen seines Großvaters trug, und die Gefahr, aus welcher der Kronprinz kurz vorher errettet war, machte für ihn diesen Tag noch bedeutungsvoller und trug zu einer um so allgemeinern Betheiligung an dem Fest bei. Ich erhielt den Auftrag der Veranstaltung eines Prachtwerkes, welches mit entsprechenden Bildern in Buntdruck eine ausführliche Biographie des Königs Ernst August sowie eine detaillirte Beschreibung der Enthüllungsfeier umfassen sollte, — ebenfalls eine äußerst schwierige Arbeit, denn es waren Deputationen aus allen Landestheilen anwesend, die sämmtlichen Gewerke waren mit kunstvollen Emblemen aufgezogen und der König verfolgte unter fortwährender eingehendster Betheiligung die kleinsten Einzelheiten des mühsam zusammenzustellenden Werkes.

Die Feier verlief in der That glänzend; freilich gab sie der Opposition abermals zu vielen boshaften Bemerkungen über die Ueberhebung des welfischen Stolzes Gelegenheit, welche man dem Könige beimaß, denn der Oberhofmarschall von Malortie, ein sonst von allen oratorischen Hyperbeln weit entfernter Mann, brauchte in seiner Rede, welche er als Präsident des Denkmalcomité hielt, die Phrase: „Den Welfen gehorchen noch heut die Völker am Nord- und Südpol der Erde", wobei er die in England herrschende Linie des Welfenhauses im Sinne hatte, aber im Hinblick auf das kleine Hannover gab dieses Wort zu vielem Spott Veranlassung.

Der Kronprinz, welcher bis dahin, obgleich er bereits als Chef des Regiments „Kronprinz Dragoner" in den Armeelisten geführt wurde, noch keinen persönlichen militärischen Rang hatte und nur an der Tafel bei größern Diners in einem kurzen blauen Schnurrock mit einem kleinen Säbel erschienen war, wurde an seinem sechzehnten Geburtstage zum Secondelieutenant im Regiment der Garde-Husaren ernannt und erschien bei der Enthüllungsfeier zum ersten mal in der reichen Uniform dieses Regiments, derselben, welche auch das eherne Reiterbild seines Großvaters trug.

Es mag hier, wo der Kronprinz zum ersten mal

nicht mehr als Kind auftrat, wol der Ort sein, auch über ihn und seine beiden Schwestern etwas zu sagen.

Der Kronprinz Ernst August hatte von Natur einen liebenswürdigen, offenen und kindlich heitern Charakter. Das Familienleben am Hofe war ein ungemein inniges — der König liebte seine Gemahlin auf das zärtlichste, er nannte sie, wenn er von ihr sprach, stets: „meine Engelskönigin“, und brauchte diesen Ausdruck selbst zuweilen vor größern Versammlungen. Sein edles Gesicht leuchtete vor Glück und Freude, so oft er die Stimme seiner Kinder hörte, die er stets, wenn sie zu ihm herantraten und seine Hand an ihre Lippen führten, auf das zärtlichste umarmte und auf die Stirn küßte.

Unter den Eindrücken eines so glücklichen und trotz des großen Glanzes, welcher den Hof nach außen umgab, bürgerlich einfachen Familienlebens war der junge Prinz aufgewachsen, und der reine Eindruck einer schönen, ungetrübten Kindheit spiegelte sich auf seinem offenen Gesicht und in seinem freien, klaren Blick wider. Er war schön und schlank gewachsen, und wenn er auch nicht das classisch edle Profil seines Vaters besaß, so machte seine Erscheinung doch einen anmuthigen und gewinnenden Eindruck. Sein Gouverneur war der Oberst-

lieutenant von Issendorf, ein gewissenhafter, taktvoller, aber strenger und ernster Mann, gewesen, und infolge seines Einflusses wußte der Prinz trotz seiner Jugend gut zu repräsentiren und jedem, mit dem er sprach, etwas Freundliches und Verbindliches zu sagen. Seine Fortschritte in den Wissenschaften hatten mit seiner moralischen Entwickelung nicht völlig gleichen Schritt gehalten, seine Lehrer waren nacheinander zwei Gebrüder Pabst gewesen, von denen der ältere den Titel als Oberstudienrath und der jüngere den als Studienrath erhalten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Hofkreise, das ich mehr und mehr als nicht unberechtigt erkannte, waren beide, namentlich der jüngere, trotzdem sie tüchtige Pädagogen sein mochten, wol nicht der Aufgabe gewachsen, einen künftigen König zu erziehen. Der König Georg war theils seiner unausgesetzten Beschäftigung mit Regierungsangelegenheiten, theils seiner Blindheit wegen nicht im Stande, ihre Thätigkeit und deren Erfolge zu controliren, und die Königin war vielleicht mehr als nöthig geneigt, eine zu starke Anstrengung ihres einzigen Sohnes abzuwehren, sodaß einerseits der Unterricht des jungen Prinzen darauf eingerichtet wurde, ihm so wenig Arbeit als möglich zu verursachen, andererseits aber auch sich auf die Sphäre des für einen Privatmann genügenden Wissens

beschränkte. Der Oberstlieutenant von Issendorf hatte auf größere Strenge gedrungen und war infolge der Frictionen, denen er sich dadurch aussetzte, aus seinem Amte geschieden; der Rittmeister Graf von Bernsdorf, welcher ihm folgte, war wol zu jung und blieb auch nicht lange genug in seiner Stellung bei dem inzwischen herangewachsenen Prinzen, um wirksam eingreifen zu können, sodaß, als später der Kronprinz zu ernstern Studien übergehen sollte, manche Lücke auszufüllen blieb.

Der Kronprinz hatte denselben welfischen Stolz wie sein Vater, ebenso dessen zähe Festigkeit; auch die derbe Offenheit seines Großvaters begann sich bei ihm zu entwickeln, doch traten alle diese Eigenschaften niemals verletzend hervor, und er war im Umgange stets von großer Liebenswürdigkeit, — nur mistrauisch verschlossen gegen alle Personen, die er nicht lange kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und oft starr festhaltend an einmal gefaßten Abneigungen. Damals ruhte der ganze Schimmer jugendlicher Anmuth auf seinem Haupte, und niemand hätte ahnen können, daß dasselbe so früh schon von so schweren Wetterschlägen getroffen werden würde.

Die beiden Prinzessinnen Friederike und Mary waren sowol äußerlich als innerlich durchaus voneinander verschieden.

Die Prinzessin Friederike, die ältere, hoch und schlank gewachsen, besaß den stolzen, muthigen und willenskräftigen Geist ihres Vaters. Sie hatte schon an der Grenze des Kindesalters eine ungemein königliche Haltung, und ihr stolz erhobenes Haupt schien bestimmt, dereinst eine Krone zu tragen. Ihr großes, bald klug forschendes, bald sinnend nachdenkendes Auge hatte die Eigenthümlichkeit, stets von oben herabzublicken, und der Schmuck der glänzendsten Edelsteine schien immer noch nicht strahlend genug für ihre edle reine Stirn. Sie liebte wol der König von allen seinen Kindern am meisten, weil sie ihn am meisten verstand, und schon als Kind war sie erfinderisch in rührenden Aufmerksamkeiten für ihren Vater. Ihr Geist dürstete nach Wissen auf allen Gebieten, und zuweilen empfand sie es schmerzlich, daß ihr die Gelegenheit fehlte, diesen Wissensdurst vollkommen und ausgiebig zu befriedigen, da die Erzieherinnen der Prinzessinnen nicht auf der Höhe standen, um einem so hoch strebenden und nach allen Richtungen forschenden Geist, wie ihn die Prinzessin Friederike besaß, zu genügen. Ich habe später in ernsten Momenten öfter Gelegenheit gehabt, gerade ihr nahe zu treten, und immer hat mich ihr edler Sinn, ihre Opferbereitschaft, ihr fürstlicher Stolz, der doch wieder mit einer großen per-

sönlichen Bescheidenheit verbunden war, mit Rührung und Bewunderung erfüllt. Die Prinzessin hat jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, dem Baron von Pawel-Rammingen ihre Hand gereicht, und man hat sich vielfach darüber gewundert, daß gerade sie eine solche Verbindung geschlossen — ich finde dies vollkommen natürlich und in ihrem Charakter begründet. Bei der Stellung, in welcher der König Georg sich nach den Ereignissen von 1866 befand und welche auch der jetzige Herzog von Cumberland aufrecht erhält, war eine Verbindung der hannoverischen Prinzessin mit einem europäischen Regenten oder einem Prinzen eines großen Hauses eine Unmöglichkeit, da alle Fürsten Europas ja natürlich großen Werth auf die guten Beziehungen zum deutschen Kaiserhause legen müssen; — in solche Beziehungen aber einzutreten mußte der Prinzessin Friederike die Pietät gegen ihren Vater verbieten. Niemals würde sie, wie ich überzeugt bin, einem kleinen Prinzen ihre Hand gereicht haben. Es ist also vollkommen natürlich und entspricht durchaus ihrem Stolz und dem frommen Andenken an ihren Vater, daß sie auf jede fürstliche Verbindung, auf jede glänzende Stellung in der Welt verzichtete und sich in stiller Zurückgezogenheit ihr eigenes persönliches Herzensglück begründete, indem sie dem Baron von Pawel-Rammingen,

der zu den Offizieren der hannoverischen Legion in Frankreich gehörte und den ich dort näher kennen und als einen vortrefflichen jungen Mann und vollkommenen Cavalier schätzen gelernt, ihre Hand reichte. Durch diese Verbindung hat sich die Prinzessin stilles, häusliches Glück geschaffen, sie verzichtet auf jede Stellung in der politischen und fürstlichen Welt, in welcher sie den ihr gebührenden Platz nicht finden könnte — dennoch aber bleibt sie, was sie ist, sie hat ihren Gemahl zu sich erhoben, während sie zu irgendeinem Prinzen eines kleinern Hauses hätte herabsteigen müssen. Ich habe mehrmals, worauf ich im Laufe dieser Aufzeichnungen zurückkommen werde, Gelegenheit gehabt, gerade in Betreff der Prinzessin Friederike Fäden in meiner Hand zu führen, welche glänzende, fürstliche Verbindungen für sie knüpfen sollten — das Schicksal hat es anders gewollt, und vielleicht ist sie so glücklicher.

Die Prinzessin Mary, in ihrem hohen, schlanken Wuchs ihrer ältern Schwester ähnlich und in den Zügen ihres Gesichts vielleicht schöner als sie, hatte mehr den einfachen, zu bürgerlicher Beschränktheit neigenden Sinn der Königin geerbt, auch stand sie ihrer Mutter näher als dem Könige. Ihr Blick war sanft und schüchtern, ihre Haltung weniger königlich als die

ihrer Schwester, und während die Prinzessin Friederike mit Vorliebe die Unterhaltung von geistvollen Männern suchte, in welcher sie sich, ohne direct zu fragen, über diese oder jene Gegenstände, die sie interessirten, zu informiren suchte, fühlte sich die Prinzessin Mary besonders glücklich im kleinen Kreise vertrauter Damen des Hofes und der Stadt, welche die Königin häufig ganz zwanglos zu gemüthlicher Plauderei oder zu kleinen musikalischen Uebungen um sich versammelte.

Das Verhältniß der drei Geschwister untereinander war ein ungemein freundliches und zärtliches, und es hat wol selten eine hochfürstliche Familie gegeben, welche so wie die des Königs Georg in rein menschlich inniger Herzlichkeit untereinander verbunden war.

V.

Fortgesetzte Arbeiten zur Bildung einer deutschen conservativen Partei und zur Kräftigung der Militärkraft der Mittelstaaten im Rahmen der Bundeskriegsverfassung. — Parteibildung in Hannover. — Der Großdeutsche Verein. — Plan eines mittelstaatlichen Uebungslagers. — Geheime Mission des Grafen von der Decken an die deutschen Höfe. — Stellung derselben zu dem Project. — Herr von Beust. — Herr von Rabenhorst. — Herr von Dalwigk. — Lauheit in Oesterreich. — Deutscher Rechtsorden. — Dr. Onno Klopp. — Professor Pernice. — Der Hof in Hannover. — Herr von Malortie. — Graf Alfred Wedel. — Die Prinzen Solms. — Staatsminister Windthorst.

Im Winter 1861/62 wurden nun die Arbeiten zur Herstellung eines conservativen und antigothaischen Parteilebens eifrig fortgesetzt. Unter steter und reger Theilnahme des Königs war ich mit dem Grafen von der Decken unausgesetzt thätig, um die conservativen Elemente zu sammeln und zu einer politischen Initiative anzuregen. Freilich zeigten sich auch hierbei immer

neue Schwierigkeiten, welche in den so verschiedenartigen Interessen und in den oft mit Eigensinn festgehaltenen persönlichen Anschauungen begründet waren. Wir richteten unsere Thätigkeit ebensowol auf die Adelskreise als auf die höhere und niedere Bürgerschaft, um in allen Schichten des Volkes eine spontane conservative Parteithätigkeit zu beleben und dadurch der Täuschung entgegenzutreten, als ob die bisher allein im öffentlichen Leben laut hörbare Opposition im Namen des Volkes zu sprechen berechtigt sei. Gerade Hannover mußte für eine solche Bewegung in Deutschland der Mittelpunkt sein. Denn das hannoverische Volk, der alte urdeutsche niedersächsische Stamm, besaß neben wirklich deutscher Gesinnung und deutschem Nationalstolz einen scharf ausgeprägten Particularismus und war — ich möchte sagen in seinem Instinct — der gothaischen Idee am feindlichsten. Es bestand in Hannover durchaus nicht, wie man oft wol in berliner Zeitungen las, Preußenhaß, — aber der breite, behäbige, englisch wohlhabende hannoverische Charakter hatte kein Verständniß für das knapp bureaukratische und stramme militärische preußische Wesen.

Auch wurde ein scharf abwehrendes Auftreten einer conservativen Parteithätigkeit immer dringender nothwendig, denn immer lauter erhob die Opposition ihre

Stimme, und wenn immer nur die Regierung allein ihr gegenüberstand, so mußte es immer mehr scheinen, als ob das ganze Land der Führung des Nationalvereins folge. Schon am 8. April 1861 hatte Herr von Bennigsen in Hannover eine Parteiversammlung abgehalten, welche ziemlich zahlreich besucht gewesen, aber noch viel wichtiger in der Presse gemacht wurde, als sie es war.

Es waren dort, ohne Rücksicht auf praktische Ausführbarkeit, ziemlich allgemein gehaltene Beschlüsse im gothaischen Sinne gefaßt, auch viel gegen die der Opposition so unendlich unliebsame Organisation des Einflusses der Regierung auf die Provinzialpresse gesprochen und endlich eine Petition an den König unterzeichnet worden, deren Annahme dieser zurückwies.

Das gab dann wieder der Oppositionspresse Gelegenheit, in stets wiederholten Artikeln zu behaupten, daß der König die Stimme des Volkes nicht hören wolle, und es that noth, daß auch das conservative Volk sein Recht laut geltend machte.

Es fanden mehrere Conferenzen statt; aus dem hannoverischen Adel waren der Baron von Cramm, der Präsident des Schatzcollegiums von Alten und mehrere andere Herren eifrig thätig, aus der Bürgerschaft nahm sich der Commerzienrath Angerstein, ein

ebenso intelligenter als unabhängig gesinnter Mann, der Sache ebenso umsichtig als unermüdlich an, und es gelang trotz aller so verschieden sich durchkreuzenden Meinungen dennoch, endlich die Gründung eines großen Parteivereins zu beschließen. Graf von der Decken und ich wünschten demselben den Namen „Deutscher Reformverein" zu geben, um schon durch den Namen auszudrücken, daß auch die conservative Partei den Fortschritt wolle, aber nur im Wege der Reform auf dem festen Boden des Bundesrechts und der in demselben garantirten autonomen Selbständigkeit der Fürsten und Staaten. Es war aber damals von Oesterreich und Süddeutschland aus das Wort „Großdeutsch" dem Volksmunde geläufig geworden, und die meisten Stimmen entschieden sich dafür, dieses Wort für die Bezeichnung des Vereins zu wählen, um alle Schattirungen der conservativen Elemente unter Eine Fahne vereinigen zu können und zugleich den Anschluß an die großdeutsche Bewegung in den übrigen deutschen Ländern vorzubereiten.

Der Verein wurde constituirt und zählte bald eine große Zahl von Mitgliedern. Zum Präsidenten desselben wurde der Obergerichtsdirector Witte, ein in seiner richterlichen Stellung völlig unabhängiger, allgemein geachteter und in den innern Fragen ziemlich frei ge-

sinnter Mann, gewählt. Der Verein gründete ein großdeutsches Wochenblatt, und ein ungemein gewandter schrift- und redetüchtiger holsteinischer Literat, Dr. Bärens, wurde zum Redacteur desselben und zum Schriftführer des Vereins bestellt. Es fanden große öffentliche Versammlungen statt, bei welchen, im Gegensatz zum Nationalverein, Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt wurden, und die Opposition sah sich mit einem male die bisher von ihr geführte Anwaltschaft des Volkes aus den Händen gewunden, die Regierung trat in die ihr nach richtigen politischen Grundsätzen zustehende Stellung über den Parteien, statt wie bisher für sich selbst eine Partei zu bilden und stets als einziges Angriffsobject der Opposition gegenüberzustehen.

Graf Borries freilich stand dieser ganzen Bewegung skeptisch zurückhaltend gegenüber. Er vermochte sich eine selbständige, von der Regierung unabhängige conservative Partei nicht zu denken, und sprach oft seine Bedenken aus, daß eine solche Parteibewegung unbequem und schwer zu leiten sein werde.

Dagegen erkannte Graf Platen sehr wohl die Bedeutung des Vereins, und es fanden damals zwischen ihm und mir die ersten Annäherungen durch Vermittelung des Grafen von der Decken statt.

Neben dieser Parteibildung faßten wir nun aber

auch ernstlich die Reform des Bundes selbst ins Auge, um auch auf diesem Gebiete den gothaischen Bestrebungen etwas Positives, Faßbares, praktisch Ausführbares und Befriedigendes entgegenzusetzen. Die preußische Regierung strebte damals nach einer Reform der Bundeskriegsverfassung in diesem Sinne, und der König wie die meisten übrigen deutschen Staaten waren diesen Bestrebungen durchaus gegnerisch.

Es beruhte diese Gegnerschaft bei dem Könige Georg durchaus nicht auf einer Abneigung gegen Preußen oder auf einer Ueberschätzung der eigenen Stellung, sondern vielmehr nur auf der eifersüchtigen Festigkeit, mit welcher er sein monarchisches Souveränetätsrecht behauptete.

Dennoch war nicht zu leugnen, daß die Schlagfertigkeit der deutschen Bundesarmee infolge der kleinen und kleinsten Contingente und der mangelnden gleichmäßigen Ausbildung viel zu wünschen übrigließ. Die preußischen Reformbestrebungen boten Abhülfe, und die übrigen deutschen Regierungen standen vor den Augen des Volkes, durch ihre negative Haltung, als das eigensinnige Hinderniß der allgemein als nothwendig erkannten und ersehnten Wehrhaftigkeit Deutschlands da.

Es bot sich nun ein einfaches und wirksames Mittel,

um auch von großdeutscher und mittelstaatlicher Seite die Militärkraft des Bundes kräftiger zu entwickeln.

Die Bundeskriegsverfassung gestattete und empfahl sogar Zusammenziehungen, gemeinschaftliche Uebungen und gleichförmige Organisation verschiedener Bundescontingente. Die großen französischen Uebungslager erregten damals hohes Interesse in militärischen Kreisen, und man glaubte gerade in ihnen eine besonders vortreffliche Schule für eine einheitliche Kriegstüchtigkeit großer Truppenkörper erblicken zu sollen.

Die Zusammenziehung der mittelstaatlichen Armeen zu solchen großen gemeinsamen Uebungslagern mußte nun die Grundlage zu einer festern Vereinigung der militärischen Kräfte von Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover bilden und diese deutsche Centralarmee zu einem tüchtigen Kern der deutschen Bundesmacht entwickeln, sowie auch ein festes Bollwerk für die Selbständigkeit der deutschen Staaten gegen irgendwelche Uebergriffe von seiten Preußens oder Oesterreichs bilden.

Ebenso war es nach der Bundesverfassung vollkommen zulässig, daß die einzelnen Bundesglieder sich über ihre Abstimmungen am Bundestage vorher beriethen und verständigten. Zur Zeit Metternich's hatte ja zwischen den Höfen von Berlin und Wien das Ab-

kommen bestanden, daß beide Cabinete sich stets zuvor in besonderer Verhandlung über alle in Frankfurt vorkommenden Fragen einigten, Anträge stets gemeinschaftlich stellten und stets gleich stimmten.

Ein ebensolches Abkommen zwischen den vier Königreichen würde denselben, auf eine innerlich einheitliche und schlagfertige Centralarmee gestützt, einen schwerwiegenden Einfluß sowol in den innern Fragen des Bundeslebens als in möglichen Kriegsfällen gesichert haben, und zugleich würde dem deutschen Volke etwas auf dem Boden der bisherigen Bundesverfassung Ausführbares geboten sein statt der bis dahin einzig dastehenden preußischen Reformvorschläge. Eine solidarische Waffengemeinschaft der vier innerdeutschen Könige zur Herstellung einer einheitlich organisirten großen deutschen Centralarmee mußte, mit den preußischen und österreichischen Heeren auf den Seiten, der gesammten deutschen Heeresmacht eine unauflösliche Verbindung und einen festen Schwerpunkt sichern. Deutschland würde, in drei ebenbürtigen Armeen zur höchsten kriegerischen Wirksamkeit erstarkt, die ungefürchtete und ungeachtete Rolle einer blos abwehrenden Friedensmacht haben von sich werfen können, ohne darum den Charakter eines Staatenbundes selbständiger Monarchien aufzugeben.

Ich arbeitete diese Gedanken, ihre politische Bedeutung und ihre bundesrechtliche Ausführbarkeit in einem ausführlichen Mémoire aus, das ich unter dem Hinweis auf den beschleunigten Gang, den in meinen Augen damals die Weltgeschichte und insbesondere die deutsche Entwickelung anzunehmen begann, mit dem mahnenden Worte schloß: „Was man dem Augenblick verloren, bringt keine Ewigkeit zurück.“

Der König faßte den Plan mit großer Lebhaftigkeit auf und beschloß seinerseits, die Initiative für dessen Ausführung zu übernehmen. Freilich war dies nicht leicht und konnte zunächst nicht auf dem Wege der regelmäßigen Diplomatie geschehen. Denn Graf Platen, seiner Natur nach zur vorsichtigen Aengstlichkeit geneigt, würde durch den Staatsrath Zimmermann, der für ihn, bei der Schwierigkeit eines eigenen Urtheils, die höchste Autorität in allen Fragen des Bundesrechts war, noch mehr in seiner Scheu vor jeder Initiative bestärkt worden sein und aus Furcht, in Berlin und Wien anzustoßen, der ganzen Idee nur Schwierigkeiten bereitet haben. Außerdem erforderte die Sache, um nicht gleich in der Entstehung durch die feindlichen Strömungen discreditirt und verdächtigt zu werden, die äußerste Geheimhaltung, und eine solche wäre unmöglich gewesen, wenn die einleitenden Ver-

handlungen hätten auf officiellem Wege geführt werden sollen. Der König autorisirte daher den Grafen von der Decken in ganz vertraulicher Weise, die deutschen Höfe über die Aufnahme zu sondiren, welche zunächst das Project eines auf Grund der Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung aufzustellenden gemeinsamen großen Uebungslagers der Armeen der vier Königreiche mit den dazugehörigen Contingenten der kleinern Staaten finden würde. Niemand wußte von dieser Reise und ihrem Zweck als der Geheime Cabinetsrath Lex und ich; Graf von der Decken schrieb mir über die verschiedenen Unterredungen, die er mit den deutschen Fürsten und Ministern hatte, und ich theilte seine in der Form als persönliche Mittheilungen gehaltenen Briefe dem Könige mit, der den Gang dieser merkwürdigen Verhandlungen mit dem höchsten Interesse verfolgte. Graf von der Decken ging zuerst nach Dresden. Der König von Sachsen war dem Project im allgemeinen — weiter konnten sich die regierenden Herren auch wol kaum erklären — günstig, ebenso Herr von Beust, der jedoch die Sache an den Kriegsminister von Rabenhorst verwies, um die militärische Ausführbarkeit zu prüfen. Dieser erfaßte den Gedanken sehr eifrig und begann sogleich die Ausarbeitung eines bestimmten Planes. Graf von der Decken war

im ganzen sehr befriedigt von der Aufnahme des Gedankens in Dresden und ging nach Wien.

Er setzte voraus, daß die Idee einer auf feste militärische Basis gestützten deutschen Centralmacht gerade in Wien als Gegengewicht gegen die gothaischen Plane ganz besonders freudig aufgenommen werden müsse, und hoffte den österreichischen Einfluß auf die süddeutschen Höfe für sich zu gewinnen. Die Zweifel, welche ich nach meinen in Wien gemachten Erfahrungen in dieser Beziehung hegte, sollten sich indessen vollkommen bestätigen. Graf von der Decken wurde vom Kaiser persönlich sehr liebenswürdig aufgenommen, in Betreff seiner Vorschläge, für welche er nur die österreichische Befürwortung in Baiern und Würtemberg erbat, hatte man indeß an politischer und militärischer Stelle nur — allgemein zwar zustimmende, aber doch ausweichende Bemerkungen, ja es schien sich sogar eine gewisse Verstimmung gegen Hannover fühlbar zu machen.

Gerade am 27. Mai, dem Geburtstage des Königs, hatte Graf von der Decken, den der König an diesem Tage telegraphisch zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt, eine Audienz beim Kaiser Franz Joseph. Der Graf erwähnte den Geburtstag des Königs, der Kaiser jedoch ließ, zu seinem großen Befremden, diese Be-

merkung unerwidert und trug ihm keinen, doch unter diesen Umständen so nahe liegenden Glückwunsch auf. Dies alles wäre erklärlicher gewesen, wenn wir damals bereits von den überaus geheim gehaltenen Planen zur Wiedererlangung der kaiserlichen Suprematie in Deutschland Kenntniß gehabt hätten, welche in dem frankfurter Fürstentage des Jahres 1863 so blitzartig vor die Oeffentlichkeit traten, um ebenso schnell wieder in die Dunkelheit eines traurigen Fiascos zu versinken. Erst später, als Julius Fröbel, der damals einen mir stets unerklärlich gebliebenen Einfluß in der Staatskanzlei ausübte, mich in Hannover besuchte, trat mir jene hochstrebende und in der That hochfahrende Richtung entgegen, ohne daß ich indeß eine solche Inscenirung derselben, wie sie später stattfand, für möglich gehalten hätte. Mit dieser Richtung vertrug sich allerdings die Idee einer militärischen Kräftigung der Selbständigkeit der Mittelstaaten nicht, und Graf von der Decken hatte daher auf eine Unterstützung durch den österreichischen Einfluß nicht zu rechnen.

In Baiern fand er dieselbe kühle und selbstzufriedene Zurückhaltung, wie sie mir entgegengetreten war. — Obgleich Herr von Schrenck die Idee eingehend besprach, ließ er doch deutlich durchblicken, daß Baiern

für sich auch in militärischer Beziehung eine Ausnahmestellung beanspruchte. Gerade damals war allerdings der Hof in München in vielfacher Weise beschäftigt, wenn auch in einer Weise, die wol besser der Sorge um die in Deutschland drohenden Gefahren den Platz geräumt hätte. Der König war schwer zugänglich und sensitiv empfindlich gegen alle schwereres Nachdenken erfordernden Fragen. Das Unglück der Königin von Neapel beschäftigte ihn, die Zustände in Griechenland, welche bald schon zur Revolution und Vertreibung des Königs Otto führen sollten, machten ihm nicht minder Sorge, dazu kamen unangenehme Vorfälle, wie die Differenzen des Prinzen Adalbert mit seinem Hofmarschall von Fallot, die Heirath des ältesten Bruders der Königin von Neapel mit einer Augsburgerin, die zur Gräfin Wallersee erhoben wurde, kurz, man hatte Beschäftigung genug und im Gefühl der bairischen Machtstellung kein Verständniß für die in Deutschland heraufsteigenden Wetter. Der alte König Ludwig, welcher bei allen seinen Eigenthümlichkeiten doch kühnen Muth und klaren politischen Blick besaß, sah die Dinge ziemlich pessimistisch an und hatte für das ganze Treiben oft nur bittern Spott. So empfing er den König Otto von Griechenland bei seiner Ankunft in München achselzuckend mit den

Worten: „Hättest nicht gleich davonlaufen sollen"; und als einige Zeit darauf seine Familie und zugleich auch der Prinz Wasa bei ihm dinirte, sagte er: „Seltsame Versammlung an einem Tisch! Ein regierender König — mein Max, ein abgedankt habender König, ein davongejagter König und ein nie regieren haben sollender König."

Der König von Würtemberg erklärte dem Grafen von der Decken ganz klar und bestimmt, daß er zwar bereit sei, in Unterhandlungen zu treten, daß er jedoch im Princip jedes Antasten der Verhältnisse des Bundes mit großer Besorgniß ansehe und davon nur große Gefahren für den Bestand des Rechts in Deutschland befürchte.

Mit dem größten Ernst und dem eifrigsten Entgegenkommen wurden die Vorschläge des Grafen von der Decken in Darmstadt von Herrn von Dalwigk aufgenommen, der sogleich die Wichtigkeit und Bedeutung des Vorschlags erkannte und eine feste Stellung zu demselben nahm, indem er die folgende officielle Erklärung abgab:

Erklärung von Darmstadt.

Der Vorschlag einer baldigen Zusammenziehung eines Lagers von Truppen der rein deutschen Staaten

zu gemeinsamen Uebungen kommt einem lange gehegten Wunsche der großherzoglichen Regierung entgegen. Alles, was das Ansehen der deutschen Mittelstaaten heben, einen Angriff auf ihre Selbständigkeit erschweren kann, wird bei der großherzoglichen Regierung stets eifrige Unterstützung finden.

Doppelt wird dies der Fall sein, wenn dadurch zugleich die Erhaltung Deutschlands als eines kräftigen Ganzen gefördert wird. Dies geschieht aber durch das einmalige oder periodische Zusammenziehen der rein deutschen Armeecorps in ein gemeinsames Lager mehr als durch alles andere. Das Verderblichste, was Deutschland in seiner Gesammtheit wie in seinen einzelnen Theilen widerfahren könnte, wäre eine Trennung des Südens und des Nordens namentlich in militärischer Beziehung.

Dadurch, daß man diese Trennung durch Zusammenziehung der gemeinsamen Streitkräfte hindert und der Nation zugleich einen schlagenden Beweis der Untrennbarkeit, der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Theile des deutschen Vaterlandes liefert, leistet man der guten Sache einen wesentlichen Dienst.

Es würde nun:

1) Von der königlich hannoverischen Regierung der desfallsige Vorschlag in förmlicher, jedoch höchst

vertraulicher Weise auszugehen haben, sofern man es nicht vorzieht, Baiern die Initiative zu überlassen;

2) die Sache würde vorerst nur versuchsweise und für einmal ins Leben zu rufen sein, damit man zunächst über den Widerstand gewisser Regierungen, über die Kosten u. s. w., klar sehen lernt;

3) es würde von einer förmlichen schriftlichen Uebereinkunft zu abstrahiren sein;

4) mit der sächsischen Ansicht, daß man vorerst über die Begegnung der hohen Kriegsherren im Lager sowie über die Vertheilung der Stimmen nichts festsetzen möge, ist man hier ganz einverstanden;

5) einen Antrag an den Bund zu stellen, um einen Majoritätsbeschluß zu provociren, durch welchen die Stände der einzelnen Staaten zur Bewilligung der erforderlichen Geldmittel genöthigt werden würden, scheint sehr bedenklich.

Die Staaten, welche die Bildung des Lagers als gegen ihre Tendenzen gerichtet ansehen müßten, würden dadurch Mittel bekommen, die ganze Maßregel zu hintertreiben, derselben im voraus in der öffentlichen Meinung zu schaden und sie namentlich als ein reactionäres Unternehmen gegen die liberale Partei

in Kurhessen hinzustellen. Die Maßregel darf ihren Charakter als gemeinsame militärische Uebung nicht verlieren, und zu einer solchen Zusammenziehung von Truppen bedarf man keines Bundesbeschlusses.

So waren, als Graf von der Decken zurückkehrte, zwar viele unserer Hoffnungen enttäuscht, allein es waren doch immer, sowol zur Bildung einer allgemeinen deutschen conservativen Partei als zur militärischen Verbindung der Mittelstaaten, Grundlagen gewonnen, auf welchen sich weiter bauen ließ. Das Parteileben in Hannover selbst war angeregt, die Regierung war aus ihrer Isolirung herausgetreten und hatte eine freie Bundesgenossenschaft im Volke selbst.

Jene großen Plane einer alle conservativen Elemente Deutschlands umfassenden Parteibildung sowie der militärischen Trias wären auch vielleicht, trotz aller Hindernisse, der Verwirklichung zugeführt worden, wenn nicht die demnächst in den Vordergrund tretende schleswig-holsteinische Frage alle bisherigen Verhältnisse verändert und neue Spaltungen hervorgerufen hätte, sodaß alle derartigen Projecte vertagt werden mußten, — bis dann endlich das Ende des alten Bundes mit Sturmeswehen hereinbrach.

Um dem Großdeutschen Verein einen innern festern

Kern zu geben und eine feste eng zusammenhängende Organisation zu seiner sichern Leitung zu schaffen, wurde auch die Gründung eines „Deutschen Rechtsordens" in Angriff genommen, dessen Mitglieder sich nach den Statuten, welche den Principien der Carbonari im umgekehrten Sinne nachgebildet waren, zu steter politischer Thätigkeit verpflichteten, und dessen Großmeister vom Könige zu ernennen war, sodaß sich die Fäden des Mechanismus, welchen ich der Regierung oder vielmehr dem Könige zur Leitung des öffentlichen Lebens in die Hände zu legen bestrebt war, immer weiter verzweigten und in unscheinbarer Verborgenheit immer fester knüpften.

Unter den Personen, welche in dieser Beziehung zur Mitthätigkeit herangezogen wurden, befanden sich auch Dr. Onno Klopp und Professor Pernice.

Dr. Onno Klopp war Lehrer an einer Töchterschule und hatte sich im Jahre 1848 durch demokratische Agitationen stark compromittirt. Er hatte dann seine Anschauungen ziemlich demonstrativ geändert und einige historische Abhandlungen geschrieben, welche wegen ihrer den gewöhnlichen historischen Lehrsätzen entgegenlaufenden Darstellungen bemerkt wurden. Er hatte Tilly, und gewiß mit Recht, der von diesem Feldherrn in die Geschichte übergegangenen traditionellen Figur

widersprechend, zu rehabilitiren versucht, dann aber auch Friedrich den Großen im umgekehrten Sinne behandelt und bei nicht zu verkennendem fleißigem, wenn auch weitaus nicht genügendem Studium nur ein Zerrbild des großen Königs zusammengefügt. Dadurch war die Aufmerksamkeit des österreichischen Gesandten in Hannover, des Grafen Ingelheim, auf ihn gelenkt, der ihn dem Grafen Platen empfahl. Durch beider Protection wurde ihm die Herausgabe der in den hannoverischen Archiven enthaltenen, noch ungedruckten Papiere von Leibniz übertragen, und er begann dies schwierige Werk auch, dem er wol in keiner Weise gewachsen war. Denn nicht nur fehlte ihm dazu die allgemeine Vorbildung, welche ihn zu einem weiten politischen Blick befähigt hätte, sondern es mangelte ihm auch die Kenntniß fremder Sprachen, insbesondere der französischen, in welcher ja der große politisch internationale Philosoph so viele seiner wichtigsten Abhandlungen geschrieben hat. Doch war immerhin die Veröffentlichung der „Leipniziana" ein nützliches Werk, namentlich den falschen und entstellten Darstellungen des französischen Grafen Foucher de Careil gegenüber, und an Fleiß ließ es auch der Dr. Klopp nicht fehlen, wenn auch seine sensitive persönliche Eitelkeit ihn viele aus mangelndem Verständniß hervor-

gegangene irrthümliche Auffassungen zähe festhalten ließ. Seine materielle Stellung war unsicher und beengt und ließ ihn eine festere Position wünschen. Graf Platen, der ihn begünstigte, aber selbst nicht für ihn hervortreten mochte, veranlaßte mich, bei dem Könige die Anstellung des Dr. Klopp als Archivsecretär anzuregen. Diese Anstellung schien mir indeß doch für seinen Bildungsgrad ein wenig zu untergeordnet und ich fand Gelegenheit, ihm eine angemessenere Verwendung zu erwirken. Die sämmtlichen Archive im Königreich Hannover waren in den verschiedenen Provinzialstädten, die zum großen Theil früher Residenzen welfischer Fürsten gewesen, zerstreut, und es war für alle historischen Forschungen von großer Wichtigkeit, diese zerstreuten Archive zu ordnen und in ein großes Landesarchiv einzufügen. Ich legte dem Könige ein Mémoire darüber vor und schlug vor, diese Arbeit dem Dr. Klopp zu übertragen und denselben zu diesem Behufe zum Referenten im Hausministerium, mit dem Titel Archivrath, zu ernennen. Der König erfaßte den Gedanken mit dem lebhaften Interesse, das er der Geschichte seines Hauses stets zuwendete, und die Ernennung des Dr. Klopp erfolgte. Graf Platen war sehr zufrieden, daß ich diesen Kampf gegen die Vorurtheile der Bureaukratie für seinen Schützling aus-

gefochten, in dem Dr. Klopp aber hatte ich seit jenem Augenblick einen unversöhnlichen Feind, der niemals aufgehört hat, ebenso heimlich als unermüdlich mir zu schaden, wo er es vermochte, — wie ich überhaupt so häufig bittere Feindschaften für geleistete Dienste einerntete.

Professor Pernice, der Jüngere, war ein Sohn des bekannten Professors in Halle; er war als ein vortrefflicher, gründlicher und geistvoller Jurist nach Göttingen berufen und besaß eine so unverwüstliche Arbeitskraft, wie sie mir selten oder nie wieder vorgekommen. Er war von dem Grafen Borries für den sogenannten Klosterfonds, das heißt die Verwaltung der säcularisirten Stifter und Klöster, welche das Recht einer Vertretung in den Ständen hatten, zum Mitglied der Zweiten Kammer ernannt, um sowol seine juristische Sicherheit und Gewandtheit als seine Schlagfertigkeit der Rede gegen die Opposition zu verwenden. Hier freilich nützte er wenig, denn seine persönlich scharfe Heftigkeit schoß oft über das Ziel hinaus, und ganz besonders stand ihm auch die Misstimmung entgegen, welche auch in conservativen Kreisen die Ernennung eines Fremden zum Vertreter des Klosterfonds in der hannoverischen Kammer erregte. Wo er jedoch mit der Feder arbeitete, ohne persönlich hervorzutreten, ent-

wickelte er eine im hohen Grade fruchtbare Thätigkeit. Er war übrigens eins der merkwürdigsten Originale, die man finden konnte, von unverwüstlichem Humor und sprühendem, allezeit fertigem Witz. Obgleich noch jung, im Anfang der dreißiger Jahre, hatte er eine an Falstaff erinnernde Corpulenz, und er that alles, um dieselbe zu pflegen und immer weiter zu entwickeln. Er leistete im Essen und Trinken das Unglaublichste und zwar sowol qualitativ als quantitativ, und wenn er oft bis zum frühen Morgen soupirt und die gewiegtesten Zecher aus dem Sattel gehoben hatte, so nahm er eine kalte Douche und begab sich dann an die Bearbeitung der schwierigsten und verwickeltsten juristischen Probleme. Er litt stets außerordentlich von der Hitze und hatte sich deshalb in den weiten Talar, den die göttinger Professoren als Hofcostüm trugen, die Aermel und das Bruststück eines Fracks, nebst Gilet, einsetzen lassen, sodaß er bei Hoffesten, wie ich dem Könige auch zu dessen höchster Erheiterung erzählte, nur in diesem Talar, mit Schuhen und Strümpfen erschien. Niemand ahnte, daß die ehrwürdige Professorentracht so wenig weitere Hüllen barg, und Pernice fühlte sich außerordentlich wohl in diesem bequemen und luftigen Costüm.

Der eigentliche Hof war allen diesen Bestrebungen,

die Regierung auf eine fest organisirte conservative Partei zu stützen, hinderlich, ja beinahe feindlich. In den Hofkreisen herrschten im wesentlichen die Anschauungen des frondirenden Adels; man haßte den Grafen Borries, ohne eigentlich zu wissen warum, und schüttelte zu allem, was geschah, mit vornehm kritisirender Ueberlegenheit den Kopf, und zwar um so mehr, je weniger die eigentlichen Hofkreise jemals etwas von der Politik erfuhren oder darin mitzureden hatten. Auch Graf Platen war am Hofe nicht beliebt, obgleich er äußerlich in den besten Beziehungen zu demselben stand; der alte hannoverische Adel sah die Familie Platen nicht als zu sich gehörig an, und ich habe oft bittere Bemerkungen darüber gehört, daß diese „famille régnante“, wie man sie nannte, in allen ihren Gliedern die höchsten Chargen innehatte.

An der Spitze des Hofhalts stand der Oberhofmarschall und Hausminister von Malortie, ein Mann von der unantastbarsten Integrität und Ehrenhaftigkeit, Garçon, sehr reich und unabhängig, dem Könige tief ergeben, Verfasser des an allen Höfen mustergültigen Buches „Der Hofmarschall wie er sein soll“ — die unbestrittenste Autorität in allen Etikette- und Rangfragen wie im Arrangement aller Arten von Festlichkeiten, aber unzufrieden quand-même und

über alle politischen Fragen, oft mit vielem Humor, mürrisch die Achseln zuckend. Er stand auf dem Standpunkte der Regierung des Königs Ernst August und war der entschiedenen und aufrichtigsten Ueberzeugung, daß Hannover gar keine Politik machen, sondern in allen vorkommenden Fragen mit Preußen gehen müsse, um in ruhiger Sicherheit allen Eventualitäten der Zukunft entgegengehen zu können.

Zum Hausmarschall und Schloßhauptmann wurde zu jener Zeit der Graf Alfred Wedel ernannt, ein braver, ritterlicher und dem Könige treu ergebener junger Mann, politisch damals noch ohne jede Fähigkeit, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, und in seinen Ansichten von den Kreisen des malcontenten Adels abhängig. Der spätern verhängnißvollen Zeit war es vorbehalten, seinen Geist und Charakter zur Entwickelung zu bringen, freilich ihn aber auch bittere Erfahrungen in Fülle machen zu lassen, wie die weitere Folge dieser Aufzeichnungen ergeben wird.

Er gehörte damals zu meinen entschiedensten Gegnern und viel später erst bin ich ihm näher getreten — wie es denn überhaupt verhängnißvoll für den hannoverischen Hof und die hannoverische Regierung war, daß so viele Kräfte, die vereint den König hätten umgeben sollen, um mit ihm und für ihn zu

wirken, sich mistrauisch paralysirten oder feindlich bekämpften.

Eine eigenthümliche Stellung nahmen die Prinzen Solms ein. Der Prinz Wilhelm von Solms-Braunfels, Stiefbruder des Königs aus der frühern Ehe der Königin Friederike von Hannover mit dem Prinzen von Solms-Braunfels, lebte in Hannover mit dreien von seinen Söhnen, den Prinzen Ernst, Hauptmann im Garderegiment, Georg, Rittmeister der Garde-du-Corps, und Hermann, welcher damals noch halb Kind war und später Offizier bei den Jägern wurde. Es war natürlich, daß der König seinen so nahen Verwandten, die er besonders liebte, alle möglichen Aufmerksamkeiten erwies; die Königin war nahe befreundet mit der Prinzessin Solms, und alle Glieder der fürstlichen Familie waren von der herzlichsten und verbindlichsten Liebenswürdigkeit und von einer wirklich außerordentlichen, fast bescheidenen Zurückhaltung. Trotzdem bildeten sie den Gegenstand der größten Abneigung des hannoverischen Adels und des hannoverischen Hofes. Man beneidete ihnen wol den Vorrang und die gewissermaßen eximirte Stellung, die sie am Hofe einnahmen, und die ja doch in jeder Weise berechtigt war. Denn abgesehen davon, daß die Familie Solms als solche zum ebenbürtigen und reichsunmittel-

baren hohen Adel gehört, war der Prinz Wilhelm durch seine Mutter, die Schwester der Königin Luise, auch der rechte Vetter des Königs von Preußen und also mit den ersten regierenden Häusern Europas nahe verwandt. Aber jede Freundlichkeit, die der König seinem Bruder und dessen Kindern, seinen Neffen, erwies, wurde in den Hofkreisen bekrittelt, und an allem, was die fürstliche Familie that, fand man etwas auszusetzen. Ich habe meinerseits stets zu allen Gliedern derselben in den besten Beziehungen gestanden und niemals meine Ueberzeugung von dem Unrecht, das man ihnen allen in Hannover that, verhehlt. Insbesondere war der Prinz Hermann, der jüngste der Brüder, ein junger Herr von ganz hervorragenden Fähigkeiten und festem Charakter; er wurde damals mit dem Kronprinzen erzogen und erregte durch seinen frischen, für alles empfänglichen und wissensdurstigen Geist mein lebhaftes Interesse. Ich regte bei dem Könige den Gedanken an, diesen Prinzen, abweichend von der traditionellen fürstlichen Sitte, für die Civilcarrière zu bestimmen. Der König begriff vollkommen, welch einen Werth es für ihn haben müsse, wenn er einst einem ihm so nahe stehenden fürstlichen Verwandten hohe und wichtige Verwaltungsstellen des Landes oder die Leitung seines Ministeriums anvertrauen könne,

und befahl, daß Prinz Hermann, zu dessen großer Freude, die Universität Göttingen beziehen und ernst studiren solle, nachdem er, um ihm einen militärischen Rang zu geben, zum Lieutenant von der Armee und dann bei den Jägern ernannt war. Auch über dieses junge hoffnungsvolle Leben ist die verhängnißvolle Katastrophe des Jahres 1866 dahingegangen; der junge Prinz, der zu so großen und schönen Hoffnungen berechtigte, der ein so hohes und edles Streben in sich trug, begräbt seine reiche Kraft in unthätiger Zurückgezogenheit.

Unter allen diesen Verhältnissen konnte natürlich der Hof und die unmittelbar mit demselben zusammenhängende Gesellschaft nicht, wie es wol eigentlich hätte sein sollen, den Mittelpunkt für ein conservatives Parteileben bilden, im Gegentheil waren hier viel Uebelwollen und versteckte Hinderungen zu überwinden.

Zu jener Zeit lernte ich auch den frühern Minister Windthorst kennen. Er war im Ministerium Schele Justizminister gewesen und 1853 wieder in die Privatthätigkeit zurückgetreten. Obwol er sich damals von aller sichtbaren Theilnahme an der Politik völlig fern hielt, so wendete ihm Graf Borries dennoch eine ganz besonders lebhafte Feindschaft zu, und wenn er nach Hannover kam, wurde er polizeilich überwacht. Er wünschte damals wieder eine Stellung in der Justiz-

verwaltung und mochte wol auf meine Vermittelung rechnen, um dem Könige die Ueberzeugung zu geben, daß er nicht so antimonarchische Gesinnungen hege, als ihm Graf Borries, wie er glauben mußte, zuschrieb. Mir imponirte der hochgebildete, geistvolle und liebenswürdige Mann in hohem Grade; er selbst warnte mich, ihn in Rücksicht auf meine Carrière nicht öffentlich zu besuchen, und auch von seiten des Grafen Borries wurde mir dann bald der Wink zu Theil, mich vor dem gefährlichen Einfluß Windthorst's in Acht zu nehmen. Ich glaubte diesen Wink jedoch nicht befolgen zu sollen, und setzte den angenehmen und lehrreichen Verkehr fort, so oft Windthorst in Hannover anwesend war. Lange Jahre und unter den wechselndsten Verhältnissen habe ich mit ihm in freundlichen persönlichen Beziehungen gestanden, und wenn wir auch politisch nicht immer übereinstimmten, so änderte das doch nichts in den angenehmen Formen unsers Verkehrs. Windthorst, der bald schon eine hervorragendere Rolle spielen sollte, war ein Mann von ebenso fein durchdringendem als weitblickendem Geist; wie alle Männer von großer Fähigkeit und Kraft, strebte er wol nach Macht und Einfluß, war aber von kleinlichem Ehrgeiz fern. Er war ein scharfer, rücksichtslos mit offenen und verdeckten Mitteln kämpfender

politischer Gegner; aber solange ich ihn gekannt, habe ich nie gesehen, daß er politische Gegnerschaften auf die Personen übertrug. Er hat, auch wenn er die Macht dazu besaß, niemals politischen Gegnern wehe gethan, niemals sich an denen gerächt, die ihm Böses zugefügt, wohl aber war er stets bereit, zu helfen und Dienste zu erweisen, ohne zu berechnen, ob er Dank und Nutzen davon haben würde, und viele seiner politischen Gegner müßten ihm für opferbereite persönliche Dienste Dank wissen, wenn die Dankbarkeit überhaupt im drängenden Treiben des menschlichen Lebens Platz fände. Auch Windthorst wendete der Kräftigung des großdeutsch-conservativen Parteilebens eifriges Interesse zu, doch es traten schnell im Innern und von außen her Ereignisse ein, welche unmittelbarer die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung in Anspruch nahmen.

VI.

Kurhessische Wirren. — Meine erste Sendung nach Kassel. — Der Kurfürst. — Die hannoverische Katechismusangelegenheit. — Steigende Bewegung und Straßenunruhen. — Berathungen in Goslar. — Leben des Königs in Goslar. — Der Naturarzt Lampe und seine Curen. — Zurückziehung des neuen Katechismus. — Berufung der Minister. — Weigerung des Grafen Borries, in Goslar zu erscheinen. — Seine Entlassung. — Verlegenheit des Königs und Schwierigkeit der Lage.

Im Innern des Königreichs Hannover brachte das Jahr 1862 die so viel Staub aufwirbelnde Katechismusfrage, in Deutschland spitzten sich die kurhessischen Wirren zu einem scharfen Conflict zu, den der hannoverische Nachbarstaat mit ganz besonderer Unruhe zu betrachten Grund hatte.

Die kurhessische Verfassung war Gegenstand längerer Verhandlungen am Bundestage gewesen, und der Kur-

fürst war in die eigenthümliche Lage gebracht, eine Verfassung wieder aufheben zu sollen, die er früher auf Anordnung des Bundes hatte einführen müssen. Die preußische Regierung, welche durch die Armee-organisation und den erhöhten Militäretat die leb-hafteste Opposition im eigenen Lande hervorgerufen hatte und nicht die innere Kraft besaß, derselben Herr zu werden, suchte ihre fast verschwundene Popularität wieder zu beleben, indem sie zu Gunsten der hessischen Opposition ihre Macht gegen den Kurfürsten aufbot. Das vierte und siebente preußische Armeecorps waren mobilisirt, und als der Kurfürst auch die Mission des Generals Willisen schroff zurückwies, drohten die Dinge auf die äußerste Spitze getrieben zu werden. Als endlich der Bund die Sistirung der aus-geschriebenen Wahlen verfügte und am 24. Mai die Reactivirung der Verfassung von 1831 beschloß, trat das Ministerium Vilmar, dessen Entlassung auf die Forderung Preußens der Kurfürst früher verweigert hatte, zurück, und in Kassel herrschte die äußerste Ver-wirrung. Preußen übte einen mächtig drohenden Druck aus, und das im Innern immer mehr schwankende Ministerium setzte alles daran, um sich durch einen Erfolg nach außen zu stärken und in Hessen ein ganz gothaisch gesinntes Cabinet einzusetzen.

Der König war durch diese Vorgänge äußerst beunruhigt. Denn auch in Hannover war die Verfassung durch Bundesbeschluß geändert, auch in Hannover mühte sich die Opposition unablässig, eine Verfassungsfrage in Scene zu setzen, und was heute in Hessen geschah, konnte eines Tages auch in Hannover sich wiederholen. Ganz besonders bedenklich als Präcedens war die neben dem Bunde stattfindende rein preußische Einmischung in die innern Angelegenheiten eines deutschen Staates, und wenn es wirklich zu einer militärischen Intervention kam, so war damit ein Weg betreten, auf welchem die übrigen deutschen Staaten, insbesondere aber das so ganz von der preußischen Machtsphäre umschlossene Hannover, die größten Gefahren für die eigene Selbständigkeit erblicken mußten.

Hannover hatte in Kassel, nach meiner Ansicht fehlerhafterweise, keine diplomatische Vertretung. Der hannoverische Bundestagsgesandte von Heimbruch in Frankfurt war zugleich in Kassel accreditirt; aber seine Thätigkeit war am Bundestage vollauf in Anspruch genommen und wir waren daher ohne regelmäßige Fühlung mit den Vorgängen in Kassel.

Es verbreitete sich nun in der ersten Hälfte des Juni 1862 das Gerücht, der Kurfürst sei, voll tiefer Erbitterung darüber, daß der Bund und Oesterreich

ihn im Stiche gelassen, entschlossen, sich ganz und gar Preußen in die Arme zu werfen, ja, man sprach sogar von seiner Absicht, die Regierung niederzulegen. Eine solche Wendung erschien bei dem Charakter des Kurfürsten nicht völlig unwahrscheinlich, und die Mittheilungen der Zeitungen über die in Kassel stattfindende Ministerkrisis machten sie noch glaubwürdiger. Auch wurden die Gerüchte durch diplomatische Mittheilungen von Wien aus bestätigt, denn der Kurfürst hatte sich mehrfach sehr bitter über die Bundesbeschlüsse und die österreichische Haltung geäußert und war in der letzten Zeit für niemand mehr zugänglich gewesen. Der Generaladjutant von Loßberg war mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, und nach den auftauchenden Namen schien die Bildung des neuen Cabinets in der That ganz und gar in preußischem Sinne erfolgen zu sollen.

Endlich veröffentlichten die Zeitungen, ohne daß von Kassel aus ein Démenti erfolgte, eine Ministerliste, nach welcher der General von Loßberg das Kriegsministerium, der Appellationsgerichtsrath Wegener die Justiz, der Regierungsrath Wiegand, früher der entschiedenen Opposition angehörig, das Innere, und Herr von Bischoffshausen das Aeußere übernehmen sollte. Damit wäre dann der unbedingteste preußische

Einfluß in Kassel hergestellt gewesen. Die Oppositionsblätter in Hannover triumphirten, und es fehlte nicht an mehr oder weniger versteckten Hinweisen darauf, daß eine ähnliche Pression gegen die stets behauptete „Misregierung" in Hannover demnächst geübt werden müsse. Wenn ein solches Ministerium in Kassel wirklich eingesetzt wurde und der Kurfürst in pessimistischer Resignation demselben freie Hand ließ, so wäre Hannover in bedenklicher Weise von preußischem Einfluß ohne Gegengewicht eingeengt gewesen und mußte, insbesondere auch in allen Verkehrsfragen, eine gefährliche Isolirung befürchten.

In der zwölften Stunde schien man auch in Wien die Gefahr der Situation zu erkennen, zudem wußten wir ziemlich sicher, daß das preußische Ministerium auch an maßgebender Stelle keinen Halt mehr fand und daß in Baden-Baden bereits mit Herrn von Bismarck, der zunächst noch auf einige Zeit als Gesandter nach Paris gegangen war, Anknüpfungen zur demnächstigen Uebernahme des preußischen Ministerpräsidiums stattgefunden hatten. Ein Erfolg in der kurhessischen Frage hätte nur den Eintritt eines conservativen Ministeriums in Preußen verzögern können, und es kam daher alles darauf an, denselben zu verhindern.

Am 18. Juni erfolgte ein preußisches Ultimatum in Kassel, welches auf die Bildung eines neuen Ministeriums und Reactivirung der Verfassung von 1831 drängte, und man mußte jeden Augenblick die Verkündigung der genannten Ministerliste erwarten.

Da wurde ich am 19. zum Könige gerufen, der mir befahl, mich sogleich dem Grafen Platen zur Disposition zu stellen, um nach Kassel zu gehen und um jeden Preis die Einsetzung des in Aussicht genommenen Ministeriums zu verhindern. Der österreichische Gesandte in Kassel, Graf Karnitzki, war ebenfalls instruirt; ich nahm einen Brief an denselben vom Grafen Ingelheim, dem österreichischen Gesandten in Hannover, mit und reiste unverzüglich ab. Es kam darauf an, den Kurfürsten zu überzeugen, daß bei der nun einmal vorhandenen Lage gegen den Bundesbeschluß nichts zu machen sei, daß aber die Ausführung desselben in conservativ feste Hände gelegt werde müsse, um nicht die innere Verfassungsangelegenheit zu einem unwiderstehlichen Hebel der gothaischen Politik zu machen, und ihn zugleich zu versichern, daß er in der weitern Entwickelung der Angelegenheit auf den Beistand der Bundesmächte rechnen könne. Zugleich galt es auch auf Herrn von Dehn-Rothfelser aufmerksam zu machen, in dessen Händen allen, die

ihn kannten, die Neugestaltung des hessischen Verfassungslebens am besten aufgehoben sein würde.

Diese ganz geheime und auch niemals bekannt gewordene Mission fand wie im Sturm statt, alles ging im Fluge, ohne alle Formalitäten vor sich, am nächsten Tage schon war ich wieder in Hannover und am 21. Juni wurde das neue Ministerium officiell verkündet. Herr von Dehn-Rothfelser übernahm — eine merkwürdige Zusammenstellung — die Finanzen und das Auswärtige, der Geheime Justizrath Pfeiffer die Justiz, der Geheime Regierungsrath von Stiernberg das Innere, und der Oberstlieutenant von Osterhausen den Krieg. Das Ministerium reactivirte dem Bundesbeschluß gemäß die Verfassung von 1831, und der Kurfürst sendete, um die diplomatischen Beziehungen mit Preußen wieder anzuknüpfen und zugleich für den schlechten Empfang des Generals von Willisen eine gewisse Genugthuung zu geben, den Generallieutenant von Haynau und den Generalmajor von Bardeleben nach Berlin.

Auf diese Weise war alles erreicht, was für uns von Interesse war. Der Bundesbeschluß war ausgeführt, Preußen hatte eine formell ehrenvolle Genugthuung erhalten, jede Möglichkeit eines Conflicts war ausgeschlossen, aber ebenso auch jede fernere Ein-

mischung in die innern Angelegenheiten, und dem preußischen Einfluß, welcher Hannover von Süddeutschland hätte abschneiden können, war fester als je vorher die Thür in Kassel verschlossen.

Die gesammte Oppositionspresse stand verblüfft vor dieser plötzlichen und ganz unerwarteten Wendung, das preußische Ministerium hatte, statt des so sehnlich gewünschten Erfolges, eine entschiedene, wenn auch äußerlich ehrenvoll verhüllte Schlappe davongetragen und ging mit immer schnellern Schritten seinem Ende entgegen.

Für mich hatte dieser Zwischenfall eine noch gesteigerte Erkaltung meiner Beziehungen zum Grafen Borries zur Folge. Denn als ich nach meiner Rückkehr in Herrenhausen dem Könige Bericht erstattet, kehrte ich von dort mit dem Grafen Platen zu Fuß zurück. In der großen nach dem Schlosse führenden Allee begegnete uns der Graf Borries, der mich, wie es schien, mit Verwunderuug und Verstimmung in der Begleitung seines so gründlich verhaßten Collegen sah und mir von diesem Augenblick an noch mehr mistrauische Zurückhaltung zeigte, welche ich auch durch eine Mittheilung über die nähern Umstände meiner Beziehungen zum Grafen Platen nicht zu beseitigen in der Lage war, da der König sehr empfindlich darauf

hielt, daß ein von ihm persönlich ertheilter Auftrag gegen jedermann, ohne Ausnahme, mit strengster Discretion behandelt werde.

Da ich später noch mehrfach zum Kurfürsten von Hessen gesendet wurde und Gelegenheit hatte, diesem so viel angefeindeten Herrn näher zu treten sowie die Verhältnisse in Kassel aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so mögen hier einige Bemerkungen in dieser Richtung ihren Platz finden.

Nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung ist alles, was man über die Person des Kurfürsten und die Zustände der Regierung in Kassel in den Oppositionsblättern verbreitete, feindlich und tendenziös übertrieben.

Der Kurfürst hatte in seiner äußern Erscheinung, und zwar sowol in seinen Gesichtszügen wie besonders auch in seiner Haltung, eine merkwürdige und frappirende Aehnlichkeit mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, seinem Oheim von mütterlicher Seite, wenn auch sein Wuchs nicht so hoch war als der des Königs. Auch der Ton der Stimme und die kurzen Wendungen erinnerten an die Hohenzollern und besonders an Friedrich Wilhelm III. Er war, vielleicht in dem Bewußtsein, daß ihm nicht stets mit Schnelligkeit und Sicherheit der Ausdruck für seine Gedanken scharf und präcis zu Gebote stand, von

einer eigenthümlichen Verlegenheit, die bei einem in höchster Stellung aufgewachsenen Herrn um so mehr überraschte und in der That geeignet war zu verwirren. Er begann beim Empfange fremder Personen mit unsicherer Stimme einige Worte hervorzustoßen und schien sehr zufrieden, wenn man dann schnell, wie ich es fast jedesmal gethan, irgendeine Frage voraussetzend, antwortete und einige Augenblicke weiter sprach; dann aber wurde seine Redeweise bestimmt, klar und deutlich, stets genau und scharf seinen Gedanken wiedergebend. Er war im Verkehr von äußerst liebenswürdiger Artigkeit, alle Formen auf das genaueste beobachtend und dann freilich auch das Gleiche verlangend, wie es ihm ja mit Recht zustand, sodaß ich niemals an die Erzählungen von heftigen persönlichen Ausfällen gegen seine Diener und sogar seine hohen Beamten habe glauben können. Freilich stand ich ihm ja niemals als Unterthan gegenüber; aber auch der Minister Abée, der ihn lange kannte, hat mich versichert, daß er im Verkehr mit ihm nur die strengste Beobachtung aller Formen in verbindlichster und artigster Weise gefunden habe. Auch die Formen des Hofes waren Fremden gegenüber stets ungemein entgegenkommend, und der Kurfürst nahm es nicht übel, wenn man auch selbst auf diese Formen hielt.

So war ich einmal in Kassel, als der Kurfürst in Wilhelmshöhe residirte. Am Morgen war ich zur Audienz hinausgefahren und der Hotelkutscher, der mich fuhr, hielt am äußersten Eingange eines Schloßflügels, von wo aus ich durch lange Gänge geführt wurde. Dies war mir aufgefallen, und als ich an demselben Tage nachmittags zum Diner hinausfuhr, sagte ich dem Kutscher, daß er vor dem Haupteingang und auf der Rampe vorfahren solle. Der Mensch war hoch erschrocken und betheuerte, daß er das nicht dürfe, da alle Wagen außerhalb hielten. Ich erklärte ihm jedoch, daß er auf meine Verantwortung auf die Rampe fahren solle; und daß, wenn er es nicht thue, mein auf dem Bocke sitzender Diener ihm die Zügel aus der Hand nehmen werde. Mit Zittern und Zagen fuhr der Kutscher dann wirklich durch die große Allee auf der innern Rampe vor und erwartete mich auch dort wieder nach dem Ende des Diners. Obwol der Kurfürst wol unzweifelhaft diesen Vorgang erfahren hatte, war er nicht nur bei der Tafel von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, sondern sendete mir auch am nächsten Morgen durch den Minister Abée seinen Wilhelmsorden, ohne daß eine directe Veranlassung zu einer Decorirung vorlag, sodaß ich dieselbe nur als eine ganz persönliche Auszeichnung betrachten

konnte. Auch hat er mir stets, noch in Wien und Prag, ein ganz besonders liebenswürdiges Wohlwollen bewiesen.

Sein Grundcharakterzug war eine strenge Pflichttreue, freilich im rein absolutistischen Sinne, denn alles constitutionelle Wesen war ihm unverständlich und verhaßt, weil er in demselben das Princip der Unordnung und Zersetzung erblickte. Er war ein ungemein scharfer Jurist und hielt sich auch bei Haarspaltereien in Rechtsfragen auf, er wollte alles selbst machen, und dadurch stockte oft die Regierungsmaschine, sodaß die Minister in peinliche Verlegenheit geriethen; aber unzweifelhaft, wie alle Personen seiner Umgebung mich versicherten, war er ein durchaus ehrlicher, offener Mann, der kein Falsch und keine Heuchelei kannte. Seine hohe Meinung von den dienstlichen Pflichten ließ ihn oft hart erscheinen, auch hielt er starr und eigensinnig an einmal gefaßten Entschlüssen fest, weil es ihn eine strenge Geistesarbeit kostete, dieselben zu fassen; ebenso hielt er aber auch an guten Meinungen über Personen fest und ertrug von solchen, an deren Treue und Ergebenheit er glaubte, entschiedenen Widerspruch. Wol verstand er seine Zeit nicht, und so ist die Zeit über ihn hingegangen; aber manches harte Urtheil über ihn, das vielleicht in die Geschichte über-

gehen wird, hat er nicht verdient. Ebenso erging es seiner Gemahlin, der Fürstin Hanau, — vieles, was in seiner Familie vorgegangen ist, geschah ohne seine und der Fürstin Schuld und wider ihren Willen. Wäre die Fürstin ebenbürtig gewesen und hätte sie nicht von vornherein gegen die Abneigung der fürstlichen Verwandten und der Hofkreise zu kämpfen gehabt, so hätten sich sowol die Verhältnisse als das Urtheil über dieselben anders gestaltet.

Von der strengen Formalität des Kurfürsten habe ich noch ein kleines, eigenthümliches und fast komisches Beispiel erlebt. Es bestanden in Hessen zwei Orden, der Löwenorden und der Wilhelmsorden, welche etwa wie der Schwarze und Rothe Adlerorden in Preußen zueinander stehen. Der Kurfürst hatte dem Grafen Platen das Großkreuz des Wilhelmsordens verliehen. Der König Georg verweigerte die Erlaubniß zur Annahme desselben, da er für seinen Minister den ersten hessischen Orden, den Löwenorden, beanspruchte, und ich hatte den Auftrag, diese etwas peinliche und delicate Angelegenheit zur Sprache und in Ordnung zu bringen. Der Minister Abée sagte mir, daß der Kurfürst die Sache sehr genau erwogen habe, und da er gesehen, daß Graf Platen nur den Rothen Adlerorden von Preußen und den Leopoldsorden von Oesterreich

besitze, so habe er ihm auch nur seinen zweiten Orden geben können. Graf Platen war besonders aigrirt gewesen, daß Herr von Beust vom Kurfürsten den Löwenorden erhalten, und auf meine Bemerkung hierüber theilte mir der Minister Abée mit, daß der Kurfürst bei der Verleihung an Herrn von Beust berücksichtigt habe, daß dieser den preußischen Schwarzen Adlerorden und den österreichischen Stephansorden besitze. Obwol nun der Kurfürst gegen den König Georg stets eine große, an Deferenz grenzende Rücksicht bewies, obgleich Graf Platen persona grata bei ihm war und obgleich der Minister Abée sich alle mögliche Mühe gab, so blieb die Sache dennoch wie sie war. Graf Platen erhielt vom Kurfürsten den Löwenorden nicht und vom Könige nicht die Erlaubniß, den Wilhelmsorden anzunehmen. Erst als der Kurfürst 1867 von Prag aus einen Besuch in Hietzing machte, schickte er vor der Tafel, bei welcher er dem Grafen Platen begegnen mußte, diesem die Insignien des Löwenordens.

Solche besondere Ordensschwierigkeiten kamen übrigens öfter vor und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse, welche der König in dieser Beziehung aufrecht hielt. In Hannover bestanden bis 1865 nur zwei Orden: der Sanct-Georgsorden und der Guelphenorden. Den erstern verlieh der König nur

an Souveräne, an Prinzen aus souveränen Häusern und an Feldherren nach großen gewonnenen Schlachten. In Hannover selbst besaß ihn niemand, der Feldmarschall Radetzky hatte ihn nach der Schlacht von Novara erhalten, und sogar dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen sendete ihn der König erst nach dessen Siegen in Schleswig-Holstein. Da nun also die fremden Minister, auch die der ersten Großmächte, ebenso wie auch die höchsten Würdenträger in Hannover selbst immer nur den zweiten hannoverischen Orden, den Guelphenorden, erhielten, so nahmen besonders die Großmächte Anstand, den hannoverischen Ministern ihre ersten Orden zu geben. Graf Platen besaß daher nur jene zweiten Orden von Oesterreich und Preußen und von Rußland sogar nur den Weißen Adlerorden, was ihm besonders Herrn von Beust gegenüber stets sehr empfindlich war.

Es wurde übrigens in jener Zeit ein Verhältniß gegenseitiger Verständigung mit Kurhessen angeknüpft, das sich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit fruchtbar erwies und ohne das Zusammenwirken verhängnißvoller Umstände vielleicht sogar die Krisis von 1866 hätte beschwören können.

Inzwischen entwickelte sich im Innern die viel-

besprochene Katechismusfrage zu einer ernsten und folgenschweren Krisis.

Die Geistlichkeit der streng orthodoxen Richtung hatte nämlich schon lange nach der Beseitigung des im ganzen Königreiche benutzten Katechismus aus der rationalistischen Periode gestrebt. Die Sache war dem Könige vorgelegt und derselbe hatte die Beseitigung jenes Katechismus genehmigt. Es wäre dies nun sehr einfach zu machen und ohne alle Aufregung vielleicht fast unbemerkt auszuführen gewesen, wenn man die Anordnung getroffen hätte, daß einfach der Katechismus Luther's dem Religionsunterricht zum Grunde zu legen sei, und daß es dem Geistlichen überlassen bleiben solle, die weitern Erklärungen dazu zu geben. In der That geschah auch nichts weiter, denn der nach langen Berathungen der dazu niedergesetzten Commission an die Stelle des alten tretende Katechismus war lediglich der reine sogenannte Kleine Katechismus Luther's. Statt aber die Maßregel durch einfache Anweisungen an die Superintendenten auszuführen, wurde der König veranlaßt, eine besondere Allerhöchste Verordnung zu erlassen, wodurch die Sache großes Aufsehen erregte, und man beging die Ungeschicklichkeit, das nunmehr dem Religionsunterrichte zum Grunde zu legende Buch den neuen Katechismus zu nennen.

Diese Verordnung erregte zuerst tiefe Misstimmung in den conservativen und kirchlichen Kreisen, da namentlich die ländliche Bevölkerung glaubte, daß ihr mit dem neuen Katechismus ein neuer Glaube gegeben werden solle, wozu noch der Umstand beitrug, daß in dem neuen Katechismus, freilich nach Luther's eigener Festsetzung, an den betreffenden Stellen auch die Kreuzeszeichen angegeben waren. Bald bemächtigte sich die Opposition der durch das ganze Volk verbreiteten Bewegung, — ein gewisser Pastor Baurschmidt in Lüchow erhob Protest, und es fanden überall Versammlungen statt, welche sich diesem Protest anschlossen und Petitionen an den König um Zurücknahme des neuen Katechismus unterzeichneten.

Mir entging diese Bewegung nicht und ich schrieb dem Könige, der sich in Goslar befand, um die Cur des Naturarztes Lampe zu gebrauchen, wiederholt, daß nach dem Urtheil, welches ich aus der Presse über die öffentliche Meinung gewonnen habe, die Aufregung eine sehr ernste sei und um so mehr Beachtung verdiene, als sie aus conservativen und kirchlich-gläubigen Kreisen der Bevölkerung hervorgehe. Ich verhehlte meine Ueberzeugung nicht, daß die Verordnung so schnell als möglich zurückgezogen werden müsse, um der Opposition eine Handhabe zu gefährlicher Wirk-

samkeit zu nehmen. Ich war in dieser Auffassung ganz einig mit dem Generalpolizeidirector Wermuth, der sich nach den Berichten der Polizei ebenfalls keiner Täuschung über die tief durch das ganze Volk gehende Aufregung hingab.

Graf Borries war wieder im Bade Soden. Er war im hohen Grade verstimmt dorthin abgereist, denn er hatte die Folgen der Einführung des neuen Katechismus klar vorhergesehen und vergeblich versucht, als Minister des Innern in dieser Sache wegen deren Folgen für die öffentliche Ruhe und Ordnung gehört zu werden, da die Geistlichkeit die Angelegenheit bei dem Könige als eine rein kirchliche Frage darstellte und außerdem versicherte, daß die Beseitigung des alten rationalistischen Katechismus von den Gemeinden auf das lebhafteste ersehnt werde.

Infolge meiner Berichte kam der König Anfang August schon am frühen Morgen nach Hannover und hielt zur Berathung über die Katechismusfrage eine tags vorher telegraphisch zusammenberufene Conferenz, zu welcher zahlreiche Mitglieder der höhern Geistlichkeit, der Präsident des Consistoriums von Hannover, Wirkliche Geheimrath Bergmann, und der Generalpolizeidirector Wermuth versammelt waren. Ich befand mich, als der bei weitem Jüngste in dieser

Conferenz, in der wenig angenehmen Lage, zuerst zu votiren, wie es mir bei solchen Gelegenheiten stets widerfuhr, und sprach bestimmt und ohne Rückhalt meine Ueberzeugung aus, daß der neue Katechismus zurückgenommen und vor allem der Name und die Autorität des Königs aus dieser das ganze Volk so tief erregenden Frage entfernt werden müsse. Aber ich blieb mit dieser Ansicht absolut allein, auch der Generalpolizeidirector, mit welchem ich noch am Tage vorher vollständig übereingestimmt, plaidirte für die unbedingte Durchführung der einmal erlassenen Verordnung. Er sagte mir nachher zu meinem Erstaunen, daß er bei dem Empfange des Königs am Bahnhofe sich von dessen Neigung zum Festhalten an der beschlossenen Maßregel überzeugt und nicht Zeit gehabt habe, mich davon zu benachrichtigen.

Der König konnte so vielen Stimmen gegenüber, unter denen ich allein eine abweichende Meinung geäußert, nicht wol anders als das Festhalten an der Verordnung beschließen. Indeß verkannte er den Ernst der Sache nicht und befahl, daß in Hannover sogleich eine permanente Commission zur fortdauernden Beobachtung der Bewegung im Volke zusammentreten solle, zu welcher der Staatsminister Bacmeister, der als Landdrost in Aurich zugleich Präsident des ost-

friesischen Consistoriums war, der Consistorialpräsident Bergmann, der Abt Ehrenfeuchter aus Göttingen, die Consistorialräthe Niemann und Uhlhorn und ich bestimmt wurden.

Diese Commission trat indeß nur einmal zusammen, denn schon in den nächsten Tagen brachen infolge einer im Thaliasaal zu Hannover abgehaltenen Volksversammlung ernste Straßenunruhen aus, die Wohnungen der Consistorialräthe wurden angegriffen und das Militär mußte mit scharfer Waffe einschreiten.

Ich fuhr sogleich zum Könige nach Goslar, um ihm über diese Sachlage, welche meiner früher geäußerten Meinung nur zu sehr recht gab, Bericht zu erstatten. Ein eigenthümlicher Vorfall sollte mir einen neuen Beweis liefern, wie sehr ich darin recht gehabt, daß die Bewegung gegen den neuen Katechismus gerade aus den conservativen Kreisen hervorgegangen sei.

Als ich morgens zum Könige kam, fand ich im Vorzimmer den alten Leibkammerdiener Mahlmann, einen treu ergebenen Mann, der keinen Augenblick gezögert haben würde, für seinen erhabenen Herrn sein Leben hinzugeben. Kaum erblickte mich derselbe, als er mir entgegeneilte und rief: „Gott sei Dank, daß Sie kommen, Herr Assessor, machen Sie um

Gottes willen, daß Seine Majestät diesen entsetzlichen Katechismus wieder zurücknimmt.“ Ich suchte ihn zu beruhigen, er aber fuhr immer eifriger fort, Liederverse aus dem alten Katechismus zu citiren, und erklärte mit hohen Betheuerungen, daß seine Kinder niemals eine Schule besuchen würden, in welcher der neue Katechismus eingeführt sei, denn in dem Glauben, in dem er selig zu werden hoffe, sollten auch sie leben und sterben.

In diesem Augenblick klingelte der König, und als ich ihm gemeldet und bei ihm eingetreten war, erzählte ich ihm nach dem Bericht über die Vorgänge in Hannover, was ich eben im Vorzimmer gehört. Der König rief sogleich den alten Mahlmann herein und dieser erklärte schluchzend, daß, wenn Seine Majestät ihn sogleich auf das Schaffot schicken würden, dennoch seine Kinder niemals den neuen Katechismus in die Hand nehmen sollten, denn ihr ewiges Seelenheil sei ihm mehr werth als alles und als sein Leben.

„Eure Majestät werden nun nicht mehr zweifeln“, sagte ich, als Mahlmann sich entfernt, „daß diese Bewegung nicht von der Opposition künstlich gemacht ist und daß selbst die Macht der Bajonnete dem Volke den neuen Katechismus nicht aufdringen kann.“

Der König wurde sehr ernst und berief sogleich die ganze Commission aus Hannover nach Goslar, wo nun eine Reihe sehr eingehender, schwieriger und ermüdender Berathungen begann. Die Geistlichen waren durch die Vorgänge in Hannover und ihre theilweise persönliche Bedrohung durch das aufgeregte Volk sehr erschüttert, sie sprachen nicht mehr für die Durchführung der Verordnung, — aber sie wollten Modificationen und halbe Maßregeln, welche alles auf das äußerste verdorben haben würden. Mit feiner und scharfer Ironie sagte Bacmeister, er sei mit der Absicht gekommen, die Durchführung der Verordnung anzurathen, da es ihm auf das höchste widerstrebe, eine Regierungsmaßregel vor einer Straßenrevolte zurückzuziehen, jetzt aber überzeuge er sich, daß der König auch unter den Männern, welche die hauptsächlichsten Urheber des neuen Katechismus gewesen, keine Werkzeuge zur Durchführung desselben finden werde. Dann aber müsse in großer und königlicher Weise der falsche Schritt zurückgethan werden, und der König müsse, da er einmal in die Sache gemischt sei, erklären, daß er dem Gewissen seines Volkes keinerlei Zwang anthun wolle.

Nach langen Tergiversationen wurde denn auch eine königliche Proclamation in diesem Sinne beschlossen

und den Geistlichen nur die Concession gemacht, daß die Einführung des neuen Katechismus da erlaubt sein solle, wo die Gemeinden selbst ihn wünschten, was sich eigentlich von selbst verstand, da, wie schon bemerkt, dieser so viel Unruhe erregende neue Katechismus nichts weiter war als die Zusammenstellung der Hauptstücke Luther's mit dessen kurzen Erläuterungen.

So peinlich und ermüdend diese Verhandlungen auch waren, so bot jene Zeit in Goslar doch auch ungemein komische und erheiternde Momente.

Die Residenz des Hofes in Goslar war an sich schon eine außergewöhnliche. Ein dortiger Schuster, Namens Lampe, hatte ein Naturheilverfahren angeblich aus alten Büchern und Handschriften entdeckt, welches in Einreibungen und im innern Gebrauche von ausgepreßten Säften der Harzkräuter bestand, deren Zusammensetzung Lampe selbst nach einem nur ihm bekannten System besorgte und jedem Krankheitsfall anpaßte. Er war mehrfach wegen Medicinalpfuscherei bestraft, dabei aber war in den Verhandlungen jedesmal der vortreffliche Erfolg seiner Curen constatirt, und als endlich hochstehende Personen, sogar die Großfürstin Konstantin von Rußland, die Schwester der Königin, außerordentlich günstige Wirkungen von seinen Mitteln empfanden, wünschte die Königin selbst, die=

selben zu gebrauchen. Der König gab Lampe durch eine besondere Cabinetsordre die Erlaubniß, ärztliche Behandlungen nach seiner Methode vorzunehmen, verlieh ihm den Titel Curdirector und begab sich mit der königlichen Familie selbst nach Goslar, wo er das alte, schön am Berge gelegene frankenberger Kloster bewohnte und auch selbst die Lampe'sche Cur gebrauchte, was um so merkwürdiger war, als er sonst sich von seinem Leibarzt, Dr. Weber, einem strengen Jünger Hahnemann's, nur homöopathisch behandeln ließ. Da nun auch in einem Falle von Zuckerkrankheit die Lampe'sche Methode Heilung gebracht haben sollte, so strömten ihm die Fremden von allen Seiten zu, und die Stadt Goslar glich damals einem vielbesuchten Badeort.

Lampe war das eigenthümlichste Original, das man finden konnte. Er war ein langer hagerer Mann, über 60 Jahre alt, mit verwitterten Gesichtszügen und listig beobachtenden, scharfblickenden Augen. Er hatte die besondere Vorliebe, einen polnischen Schnurrock zu tragen, wie sie im Anfang des Jahrhunderts vorzugsweise unter den Studenten beliebt waren, und der König, der sich über seine originellen Einfälle und seine derben, aber stets treffenden Bemerkungen ungemein amusirte, hatte bestimmt, daß dieser Rock

Lampe's Uniform sein und daß er am Hofe stets in demselben erscheinen solle. Die Königin hatte ihm eine schöne Equipage mit zwei prächtigen Schimmeln geschenkt, und so erschien er denn täglich im frankenberger Kloster, um sich nach dem Befinden der höchsten Herrschaften zu erkundigen und seine Mixtur für den nächsten Tag zu brauen. Die übrigen Patienten genossen indeß die Auszeichnung seines Besuches nicht, sie mußten an jedem Morgen und bei jedem Wetter in dem besonders angelegten Curgarten erscheinen. Hier saß Lampe in einer kleinen Bude und seine Patienten mußten einzeln bei derselben vorbeidefiliren. Er prüfte ihren Zustand nur mit dem Blick, niemand durfte ein Wort mit ihm sprechen, klagen oder fragen. Dagegen aber mußte jeder die Wirkung seiner meist drastisch durchschlagenden Mittel numerisch durch die Zahl der stillschweigend emporgehobenen Finger bezeichnen, wobei die geballte Faust die Ziffer Null bedeutete, und danach componirte Lampe die Mixtur für den nächsten Tag, welche dann einem jeden versiegelt ins Haus geschickt wurde. Da die Diät streng und einfach war, viel Bewegung zu den Vorschriften der Cur gehörte und die Säfte der frischen Bergkräuter äußerst blutreinigend wirkten, so empfand jeder mindestens momentane Besserung, und der Ruf des

Naturarztes sowie der Fremdenzufluß nach Goslar nahm stetig zu. Lampe übte eine despotische Gewalt aus, er wies jedem seine Wohnung an, und wer sich dieser Anweisung nicht fügte, der wurde von seiner Behandlung rücksichtslos ausgeschlossen, wodurch er dann auch zum Selbstherrscher der goslarschen Bürgerschaft wurde, denn wer ihm unbotmäßig war, der erhielt keine Curgäste zugewiesen und mußte auf die reiche Einnahme, welche dieselben brachten, verzichten.

Seine Verordnungen, für jede einzelne Person und jeden Krankheitsfall verschieden, waren oft sehr merkwürdig. So fand ich eines Morgens den Professor Pernice, der zu jener Zeit durch die Lampe'sche Behandlung Befreiung von seiner lästigen Corpulenz suchte, in seinem Zimmer auf Einem Beine stehend, während er das braune Kräuterdecoct trank. Lampe hatte ihm diese eigenthümliche gymnastische Uebung verordnet, der so lebenslustige Professor stand pünktlich und gewissenhaft täglich eine Stunde auf Einem Beine und freute sich, daß die Wage ihm an jedem Morgen ein bis zwei Loth Abnahme seines beträchtlichen Gewichts zeigte, ein Erfolg, der dann freilich nach seiner Rückkehr nach Göttingen schnell wieder verschwand.

Die Umgebung des Königs, Graf Alfred Wedel

führte den Hofhalt, brauchte ebenfalls die Cur, mit Ausnahme des Geheimen Cabinetsraths, der trocken bemerkte, wenn er medicinisch gemishandelt werden solle, so wolle er, daß dies wenigstens nach den Regeln der Facultät geschehe. Da nun die Kräutertränke sehr drastisch und oft überraschend und unabweislich wirkten, so war bei den Spaziergängen eine schnelle Entfernung in die dichtern Gebüsche des Waldes oft unvermeidlich, und wenn der König jemand aus seiner Begleitung anredete, der momentan die Einsamkeit hatte aufsuchen müssen, so erfolgte die Antwort, daß der Betreffende in Lampe's Dienst abwesend sei, was dann unter allgemeiner Heiterkeit jede weitere Nachfrage abschnitt.

In diese ganz eigenthümlichen Verhältnisse hinein fielen nun die Conferenzen über die Katechismusfrage. Die Berathungen begannen ziemlich früh morgens, dann fand Diner auf dem frankenberger Kloster statt und nach Tisch unternahm der König seine gewohnten, sehr weit ausgedehnten Spaziergänge, zu denen die ganze Conferenzgesellschaft mit eingeladen wurde, um den Kaffee oft an sehr weit und hoch gelegenen Punkten einzunehmen. Der König kannte keine Schwierigkeiten des Weges und keine Unbilden der Witterung, und die ehrwürdigen Herren mußten zuweilen stundenlang

über Schiefergeröll und in strömendem Regen die Wälder durchstreifen. Abends fanden wir uns dann alle im Gasthofe Zur Kaiserworth, einem alterthümlichen Bau, zusammen, um bei einem Glase Punsch zu plaudern, wobei auf eine unerklärliche Weise und zur Verzweiflung des Wirthes stets ein Exemplar des neuen Katechismus, mit humoristischen und oft nicht sehr rücksichtsvollen Glossen auf dem Titelblatt, sich auf dem Tische vorfand. Der „Kladderadatsch" beschäftigte sich eingehend mit der Conferenz in Goslar, und als die königliche Proclamation über die Aufhebung des Katechismus publicirt war, brachte er ein Bild, welches einen eilig davonlaufenden Herrn im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, darstellte, der den Katechismus in der Hand hielt, darunter die Unterschrift: „Der neue Katechismus in Hannover soll nur da noch gebraucht werden, wo man Bedürfniß und Neigung dazu empfindet." Der König, überhaupt dem Humor sehr zugänglich, amusirte sich über dieses Bild ganz ungemein, und nur einmal habe ich ihn noch herzlicher über einen Scherz des „Kladderadatsch" lachen sehen. Als nämlich der Mast des österreichischen Schiffes „Schwarzenberg" bei Wangeroge angetrieben und vom Könige gekauft war, erzählte das berliner Witzblatt, dieser Mast werde in Hannover

aufgerichtet und an demselben die so viel besprochene Welfenhose als Flagge aufgezogen werden. Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß diese in Einbeck aufgefundene mittelalterliche und verwitterte Hose eines alten Welfenherzogs ganz einfach in das welfische Familienmuseum aufgenommen war, wie in Berlin zum Beispiel Erinnerungsstücke an die Vorfahren des preußischen Hauses ihren Platz im Hohenzollern-Museum in Monbijou finden, zu dessen Gründung übrigens dem Geheimen Hofrath Schneider das Welfenmuseum in Hannover die erste Idee gab.

Als nun die Zurückziehung des Katechismus beschlossen und die vom Könige zu erlassende Proclamation durchberathen und insbesondere auch von den Geistlichen gebilligt war, auf deren Wünsche der König besondere Rücksicht nahm, obgleich sie gerade in der Behandlung dieser Sache sich vielleicht am wenigsten Ansprüche auf solche Rücksicht erworben hatten, rief der König die Minister nach Goslar, um ihnen das Resultat der Conferenzen mitzutheilen und die Publication zu veranlassen. Graf Platen war von Hannover abwesend, Graf Borries, eben von Soden zurückgekehrt, ließ sich entschuldigen. Der eigentliche Grund seines Nichterscheinens war aber die tiefe und wol auch berechtigte Verstimmung über die Behand-

lung dieser ganzen Angelegenheit. Er hatte den übeln Verlauf derselben vorhergesagt, war aber nicht gehört worden und wollte nun auch mit der ganzen Sache nichts zu thun haben.

Bei der in Gegenwart der Minister stattfindenden Schlußberathung ereignete sich der eigenthümliche Zwischenfall, daß der Justizminister von Bar, welcher nach dem einige Zeit vorher erfolgten Tode des Herrn von Bothmer auch als Cultusminister fungirte, noch einmal ganz entschieden die Beibehaltung des einmal gegebenen neuen Katechismus empfahl. Als ihm der König erwiderte, daß ja die Geistlichen selbst wegen des vorhandenen Misverständnisses und des zu befürchtenden Gewissenszwanges die Durchführung der getroffenen Maßregel nicht für möglich hielten, bemerkte Herr von Bar ganz ruhig: die Sache sei einmal befohlen und müßte folgerichtig aufrecht erhalten werden, — die Leute müßten das Buch behalten — „glauben können sie ja doch, was sie wollen". Natürlich folgte dieser Aeußerung tiefes Entsetzen der geistlichen Herren, der König aber erinnerte sich derselben später noch oft mit stets erneuter Heiterkeit.

So schien denn diese so peinliche und bis zu Straßenkämpfen aufgeregte Frage zu allseitiger Befriedigung gelöst, die Conferenz ging auseinander und

ich kehrte nach Hannover zurück, um die Organe der Regierungspresse zur Aufklärung der öffentlichen Meinung über die Beschlüsse von Goslar zu instruiren, ohne noch die bedeutungsvollere Krisis zu ahnen, welche sich aus dieser Katechismusangelegenheit entwickeln sollte.

Der König hatte, schon verstimmt über das Ausbleiben des Grafen Borries bei den Schlußberathungen, demselben den bestimmten Befehl gesendet, sogleich in Goslar zu erscheinen. Graf Borries verweigerte dies, und so sehr sein Unmuth auch in der Nichtbeachtung seiner frühern Warnungen begründet sein mochte, so war er doch bei der Weigerung, dem Rufe des Königs zu folgen, entschieden im formellen Unrecht, mochte er nun, der Geschäftslast müde, sich zurückziehen wollen, wie er sagte, oder, wie man vielfach meinte und wie es bei seinem Charakter nicht ausgeschlossen schien, an seine Unentbehrlichkeit glauben und, auf dieselbe gestützt, einen allein maßgebenden und alle ihm misliebigen Personen ausschließenden Einfluß erzwingen wollen. Wäre das letztere der Fall gewesen, so hatte er den Charakter Georg's V. nicht richtig geschätzt: der König beantwortete die Weigerung des Ministers, dem Befehl gemäß nach Goslar zu kommen, mit der umgehenden Entlassung.

In Hannover war davon noch nichts bekannt; ich war erst seit 24 Stunden zurückgekehrt und hatte niemand gesehen, als ich ein Telegramm des Königs erhielt, das mich sogleich wieder nach Goslar berief. Ich kam abends 11 Uhr dort an und fand im Hotel den Befehl vor, augenblicklich nach meiner Ankunft, zu welcher Stunde es sein möge, zu Sr. Majestät zu kommen. Ich traf, aufs höchste gespannt, den König, bei welchem ich etwa um Mitternacht gemeldet wurde, in seinem Zimmer bereits im Schlafrock und in großer Erregung.

Er empfing mich mit den Worten: „Ich habe den Grafen Borries entlassen, er wollte den Richelieu spielen, er hat sich in mir verrechnet."

Ich war tief erschüttert bei dieser Mittheilung, die ich trotz der frühern Verstimmung des Königs nicht erwartet hatte, denn die ganze innere Verwaltung des Königreichs war so mit der Person des Ministers verwachsen, die Majorität der Zweiten Kammer war auf seinen Namen gewählt und so absolut seiner Leitung zu folgen gewöhnt, daß jedenfalls fürs erste eine große Verwirrung entstehen mußte.

Der König wollte den Generalpolizeidirector Wermuth, welcher kurz vorher, der lästigen Polizeigeschäfte müde, zum Landdrosten in Hildesheim ernannt war,

sogleich an die Stelle des Grafen Borries berufen, da er großes Vertrauen in dessen Geschäftskenntniß setzte und ihn auch für besonders geschickt hielt, mit der Majorität der Kammer zu verkehren. In letzterer Beziehung täuschte sich der König wol ganz entschieden, denn Wermuth konnte sich weder an Festigkeit des Charakters noch an Schlagfertigkeit entfernt mit dem Grafen Borries messen; er hätte keine Partei im Lande für sich gehabt und vor allem wäre seine Ernennung ein verletzender Schlag gegen den ganzen Adel gewesen, was er selbst auch vollkommen wußte und weshalb er auch wol niemals oder nur mit äußerstem Widerstreben das Portefeuille des Innern angenommen haben würde.

Ich machte den König auf dies alles aufmerksam, sagte ihm auch, daß Graf Platen, nach meiner Ueberzeugung, niemals zusammen mit Wermuth im Ministerium bleiben würde, und daß der Graf, auf dessen Ergebenheit er sich unter allen Umständen verlassen könnte, doch jedenfalls den Kern des neuen Cabinets bilden müsse. Es sei daher gewiß geboten, schnelle Entschlüsse in einer so hochwichtigen Frage zurückzuhalten und vor allem mit dem Grafen Platen zu conferiren.

Besonders lag dem Könige auch daran., daß die

öffentliche Meinung, und vorzugsweise im Auslande, die Entlassung des Grafen Borries nicht als eine Abwendung von den durch jenen vertretenen conservativen Principien ansehen möge, und noch in der Nacht dictirte er mir selbst den Gedankengang einer Darlegung der Gründe, welche ihn zur Entlassung seines Ministers bewogen, und welche nach seinem besondern Wunsche außer in der inländischen Presse zunächst in der „Kreuzzeitung“ veröffentlicht werden sollte, da er auf die Meinung der preußischen conservativen Kreise besondern Werth legte.

Als ich am andern Tage nach Hannover zurückkehrte, war der König viel ruhiger und entschlossen, mit dem Grafen Platen die neuen Verhältnisse nach eingehender Erwägung zu gestalten, da mit Sicherheit vorauszusetzen war, daß auch der Graf Kielmansegge und der Herr von Bar, welche in ihrer ganzen politischen Stellung mit dem Grafen Borries eng verbunden waren, ihre Portefeuilles niederlegen würden — was denn auch geschah —, sodaß man sich vor der völligen Neubildung des Ministeriums befand.

Ich hatte nun die wenig angenehme Aufgabe, durch den Mechanismus der Regierungspresse die Entlassung des Grafen Borries zu erläutern, wobei dieser, wenn auch mit aller möglichen Schonung und

Rücksicht, doch dem Könige gegenüber ins Unrecht gesetzt werden mußte. Graf Borries fand sich übrigens nicht leicht in seinen Fall; ich sprach ihn noch einmal, er war tief verstimmt und betonte sein sachliches Recht in der Katechismusfrage, das formelle Unrecht, das in seinem Ungehorsam gegen den Befehl des Königs lag, schien er nicht anzuerkennen und auch diese Wendung wol nicht ganz erwartet zu haben, durch welche ihm auch die Dotation entging, welche er infolge seiner Erhebung in den Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt früher oder später wol erhalten haben würde. Für ihn freilich wäre gerade diese Rücksicht gewiß niemals bestimmend gewesen, denn eigensüchtige materielle Interessen lagen ihm völlig fern.

VII.

Ministerielles Interregnum. — Verschiedene Gründe für ein Ministerium von liberalen Namen. — Schwierigkeiten in der Auffindung der Personen. — Gründe dafür in der Ausbildungsweise der hannoverischen Beamten. — Das Ministerium Platen-Hammerstein-Windthorst. — Charakteristik der neuen Minister. — Eigenthümliche Stellung derselben. — Vermittelnde Stellung Windthorst's. — Organisation der Preßangelegenheiten. — Generalpolizeidirector von Engelbrechten. — General von Hedemann.

Das Interregnum nach der Entlassung des Grafen Borries, welcher auch, wie vorauszusehen war, die Dimission des Herrn von Bar und des Grafen Kielmansegge folgte, dauerte lange und die Neubildung des Ministeriums vollzog sich unter großen Schwierigkeiten und Zögerungen. Der König, welcher ohnehin geneigt war, wichtige Entschlüsse hinauszuschieben, nicht aus Scheu, sondern aus dem Wunsche, das pro et

contra auf das gründlichste zu erwägen, konnte sich lange weder über die Personen noch über die politische Richtung, der man sich bei der Wahl zuwenden müsse, völlig klar werden. Da einmal der Graf Borries entlassen war, so schien die politische Klugheit allerdings, wie Graf Platen auch hervorhob, zu gebieten, Männer in die Regierung zu berufen, die geeignet sein möchten, die scharfe Spannung und tief gereizte Erbitterung in dem politischen Parteileben zu mildern und für die großdeutsche Politik, welche die Regierung in Deutschland und am Bunde befolgen wollte, auch die Unterstützung solcher Elemente wieder zurückzugewinnen, die aus persönlicher Abneigung gegen den Grafen Borries und sein scharfes Polizeisystem zum Nationalverein gedrängt waren, der, wie schon früher bemerkt, in Hannover mehr Anhänger wegen seiner innern Opposition als wegen seines deutschen Programms besaß. Die Regierung von Hannover mußte ganz besonders auch in Deutschland streng conservative Politik machen, und es schien deshalb wol angezeigt, dem Ministerium durch die neu in dasselbe aufzunehmenden Namen eine liberale Färbung zu geben. Es ist nach meiner Ueberzeugung für die Monarchen eine ganz entschieden festzuhaltende Regel, deren Befolgung, außer in wirklichen

Revolutionszeiten, stets von gutem Erfolge begleitet ist, daß conservative Maßregeln durch Minister von liberalen Namen ausgeführt werden, während umgekehrt liberale Maßregeln in die Hände von conservativen Personen gelegt werden müssen. Im ersten Falle wird die große Menge, welche zwar niemals liberal ist, aber immer mehr oder weniger der liberalen Führung folgt, weil es für jede Mittelmäßigkeit so leicht ist, in der negativen Kritik geistreich zu erscheinen, der nothwendigen conservativen Politik gewonnen werden. Im andern Falle aber werden die als nothwendig erkannten fortschreitenden Reformen, von innerlich conservativen Männern ausgeführt, niemals auf die abschüssige Bahn führen, auf welcher dann nur durch scharfe Maßregeln und durch eine wirkliche Reaction halt geboten werden kann.

Außerdem wurde dem Könige ein Grund angeführt, welcher dem Grafen Platen von dem Staatsrath Zimmermann soufflirt war und welchen ich in keiner Weise als richtig anerkennen konnte. Zimmermann stellte nämlich den Satz auf, daß Hannover in seinem Regierungssystem immer im Gegensatz zu Preußen stehen müsse. Wenn in Preußen liberale Minister am Ruder wären, so müsse man in Hannover streng conservativ regieren, und sobald in Preußen eine Reaction

beginne, so sei es nothwendig, in Hannover der Regierung eine liberale Färbung zu geben. Auf diese Weise würde man bei dem bestehenden und häufig in einzelnen Fällen scharf hervortretenden Antagonismus stets wenigstens die Sympathie einer Partei in Preußen haben und in der Lage sein, der dortigen Regierung in ihrem Vorgehen gegen Hannover durch Verbündete in ihrem eigenen Lande Schwierigkeiten zu bereiten. Da nun inzwischen die preußische Regierung durch die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Ministerpräsidenten den Weg einer conservativen Reaction betreten habe, so müsse jetzt in Hannover ein Ministerium von liberaler Färbung ernannt werden. Diese Auffassung schien mir so überfein zugespitzt, daß ich nicht im Stande war, sie mir anzueignen.

Die Gefahr, welche für Hannover in der Nachbarschaft des mächtigen, auf Grund seiner Geschichte naturgemäß vorwärts strebenden preußischen Staates lag, der noch dazu in unnatürliche Grenzen eingeengt war, konnte ja keinem klaren politischen Blicke entgehen; aber jenes fein ausgeklügelte Balancirspiel konnte diese Gefahr wahrlich nicht abwenden oder vermindern. Es gab, ihr zu begegnen, nur zwei Wege. Entweder Hannover begab sich vollständig in militärischer und wirthschaftlicher Beziehung unter Preußens Führung, und

dies war für die Dynastie und die selbständige innere Landesverwaltung der sicherste Weg, den auch der König Ernst August zu verfolgen geneigt gewesen. Wenn aber, wie der König Georg in seinem monarchischen Selbstgefühl es wollte, die volle souveräne Freiheit und Selbständigkeit auf dem Boden des Bundesrechts erhalten und gestärkt werden sollte, dann mußte vor allem das Bundesrecht und das Bundesleben für das deutsche Volk und dessen nationale Macht und Wohlfahrt fruchtbar gemacht, es mußte in der früher angedeuteten Weise eine militärische neben den deutschen Großmächten stehende Organisation zum Schutze des Bundesrechts geschaffen werden. Niemals mußte sich Hannover in Fragen, welche das nothwendige Interesse der Selbsterhaltung Preußens oder die nationale Verkehrsentwickelung betrafen, als Hinderniß fühlbar machen und einen Gegensatz auch da schaffen, wo er nicht unerläßlich geboten war. Vor allem mußten die althistorischen Traditionen der preußisch-hannoverischen Allianz und Waffenbrüderschaft in allen großen politischen Fragen gepflegt und ganz besonders die persönlichen Beziehungen zwischen beiden Höfen den nahen verwandtschaftlichen Banden gemäß erhalten und immer inniger gestaltet werden, denn in solchem Falle hätte, selbst bei noch so scharfen Diffe-

renzen in einzelnen Rechtsfragen, niemals von einer Annexion die Rede sein können.

Ich gab mir bei jeder Gelegenheit die größte Mühe für die Anknüpfung solcher persönlichen Beziehungen, und Graf Platen theilte in dieser Beziehung meine Ansicht. Aber diese Bemühungen scheiterten wol vorzüglich an dem Widerstande der Königin, welche in ihrer tiefen Abneigung gegen alle großartige, ihrem einfach häuslichen Sinn widersprechende Repräsentation alle Berührungen mit fremden Höfen scheute und sogar den Verkehr mit dem Herzoge von Braunschweig nicht in der Art pflegte, wie es doch so sehr im Interesse des hannoverischen Hauses gelegen hätte. So kam unter anderm auch der später verstorbene Großfürst-Thronfolger von Rußland, noch bevor er nach Dänemark ging, über Hannover und ließ der Königin — der König war in Norderney —, welche sich im Saupark zu Springe, ganz in der Nähe von Hannover, befand, seinen Besuch melden. Derselbe wurde wegen der Abwesenheit Sr. Majestät abgelehnt, dagegen dem Großfürsten ein Diner im Residenzschlosse in Hannover offerirt, worauf dieser natürlich ohne abzusteigen durch Hannover fuhr. Bei den stets sehr freundlichen persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die zwischen dem Kaiser Alexander und dem

Könige Georg bestanden, und bei dem Einfluß, den die Großfürstin Konstantin, die Schwester der Königin, damals am russischen Hofe ausübte, lag es nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit, daß bei einer Begegnung des Großfürsten mit der Königin und den Prinzessinnen sich eine für das Welfenhaus hoch bedeutungsvolle Verbindung hätte knüpfen können. Ebenso berichtete Herr von Knesebeck aus München wiederholt, daß der junge König Ludwig II. ihm bei jeder Gelegenheit den lebhaften Wunsch ausspräche, den Kronprinzen von Hannover kennen zu lernen. Eine Reise des Kronprinzen nach München wäre unter diesen Umständen wol um so natürlicher und gebotener gewesen, als derselbe auch den übrigen Höfen, insbesondere dem preußischen, sich hatte vorstellen sollen. Aber auch dies war, trotz mehrfacher Anregungen des Grafen Platen, nicht zu erreichen, und die Königin zeigte bei allen derartigen Versuchen eine sehr ungnädige Verstimmung.

Wenn nun auch die verschiedenartigen Gründe, welche dafür angeführt wurden, den König, obwol immerhin etwas widerstrebend, bestimmten, sich der Heranziehung von Namen liberalerer Färbung in das Ministerium zuzuneigen, so blieb die Wahl immer noch sehr schwer, denn die Zahl von regierungsfähigen Männern war in Hannover verhältnißmäßig recht

gering. Es lag dies an der eigenthümlichen Beamtenerziehung, und ich unterließ auch niemals, dies dem Könige, wenn er sich in Verlegenheit um Personen befand, darzulegen. Während in Preußen die jungen Verwaltungsbeamten ihre Schule als Referendarien und Assessoren bei den Provinzialregierungen durchmachen, wo sie gewöhnt werden, die Verwaltung von weitern und höhern Gesichtspunkten aus anzusehen, und also die Befähigung zu den höhern und höchsten Verwaltungsposten erwerben, traten in Hannover die jungen Auditoren bei den kleinen und mit den niedrigsten Verwaltungsangelegenheiten beschäftigten Aemtern ein, blieben dort lange, oft ihre ganze Carrière hindurch, und wenn sie dann in höhere Stellungen traten, so besaßen sie zwar eine große und routinirte Tüchtigkeit der praktischen Verwaltung, aber sie brachten immer und immer wieder, wie dies auch dem Grafen Borries ergangen war, den engen Gesichtskreis, in den sie sich durch die erste Ausbildung und lange Praxis eingelebt hatten, mit und konnten sich den weiten, das Ganze umfassenden Blick sowie das freie Verständniß großer politischer Fragen nicht mehr aneignen. Hannover hatte Ueberfluß an ungemein tüchtigen Administratoren, aber ebenso großen Mangel an Staatsmännern.

Nach vielen Berathungen und Zögerungen nahm

der König endlich die von dem Grafen Platen vorgeschlagenen Personen an, und zwar für das Innere den frühern Staatsminister Freiherrn von Hammerstein, für die Justiz Windthorst, für die Finanzen den Oberzollrath Erxleben und für den Cultus den Oberjustizrath Lichtenberg.

Herr von Hammerstein, welcher bereits unter dem Ministerium Schele Minister des Innern gewesen, war ein Mann von leicht empfänglichem Geist und einer reichen, vielseitigen, aber mehr humanistischen als politischen Bildung. Er gehörte einer der vornehmsten und ältesten Familien des Landes an und war in seinem ganzen Wesen eine edel angelegte Natur, nur war er vollständig ohne Willenskraft und charakterfeste Energie; er konnte es selten über sich gewinnen, gegen irgendjemand, und namentlich auch dem Könige gegenüber, eine ganz bestimmte Meinung klar auszusprechen. Dadurch war er stets von den Ansichten anderer abhängig und glich darin einigermaßen dem Grafen Platen, denn wie dieser war auch er unvermögend, selbständige Ideen zu produciren und dieselben kräftig durchzuführen. Weniger seine persönliche Neigung als vielmehr das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche und Unselbständigkeit hatten ihn dazu bewogen, nach der liberalen Seite zu neigen, da

er auf diese Weise stets durch die am lautesten in der öffentlichen Meinung auftretende Partei gedeckt war. Für die einfache Verwaltung war er geschickt und tüchtig, für eine politische Leitung fehlte ihm die selbständige Klarheit und Kraft.

Der neue Cultusminister Lichtenberg war ein Mann von strenger Rechtlichkeit, vielleicht ein wenig eigensinnig in einmal aufgenommenen Meinungen, wie dies häufig sich bei Personen findet, deren Beruf sie dahin gebracht hat, alle Verhältnisse des Lebens vom streng juristischen Standpunkte aus anzusehen und zu beurtheilen. Er hatte gegen die Verfassungsänderung protestirt mehr aus juristischer Ueberzeugung als aus Gründen des politischen Liberalismus, dem er eigentlich fern stand, dadurch aber hatte sein Name in den liberalen Kreisen einen gefeierten Klang erhalten. Persönlich war er ungemein liebenswürdig, fein und attisch gebildet und gehörte in seiner religiösen Ueberzeugung der strengen christlichen und kirchlichen Richtung an.

Der Finanzminister Erxleben besaß eine unerreichte Tüchtigkeit in allen Finanzfragen, im übrigen war er ein liberaler Bureaukrat. Jeder, der die eigenthümliche Welt der Bureaukratie kennt, wird verstehen, was

das sagen will; einem andern würde man sich vergeblich bemühen, es klar zu machen.

Von Windthorst habe ich bereits gesprochen und werde noch Gelegenheit haben, auf ihn zurückzukommen.

Das neue Ministerium wurde endlich am 10. December ernannt und trat vom ersten Augenblick seiner Einführung an sehr großen Schwierigkeiten gegenüber, zu deren Ueberwindung die Personen der Minister nicht die Kraft besaßen.

Das Ministerium wurde von der ganzen liberalen Presse des In- und Auslandes als „neue Aera" begrüßt; man sprach vielleicht absichtlich die Erwartung weitgehender liberaler Reformen aus und die Opposition drängte auf die Aufstellung eines Programms. Auf der andern Seite hatte der König den neuen Ministern ausdrücklich die Fortführung der Regierung nach streng conservativen Grundsätzen zur Bedingung gemacht, er hatte als einzige Regel für ihr Verhalten Versöhnlichkeit und Milde dem innern Parteileben gegenüber und eine großdeutsche Politik nach außen hin aufgestellt; jede Formulirung eines Programms verwarf er entschieden, und zwar mit vollem Rechte, denn ein sogenanntes politisches Ministerprogramm ist für jeden Staatsmann von Geist, Willen und Geschick entweder eine Lüge oder eine unerträgliche Fessel. Das poli-

tische Leben ist so wechselseitig, bietet stets so neue und unerwartete Situationen, es macht, um ein Ziel zu erreichen, so viele Compromisse und Transactionen nöthig, daß es in seinem Drange jedes politische Programm bald in Fetzen reißen muß. Ein Staatsmann, der Großes erreichen will, kann wol ein festes, in seinem Innern lebendes Ziel sich vorstecken, aber er wird dieses Ziel meist lange als ein Geheimniß in sich tragen müssen und wird stets der großen Menge gerade dann, wenn er am eifrigsten wirkt und am fruchtbarsten schafft, ein unverstandenes Räthsel bleiben.

Die neue Aera in Preußen trat mit einem hochklingenden Programm hervor und verfiel nach kurzer Zeit in einen jammervoll traurigen Bankrott; der Fürst Bismarck hat niemals ein Programm aufgestellt und — das Deutsche Reich geschaffen.

Der König hielt ferner, wie ich schon früher bemerkt habe, daran fest, daß er selbst sein eigener Ministerpräsident sei, und wollte keine Gesammtverantwortlichkeit des Ministeriums anerkennen; die liberale Presse umgekehrt verlangte von dem neuen Ministerium solidarische Einigkeit und Verantwortlichkeit für alle Ressorts.

Nach des Königs Auffassung und bestimmtem Befehl durfte keine Sitzung des Gesammtministeriums

anders stattfinden als unter seinem Vorsitz. In den Zusammenkünften, welche die Minister dennoch untereinander hielten, konnten sie zwar ihre Meinungen austauschen, aber keine Beschlüsse fassen; dadurch geriethen denn gerade die neuen Minister in eine fortwährende Verlegenheit, indem sie gezwungen waren, die liberalen Parteien, welche sich ihnen als Stütze anboten und theilweise aufdrängten, zu täuschen und hinzuhalten.

Graf Platen seinerseits fühlte sich bei diesen Zuständen ganz zufrieden; er war der einzige, welcher eigentlich das Vertrauen des Königs besaß, und alles, was seine Collegen erreichen und durchsetzen wollten, mußte zuvor seine Zustimmung und Genehmigung erlangen, sodaß er weniger durch seine Ueberlegenheit als durch die Eigenthümlichkeit der Situation wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, der ausschließlich leitende Ministerpräsident war und ungefähr die Stellung der frühern Cabinetsminister einnahm.

Herr von Hammerstein, welcher die meiste Fühlung mit den liberalen Parteien hatte, trug die Last dieser Verlegenheiten am schwersten, und, seiner weichen unselbständigen Natur entsprechend, suchte er durch halbe Maßregeln und Hinhalten die Schwierigkeiten seiner Stellung zu umgehen.

Auch dem neuen Cultusminister erwuchsen manche peinliche Schwierigkeiten, zumeist durch die Ungeschicklichkeit der orthodoxen Geistlichkeit, welche trotz der königlichen Verordnung den neuen Katechismus gegen den Widerspruch der Gemeinden einzuführen suchte und dadurch die kirchliche Bewegung noch fortwährend im Fluß hielt.

Der Finanzminister Erxleben beschränkte sich meist auf die Arbeiten seines Ressorts, welche ihm um so mehr zu schaffen machten, als es damals galt, dem von Preußen abgeschlossenen französischen Handelsvertrag, welchen auch er als schädlich und nachtheilig für Hannover erachtete, entgegenzutreten.

Der Minister Windthorst, welcher zwar auch zu den liberalen Elementen des Ministeriums gerechnet wurde, der aber bei der Opposition selbst kein rechtes Vertrauen hatte, da sie wohl fühlen mochte, daß er seiner ganzen innern Natur nach eigentlich der entschieden conservativen Richtung angehörte, hätte durch seine zweifellose Ueberlegenheit eigentlich die Leitung der Regierung übernehmen müssen. Er strebte auch wol danach, in dem völlig gerechtfertigten, ja sogar gebotenen Ehrgeiz eines Mannes von außerordentlichem Geist und starkem Willen, und es wäre ihm auch ohne Zweifel gelungen, diese Führung zu erreichen, wenn er

den König richtiger beurtheilt und es verstanden hätte, dessen rückhaltsloses Vertrauen zu gewinnen. Dies wäre indeß nur durch eine völlig freie Offenheit möglich gewesen, und meiner Ueberzeugung nach schätzte Windthorst den König insofern zu gering, als er glaubte, ihn ohne völlig klare und freie Darlegung seiner letzten Ziele zu Entschlüssen zu bewegen. Der König war ganz außerordentlich feinfühlend für jeden Rückhalt, den er in einer ihm vorgetragenen Ansicht merkte, und in solchem Falle hielt er stets mit seinem Entschlusse zurück oder zögerte in der Ausführung desselben, wenn er in der Ueberraschung des Augenblicks wirklich zu einer Entscheidung sich hatte hinreißen lassen.

Ich erinnere mich, daß der König zu jener Zeit einmal sagte: „Wenn Windthorst mein Minister ist, so kommt es mir vor, als ob ich mich auf einem Schiffe befände, an dessen Mast meine Flagge weht und das den Curs hält, den ich fahren will; ich lege mich einen Augenblick nieder und schlafe ein, und wenn ich nachher wieder auf das Verdeck komme, so sehe ich eine fremde Flagge und das Schiff fährt einen andern Curs.“

Es muß diese Aeußerung in der zu großen Vorsicht Windthorst's seinen Grund gehabt haben, denn

er war in der That dem Könige treu ergeben, wie er es ja auch in der spätern Zeit im Unglück bewiesen hat, und seine Gesinnung verdiente in der That ein solches Urtheil nicht. Wäre es mir möglich gewesen, dieses so zarte Verhältniß Windthorst gegenüber zu berühren, so hätte ich ihm vielleicht in seiner Stellung nicht unerheblich nützlich sein können. Graf Platen that kaum etwas, um den König von einer solchen Auffassung abzubringen, denn gerade dessen Mistrauen gegen die übrigen Minister bildete ja die Grundlage seiner dominirenden Stellung. Windthorst machte die Vermittelung zwischen dem Grafen Platen und den übrigen Ministern, welche mit jenem wenig Berührungspunkte hatten und auch nicht im Stande waren, ihm irgendwie zu imponiren, Graf Platen brachte dann wieder die Sachen an den König, wobei natürlich der Geschäftsgang, soweit er nicht gerade die innern Angelegenheiten der einzelnen Ressorts betraf, sehr erheblich erschwert wurde.

Der Kriegsminister, General der Infanterie von Brandis, und der Hausminister, Oberhofmarschall von Malortie, welcher zugleich Mitglied des Staatsministeriums war, kümmerten sich wenig um die allgemeine Politik und blieben daher auch dem innern Geschäftsleben des Gesammtministeriums ziemlich fern, obwol

der General von Brandis, als der nach dem Patent älteste Staatsminister, den Vorsitz in demselben hatte und die technische Geschäftsleitung führte.

Der General von Brandis, damals schon fast siebzig Jahre alt, war ein origineller Typus der alten hannoverischen Militärs. Er hatte in seiner Jugend die Feldzüge unter dem Herzog von Wellington in Spanien mitgemacht und war ein tapferer und ritterlicher Soldat gewesen. Trotz seines Alters besaß er eine unerschöpflich frische Lebenskraft, er liebte die Tafel und hohes Spiel und verstand es, in der liebenswürdigsten und elegantesten Weise viel Geld auszugeben, sodaß er sich nicht selten in Verlegenheiten befand, in welchen ihm der König stets bereitwillig zu Hülfe kam. Er hatte einen feinen und scharfen Verstand, einen klaren Blick und namentlich eine treffende Beurtheilung der Persönlichkeiten, und hätte, da er Thatkraft und Entschluß besaß und die Furcht nicht kannte, wol auch eine bedeutendere und ohne Zweifel nützliche politische Rolle spielen können, wenn er dazu Zeit und Lust gehabt hätte.

Noch vor der Ernennung des neuen Ministeriums war das Ressort der Preßangelegenheiten endlich nach meinem auf erfahrungsmäßige Ueberzeugung gestützten Wunsche geordnet worden. Die Leitung der Regie-

rungspresse war auf Befehl des Königs dem Gesammtministerium unterstellt worden.

Ich war meiner Stellung bei der Landdrostei enthoben und als Referent dem Gesammtministerium beigegeben in der Weise, daß jeder der einzelnen Minister über die Angelegenheiten seines Ressorts die Instructionen für die Behandlung der betreffenden Fragen in der Presse zu ertheilen hatte, während den Beschlüssen des Gesammtministeriums gemäß die allgemeinen politischen Fragen behandelt wurden.

Ich hatte ein von den übrigen Kanzleien völlig gesondertes Bureau errichtet, zu welchem ich aus den verschiedenen Ministerien tüchtige junge Kanzleibeamte heranzog. In der Wahl der literarischen Kräfte, welche ich zur regelmäßigen und bureaumäßigen Thätigkeit anstellte, suchte ich mich möglichst vollständig von dem Kreise der eigentlichen Zeitungsliteraten freizumachen und namentlich die Mitwirkung junger Beamten heranzuziehen, da es meiner Ueberzeugung nach ein großer Fehler der Regierungen ist, daß sie für die Leitung der Presse nicht ihre eigenen Kräfte verwenden, auf die sie sich völlig verlassen können, die an juristischer und staatswissenschaftlicher Bildung alle Literaten vom Fach so weit überragen und die sich die publicistische Gewandtheit mit Leichtigkeit anzueignen vermögen.

Es wurde in meinem Bureau täglich während der Vormittagsstunden ein nach Materien geordneter politischer Tagesbericht angefertigt, welcher in kurzen Auszügen alles Bemerkenswerthe aus den morgens einlaufenden Zeitungen enthielt und bereits mittags an den König und die sämmtlichen Minister in metallographirten Abdrücken abgegeben wurde, sodaß dieselben täglich eine genaue Uebersicht aller Mittheilungen und Urtheile der Presse zur Hand hatten und danach einen eingehendern Vortrag verlangen oder ihre Instructionen ertheilen konnten. Das Netz der auswärtigen Correspondenten wurde erweitert und über jede auftauchende Frage denselben sofort Instruction ertheilt. Ebenso wurde die Verbindung mit den inländischen Provinzialblättern fester geknüpft, auch wurden einzelne Blätter, die bisher ausschließlich nur Publicationen und Anzeigen enthielten, zu politischer Bedeutung emporgehoben, wobei dann die Druckarbeiten der verschiedenen Provinzialbehörden den Besitzern der Blätter übertragen wurden. Auch wurde für die Presse aus den sogenannten Feuerkassengeldern des Ministeriums des Innern ein festes Jahresbudget angewiesen, welches freilich sehr gering war und welches sich nach meinem Plane allmählich immer mehr und mehr verkleinern sollte, indem ich dahin strebte, die sämmtlichen Druck-

arbeiten der Regierung nur von dem Gesammtministerium anweisen und an die Zeitungsbesitzer je nach den Diensten, die sie der Regierung leisteten, vertheilen zu lassen, natürlich unter denselben Bedingungen, unter denen dieselben auch bisher vergeben waren, sodaß also ohne jeden Nachtheil der Staatskasse der Preßleitung ein bedeutender finanzieller Einfluß zu Gebote gestanden haben würde. Die Ausführung war indeß nicht leicht, denn die gesammte Bureaukratie stemmte sich gegen dieselbe. Trotz einer bestimmten Anweisung des Gesammtministeriums verzögerten sich die Aufstellungen der Etats für die Druckarbeiten in den verschiedenen Bureaux immer mehr und mehr, es mußte endlich ein eigener Rechnungsbeamter ernannt werden, welcher Vollmacht erhielt, sich überall die Etats für sämmtliche Druckarbeiten vorlegen zu lassen und aus denselben einen Gesammtetat anzufertigen. Der Widerstand in den einzelnen Bureaux war indeß so groß, die Zähigkeit in den einzelnen Verzögerungen so schwer zu überwinden, daß die Aufstellung selbst bei der Katastrophe von 1866 noch nicht ganz vollendet war.

Da nun der König sein eigener Ministerpräsident sein wollte und sich die Leitung des Gesammtministeriums selbst vorbehielt, so wurde mir der persönliche Vortrag bei demselben übertragen, wodurch meine

Stellung zu ihm, welche bisher eine rein außerdienstliche Vertrauenssache war, einen officiellen Boden erhielt. Dies war mir natürlich sehr angenehm, erregte aber auch viel Misgunst und Neid und brachte auch viele Schwierigkeiten mit sich. Ich hatte die Pflicht, dem Könige alle Fragen, welche in der Presse auftauchten, alle Angriffe gegen die Regierung und gegen seine Person, und mochten sie die heftigsten und verletzendsten sein, vorzutragen, und er ertheilte dann wiederum seine Befehle zur Behandlung derselben. Diese Anregungen, welche dann oft zu ernsten Erwägungen mit den Ministern führten, waren den letztern häufig auch nicht angenehm, obgleich ich gewissenhaft daran festhielt, niemals irgendetwas aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung zur Kenntniß des Königs zu bringen, ohne zugleich dem betreffenden Ressortminister davon Mittheilung zu machen.

Der König, welcher vollkommen erkannte, daß die Regierungspresse nur dann Nutzen stiften könne, wenn ihr Leiter vollständig in allen Fragen über die innern Gedanken und Absichten der Regierung eingeweiht sei, befahl dann auch sehr häufig meine Gegenwart bei Conferenzen mit den einzelnen Ministern und bei Conseilsitzungen, und auch dies erregte wol häufig Misfallen, zudem da auch namentlich die Oppositionspresse

stets geneigt war, irgendeinem geheimen Einfluß das Ausbleiben der von ihr erwarteten liberalen Maßregeln zuzuschreiben. Ich ging indeß unbeirrt meinen Weg und suchte, soviel es ging und soviel die Minister mir selbst dazu die Möglichkeit boten, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

An die Stelle des Generalpolizeidirectors Wermuth war der bisherige Amtmann von Engelbrechten getreten, ein Mann, der sich vielleicht zu allem in der Welt besser eignete als zum Polizeipräsidenten. Er war eine weiche, für die öffentliche Meinung und Popularität sehr empfängliche Natur und dabei so schwerhörig, daß es fast unmöglich war, sich ohne lautes Sprechen ihm verständlich zu machen. Da er, wie auch der berliner Polizeipräsident, ebenfalls den persönlichen Vortrag beim Könige hatte, so war ihm meine Stellung, wie ich mehrfach bemerken konnte, besonders unangenehm, namentlich da es zuweilen vorgekommen war, daß der König ihn nach Vorgängen gefragt hatte, über welche er von mir aus Aeußerungen der Presse Kenntniß erhalten. Ich glaubte, vielleicht mit Unrecht, stets einen kleinen Krieg zu bemerken, den ich meinerseits nicht erwiderte und dessen Angriffe auch stets in sich selbst zusammenfielen.

Das neue Ministerium trat trotz aller Schwierig-

keiten seine Stellung dennoch unter günstigen Auspicien an und hätte ungemein nützlich und fruchtbar wirken können, wenn sich nicht bald ein gegenseitig verstecktes Spiel unter seinen Mitgliedern entwickelt hätte, das jede eigentliche Wirksamkeit lähmte, und für welches später eigenthümliche Beweise, auf die ich zurückkommen werde, an den Tag traten. Ich schrieb zur Einleitung seiner Wirksamkeit eine Broschüre: „Nec aspera terrent“, welche dann als ein Quasi-Programm verbreitet wurde.

Mein Verhältniß zu dem Grafen Platen und ebenso zu dem Minister Windthorst blieb indeß stets das beste, und auch mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums stand ich, äußerlich wenigstens, auf angenehmem Fuße, fand auch bei ihnen in allen für die Presse zu treffenden Maßregeln, welche freilich stets, bevor ich sie vorschlug, die Billigung des Königs erhalten hatten, bereitwilligste Unterstützung. In einem Punkte nur stieß ich auf einen wunderbaren und mir heute noch unerklärlichen Widerstand.

Ich hatte nämlich lange schon die Ueberzeugung gewonnen, daß alle polizeilichen Maßregeln gegen die Presse erfolglos seien und nur dazu beitrügen, der Opposition einen erhöhten Reiz zu verleihen. Es bestanden damals noch in Hannover die alten bundesgesetzlichen

Bestimmungen über die Presse mit ihren Verwarnungen und Concessionsentziehungen, und ich drang darauf, daß ein neues Preßgesetz erlassen werde, welches die Presse von jeden Polizeimaßregeln befreien und lediglich den richterlichen Entscheidungen unterstellen solle.

Ich hatte dem Könige diese Ansicht entwickelt und auch bei ihm Billigung derselben gefunden. Infolge dessen hatte ich einen vollständigen Preßgesetzentwurf ausgearbeitet und dem Minister von Hammerstein übergeben, welcher sich auch lebhaft für die Sache zu interessiren schien und eine schnelle Durchberathung des Entwurfs versprach. Trotz mehrfach wiederholter Erinnerungen jedoch blieb mein Entwurf als schätzbares Material in den Bureaux des Ministeriums des Innern stecken.

Da gerade die polizeilichen Maßregelungen Gegenstand lebhafter Beschwerden und Angriffe der Oppositionspresse waren, so hätte sich das Ministerium durch die Vorlage eines solchen Gesetzentwurfs den Beifall aller liberalen Parteien gesichert und wenigstens eine von den Reformen zur Ausführung gebracht, die man von ihm erwartete. Worin nun der passive Widerstand gegen die Ausführung der von mir dringend angeregten und befürworteten Maßregeln gelegen haben mag, habe ich nie erfahren und bin auch heute noch

im Unklaren darüber. Möglich ist es, daß der Generalpolizeidirector dagegen gearbeitet, da er durch den Erlaß des von mir proponirten Gesetzes jeden Einfluß auf die Presse verloren hätte; möglich auch, daß Herr von Hammerstein seinen liberalen Freunden gegenüber, welche sämmtlich meine Feinde waren, die Initiative einer solchen Reform der Preßgesetzgebung gerade mir nicht zugestehen wollte. Thatsache ist, daß mein Entwurf niemals das Ministerium des Innern verließ und niemals zum Vortrag im Gesammtministerium gelangte.

In jene Zeit fiel auch die traurige Angelegenheit des Hofmarschalls und Generals von Hedemann, welcher sich als Verwalter der Chatoullekasse des Königs und der Königin grobe Veruntreuungen, Unterschlagungen und selbst Fälschungen hatte zu Schulden kommen lassen. Man hatte Herrn von Hedemann, dessen Gemahlin eine Tochter des preußischen Ministers Eichhorn war, stets für einen reichen Mann gehalten; er hatte sich jedoch durch hohes Spiel ruinirt und war auf diese Weise in den Abgrund gefallen, aus dem er sich nicht mehr emporraffen konnte. Als die Sache zu Tage gekommen war, hatte der General, welcher zunächst, da man noch die ganze Größe der von ihm verübten strafbaren Handlungen nicht übersehen konnte,

in seinem Hause in Haft gehalten wurde, mehrfach Gelegenheit zu entfliehen; er benutzte dieselbe jedoch nicht und wurde, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich zu ertränken, in schärfere Haft gebracht. Da boshafte Gerüchte in dieser Angelegenheit sogar den Namen der Königin anzutasten wagten, so befahl der König eine rücksichtslos strenge Untersuchung, welche mit Cassirung und Verurtheilung des Generals zu langjährigem Zuchthaus endete.

Auf die ganze hannoverische Gesellschaft machte diese Angelegenheit den peinlichsten Eindruck, — mich erfüllte sie mit besonders tiefer Trauer und schmerzlichen Ahnungen.

Es ist eine eigenthümliche, von der Geschichte bestätigte Thatsache, daß großen Katastrophen, welche die Throne und Dynastien betreffen, skandalöse Geschichten in den höchsten Kreisen vorausgehen, welche den Nimbus zerstören, der dieselben umgibt, und von ihren Feinden auf das gehässigste ausgebeutet werden. Die Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette und manche andere Vorgänge aus der Regierungszeit Ludwig's XVI. bieten solche Beispiele, und wenn auch die höchsten Herrschaften an dergleichen beklagenswerthen Ereignissen meist ebenso unschuldig sind wie die Königin Marie Antoinette an der Halsbandgeschichte

und die königliche Familie von Hannover an den Unterschlagungen des Generals von Hedemann, so scheint es doch, als ob bei derartigen Gelegenheiten stets der schwarze Schatten künftiger verhängnißvoller Ereignisse sich vorher sichtbar mache.

Ich sprach meine trüben Empfindungen damals gegen niemand aus, aber ich erinnere mich noch heute, daß ich nicht im Stande war, sie zu unterdrücken, und daß sie mich unausgesetzt mit dumpfen und unklaren Besorgnissen erfüllten.

VIII.

Die schleswig-holsteinische Frage. — Stellung des Königs und des Grafen Platen zu dem Londoner Protokoll und der Erbfolge. Scharfe Opposition gegen den Grafen Platen. — Die „Hannoverische Tagespost". — Kleine Intriguen. — Der Frankfurter Fürstentag. Julius Fröbel. — Verstimmung des Königs über das österreichische Vorgehen und die Reformvorschläge. — Der Frankfurter Fürstentag vor und hinter den Coulissen. — Gründung der „Deutschen Nordsee-Zeitung".

Die Wiedereröffnung der schleswig-holsteinischen Frage, welche den Anstoß zu der sich immer verschärfenden Krisis in den deutschen Zuständen gab, wirkte auch lähmend und verwirrend auf die innern hannoverischen Verhältnisse und machte die Fortsetzung der Arbeiten für eine militärische Organisation der Mittelstaaten und Herstellung einer großen deutschen conservativen Parteibildung unmöglich. Schon die ersten Schritte des Deutschen Bundes gegen die königlich dänische Verfügung vom 30. März 1863, welche Schles-

wig vollständig incorporirte und Holstein aus der bis-
her festgehaltenen Gemeinsamkeit mit den übrigen
Theilen der Monarchie ausschied, erregten große Auf-
regung bei der innigen Theilnahme, welche in ganz
Hannover an den Schicksalen des besonders mit der
niedersächsischen Bevölkerung stammverwandten Landes
bestand. Als aber durch den Tod des Königs Fried-
rich VII. die Erbfolgefrage in den Vordergrund trat
und die Augustenburgische Agitation inscenirt wurde,
da schien plötzlich eine allgemeine Verwirrung die Geister
zu ergreifen, und man hätte zuweilen wirklich zweifeln
können, ob noch Logik und Rechtsbewußtsein in der Welt
zu finden sei. Der Nationalverein und alles, was an
ihm hing, schrieb plötzlich die Aufrichtung eines Augusten-
burgischen Herzogthums auf seine Fahne, ganz im
Widerspruch mit seinen sonstigen Principien, nach welchen
er so eifrig gegen die deutsche Kleinstaaterei declamirt
hatte. Die Augustenburgischen Rathgeber hatten ganz
geschickt die deutschen Sympathien für die Herzog-
thümer zum Nutzen ihrer Sache ausgebeutet und das
deutsche Volk leicht dahin geführt, in dem Namen des
Herzogs von Augustenburg das sichtbare Symbol und
die Formel für die definitive Lostrennung der Herzog-
thümer von Dänemark zu erblicken. Der National-
verein, der bei der allgemeinen Gleichgültigkeit des

eigentlichen Volks gegen die gothaischen Theorien stets um seiner Popularität willen der lautesten öffentlichen Meinung sich als Organ darbot, ergriff begierig das Augustenburgerthum, um seinen sinkenden Einfluß wieder zu stärken. Auch die sächsische Regierung wurde von dem Taumel mit fortgerissen, und der eben gebildete Großdeutsche Verein begann dem Einflusse seines Schriftführers, des Dr. Bärens, eines Schleswig-Holsteiners, der zu den Augustenburgischen Kreisen in Beziehungen stand, zu folgen, sodaß es nothwendig wurde, die Thätigkeit dieses Vereins einzuschränken und in ihm selbst dem Augustenburgischen Einfluß ein kräftiges Gegengewicht zu halten. Dadurch wurde dann natürlich seine Wirksamkeit für die großdeutsche conservative Parteibildung gelähmt und die Regierung war genöthigt, die Bewegung der von ihr selbst geschaffenen Maschinerie zu hemmen.

Der König und Graf Platen standen der ganzen Frage gegenüber auf einem sowol dem Völkerrechte als dem Bundesrechte nach durchaus correcten und unerschütterlich festen Standpunkte.

Hannover war dem Londoner Protokoll von 1852 beigetreten und konnte sich von demselben aus Gründen des Rechts wie der Politik nicht einseitig lossagen. Die hannoverische Regierung mußte an dem Londoner

Protokoll, das ein völkerrechtlich gültiger internationaler Tractat war, unbedingt so lange festhalten, bis entweder die Contrahenten jenes Vertrages selbst über die Stellung der Herzogthümer in neue Verhandlungen eintreten würden (was demnächst auf der Conferenz in London geschah), oder bis der Deutsche Bund eine rechtsgültige Entscheidung treffen würde, die den deutschen Regierungen eine Bundespflicht auflegte, welche die Erfüllung des Londoner Tractats ganz oder theilweise unmöglich machte.

Diesen Grundprincipien blieb die hannoverische Politik während des ganzen Verlaufs der schleswig-holsteinischen Frage treu; Hannover erfüllte auf das gewissenhafteste seine Bundespflichten und überließ Preußen und Oesterreich, als dieselben ihre besondern militärischen Maßregeln begannen, rückhaltslos die Führung, denn nur unter dem Vorgange dieser beiden Großmächte konnte es gelingen, auch Schleswig, an welchem der Deutsche Bund äußerst zweifelhafte Rechte hatte, ganz und für immer von Dänemark loszureißen Ich schrieb eine Broschüre über „Die Politik der hannoverischen Regierung in der deutsch-dänischen Frage“, welche überallhin verbreitet wurde und den auswärtigen Correspondenten als Richtschnur für ihre publicistische Thätigkeit diente, aber natürlich von seiten der Augusten-

burgischen Presse auf das heftigste angegriffen wurde. Am gehässigsten und bittersten in diesen Angriffen zeigte sich die „Hannoverische Tagespost“, ein Organ des Nationalvereins, welche besonders hämische Ausfälle gegen den Grafen Platen persönlich fast täglich wiederholte. Graf Platen war darüber auf das höchste erbittert und verlangte mehrfach von dem Minister des Innern die Anwendung polizeilicher Verwarnungen gegen den Eigenthümer der Zeitung, einen gewissen Buchdrucker Göhmann, immer aber wurden diese Maßregeln zurückgehalten unter Hinweis auf die große Unpopularität polizeilichen Eingreifens in die Aeußerungen der öffentlichen Meinung, und ich selbst trug oft dazu bei, den in der That gerechten Unwillen des Grafen Platen zu beruhigen. Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden Zwischenfalles, weil später ein eigenthümliches Licht auf denselben fiel. Als nämlich, wie gleich hier eingefügt werden mag, das Ministerium vom 10. December 1862 abtrat, erschien in den ersten Tagen nach dessen Entlassung jener Herr Göhmann bei mir, um mich zu bitten, daß ihm die Subventionen, welche er bisher aus dem Ministerium des Innern erhalten, belassen werden möchten. Auf meine im höchsten Erstaunen weiter an ihn gerichteten Fragen erklärte er dann, daß er stets von dem Ministerium des

Innern Unterstützungen, auch mannichfache Druckarbeiten erhalten habe, und daß sein Redacteur stets für die politischen Artikel von dem Minister von Hammerstein instruirt worden sei. So war denn die auswärtige Politik der Regierung und die Person des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten von dem durch das Ministerium des Innern unterstützten und instruirten Blatte unausgesetzt angegriffen und verdächtigt worden! Graf Platen war tief empört — ich hatte die Aussagen des Herrn Göhmann protokollirt — und er theilte den Vorgang den in Hannover accreditirten deutschen Diplomaten mit; dem Könige konnte man es aber nach solchen Vorgängen kaum verargen, wenn sein Mistrauen insbesondere gegen die Bureaukratie schwer zu besiegen war.

Welche eigenthümlichen und oft unendlich kleinlichen Minen in jener Zeit wiederholt gegen den Grafen Platen und auch besonders gegen mich gelegt wurden, davon mag auch der folgende, fast komische Vorfall einen Beweis geben.

Während die hannoverischen Bundestruppen in Holstein standen, theilte mir der König eines Morgens mit, er habe erfahren, daß ein wohlhabender Hausbesitzer in Hannover die kränkliche Frau eines bei der Executionsarmee befindlichen Soldaten wegen rück-

ständiger Miethe habe exmittiren lassen. Der König war empört über einen solchen Mangel patriotischer Rücksicht von seiten eines wohlhabenden Mannes; er hatte die Frau bereits unterstützen lassen, wünschte aber, daß eine solche Härte gegen die Frau eines für die deutsche Sache im Felde stehenden Soldaten auch öffentlich bekannt gemacht und gerügt werde. Ich entwarf eine kurze Darstellung des Sachverhalts mit einer scharfen, aber durchaus maßvollen Kritik des Verfahrens jenes Hauswirths, der König billigte den Artikel und ich ließ ihn im „Hannoverischen Tageblatt" abdrucken. Er verfehlte auch seinen Zweck nicht, erregte allgemeinen Unwillen und der Hauswirth beeilte sich, die exmittirte Soldatenfrau unter Entschuldigungen über sein rasches Verfahren wieder aufzunehmen. Nach etwa vierzehn Tagen kam der Redacteur des „Tageblattes" zu mir und erzählte mir, daß die Redaction von zahlreichen Polizeibeamten besetzt worden sei und ein Criminalcommissar eine Haussuchung nach dem Manuscript jenes Artikels gehalten habe. Da dasselbe, welches übrigens nicht von meiner Hand, sondern von einem meiner Kanzlisten geschrieben war, nicht mehr vorhanden gewesen, so habe man ihn vernommen und er habe sich als Verfasser des fraglichen Artikels bekannt. Der Staatsanwalt hatte darauf eine Anklage gegen

ihn erhoben; nach dem hannoverischen Strafgesetz waren Beleidigungen durch die Presse criminell strafbar, und jener Hauswirth hatte nach so langer Zeit plötzlich bei der Staatsanwaltschaft einen Strafantrag gestellt. Ich empfahl dem Redacteur, einem sehr geschickten und fleißigen von der Regierung engagirten jungen Manne, ruhig das Weitere abzuwarten, da der Artikel selbst keine Beleidigung enthielte und ich für alle Folgen einstünde, — ich war selbst äußerst gespannt auf die weitere Entwickelung der Sache, da ich nicht zweifelte, daß hier irgendeine Intrigue gegen mich vorläge. Weder der Minister des Innern noch der Generalpolizeidirector hatten mir das Geringste von einer so außergewöhnlichen Maßregel mitgetheilt, wie es die polizeiliche Besetzung und Durchsuchung einer unter der Leitung der Regierung stehenden Redaction war. Bald darauf erhielt ich eine Vorladung, in der gegen den Redacteur eingeleiteten Anklagesache als Zeuge vor dem Strafrichter zu erscheinen, und mir wurde die Frage vorgelegt, ob mir über den Ursprung jenes incriminirten Artikels etwas bekannt sei. Diese Frage war völlig überflüssig, da der Redacteur sich bereits als Verfasser des Artikels erklärt hatte, — mir aber wurde nun die ganze so überfein angelegte Intrigue klar. Ich sollte, unter den Zeugeneid gestellt, mich

selbst als Verfasser des incriminirten Artikels bekennen, dann würde die Anklage gegen mich erhoben sein und man hoffte darauf bei dem Könige geltend machen zu können, daß ich nach einer strafrechtlichen Verurtheilung wegen eines Preßvergehens unmöglich weiter die Leitung der Regierungspresse führen könnte. Ich wendete die Sache indeß in einer für ihre Urheber gewiß unerwarteten Weise. Nach dem hannoverischen Civilstaatsdienergesetz konnten Beamte über solche Dinge, welche dienstlich zu ihrer Kenntniß gekommen, nur dann zur Zeugenaussage angehalten werden, wenn ihre vorgesetzte Behörde ihnen zur Zeugnißablegung die Genehmigung ertheilte. Ich erklärte unter Berufung auf dieses Gesetz dem verwunderten Untersuchungsrichter, dem die Tragweite der ganzen Sache völlig fremd war, daß ich mit allem, was Presse und Zeitungswesen betreffe, nur dienstliche Beziehungen habe und daher jede Antwort auf die mir vorgelegte Frage verweigern müsse, solange mir nicht meine unmittelbar vorgesetzte Behörde, das heißt das Gesammtministerium, zur Beantwortung derselben die Genehmigung ertheilt habe. Nachdem diese Erklärung zu Protokoll genommen, machte ich einen schriftlichen Bericht an das Gesammtministerium und fragte über die Genehmigung zur Zeugenaussage an, ohne irgendetwas Weiteres über den Zu-

sammenhang zu sagen. Dann fuhr ich nach Herrenhausen zum Könige, dem ich die Sache erzählte und der sogleich einen Cabinetsbefehl erließ, daß über meine Anfrage bei der nächsten Sitzung unter seinem Vorsitz entschieden werden solle. An demselben Tage noch sprach ich Windthorst, der mich ganz verwundert fragte, was denn diese hochwichtige Behandlung einer an sich so unbedeutend scheinenden Sache zu sagen habe. Ich theilte ihm den Zusammenhang mit und bemerkte, daß ich, zum Zeugniß gezwungen, aussagen müßte, der König habe mir jenen Artikel dictirt, und daß dann der Kronanwalt in der Lage sein würde, gegen Se. Majestät die Anklage zu erheben. Windthorst war außer sich, er mochte wol die Intrigue ebenso gut durchschauen wie ich. Die weitere Folge war, daß ich nie von der ganzen Sache wieder etwas hörte, — auch der angeklagte Redacteur, der sich doch als Verfasser bekannt, erhielt weder eine weitere Vorladung noch ein Urtheil; meine Anfrage über die Zeugenaussage kam niemals im Gesammtministerium zum Vortrag. Ich habe weder erfahren noch nachgeforscht, von wem jener hämische Streich ausgegangen — jedenfalls war der ganze Apparat der Polizei bei demselben thätig gewesen. Den König belustigte die ganze Sache in hohem Grade, während er zugleich aber auch über die hinter-

listige Machination entrüstet war. Mich veranlaßte der Vorgang zu immer größerer Vorsicht und bestimmte mich noch mehr, als ich es bis dahin schon gethan, in jeder Sache für meine Schritte vorher die allerhöchste Approbation mir geben zu lassen, um gegen alle solche heimtückischen Angriffe feste Deckung zu haben.

Ich könnte zahlreiche ähnliche Dinge erzählen, — dieser *eine* Vorfall aber wird genügen, um die damaligen Zustände im Innern der Regierung zu charakterisiren und von dem kleinen Guerrillakriege einen Begriff zu geben, den ich neben den ernsten und anstrengenden Aufgaben meiner Stellung gegen die Bureaukratie zu führen hatte.

Zu der holsteinischen Erbfolgefrage standen der König und Graf Platen ebenso klar und entschieden wie zu der Verfassungsfrage. Der König sprach es bestimmt aus, daß nach seinem Wunsch und Willen nur der wirklich legitim Berechtigte Herzog von Holstein und eventuell von Schleswig werden solle. Er selbst sei nicht im Stande, die Frage zu entscheiden — der Deutsche Bund allein sei für die Entscheidung über die Erbfolge das einzig competente Forum, und wenn dieser in formell und materiell begründetem Beschluß dem Herzoge von Augustenburg das bessere Recht zuerkenne, so werde der König denselben anerkennen, ob-

wol jener Fürst, der sich von Volksvereinen und regellosen Versammlungen zum Herzog ausrufen ließ, ihm nicht sympathisch war. Vor allem hielt der König daran fest, daß die deutschen Mittelstaaten unablässig bemüht sein sollten, die Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich aufrecht zu erhalten und zu stärken, und daß sie sich der gemeinsamen Politik und Action der beiden deutschen Großmächte unbedingt und überall anschließen müßten. Diese Grundsätze blieben denn auch für die hannoverische Politik, welcher sich der Kurfürst von Hessen, der inzwischen Herrn Abée das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen hatte, fest anschloß, unbeirrt maßgebend. Diese Politik entsprach nicht nur den Rechtsüberzeugungen des Grafen Platen durchaus, sondern sie bot ihm auch in der Anlehnung an die beiden deutschen Großmächte den festen Halt, dessen er bei seinem schwachen und leicht bewegbaren Charakter so sehr bedurfte. Während seines politischen Lebens hat dieser Minister wol niemals so fest, klar und ohne Schwanken die gerade Linie festgehalten als zu jener Zeit — er war in Berlin und Wien zugleich persona grata und kümmerte sich in dieser sichern Stellung wenig um die immer steigende Verstimmung zwischen Hannover und Sachsen, wo Herr

von Beust mit vollen Segeln im Augustenburgischen Fahrwasser fuhr.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Aufzeichnungen sein, die holsteinische Frage in allen Phasen ihrer Entwickelung zu verfolgen, welche der allgemein bekannten Geschichte angehören. Nur erfordert es die Wahrheit und Gerechtigkeit, den Grafen Platen gegen den wilden Sturm der zahllosen Angriffe zu vertheidigen, welche damals infolge der Veröffentlichung des englischen Blaubuchs gegen ihn erhoben wurden und welche sogar zu einer Interpellation und zu einem Beschluß in der hannoverischen Kammer führten, der die Regierung aufforderte, sich über jene in den Berichten des englischen Gesandten in Hannover, Sir Howard, enthaltenen Aeußerungen des Grafen Platen zu erklären.

Diese Aeußerungen, abgesehen davon, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen waren und daß Sir Howard sie nicht, wie es der diplomatische Brauch mit sich bringt, durch den Grafen Platen hatte verificiren lassen, reducirten sich darauf, daß Graf Platen versichert hatte, Hannover werde sich nicht einseitig vom Londoner Protokoll lossagen und ebenso wenig ohne formell und materiell rechtsgültige Prüfung die Ansprüche des Augustenburgers anerkennen. Von einem Zurückdrängen der holsteinischen Bewegung, wie man

es ihm vorwarf, hatte Graf Platen niemals etwas gesagt, konnte dies auch weder nach dem Willen des Königs noch nach seiner eigenen Ueberzeugung. Er liebte den Herzog von Augustenburg gewiß nicht, der holsteinische Adel, zu dem er in nahen Beziehungen stand, hätte vielleicht am Anfange der Bewegung am liebsten den Zustand jener Zeiten zurückgeführt, in denen die Holsteiner in Dänemark herrschten; aber die Rechte der Herzogthümer verleugnen oder unterdrücken zu wollen lag ihm völlig fern. Vielleicht ist es der damaligen hannoverischen Politik und der festen Haltung des Königs und des Grafen Platen zu danken, daß schwere und verhängnißvolle europäische Conflicte vermieden wurden, welche unfehlbar durch eine zu frühzeitige unberechtigte und überstürzte Zerreißung des Londoner Protokolls entstanden wären. Die mäßigende und zurückhaltende Politik Hannovers machte es insbesondere der Königin von England möglich, ihren noch nicht genug bekannten und genug gewürdigten persönlichen Einfluß zur Erhaltung des europäischen Friedens und zur Localisirung der deutsch-dänischen Frage geltend zu machen. Der König kannte diesen Einfluß genau und befahl mir, an officieller Stelle in der „Neuen Hannoverischen Zeitung“ einen denselben hoch anerkennenden Artikel zu veröffentlichen, in welchem

der Königin von England persönlich der Dank Deutschlands ausgesprochen wurde. Es gab damals, wie nirgends besser als in Hannover bekannt war, in England eine mächtige Partei, deren Druck Regierung und Parlament zu folgen geneigt war, welche bewaffnetes Einschreiten für Dänemark verlangte. Eine solche Eventualität hätte auch Rußland in die Schranken gerufen und die verhängnißvollsten Verwirrungen zu Ungunsten der deutschen Sache herbeigeführt. Die Königin von England hätte ihren zurückhaltenden Einfluß nicht üben können, wenn von deutscher Seite völkerrechtswidrige und vorzeitige Provocationen erfolgt wären. Die große Menge kannte diese Verhältnisse nicht — in Berlin wußte man sie vollkommen zu würdigen. Jedenfalls hat Graf Platen nach bester und aufrichtigster Ueberzeugung und mit dem besten Erfolge damals für das Recht Deutschlands und der Herzogthümer, denen seine Familie durch ihren Besitz angehört, gehandelt.

Eine noch größere, wenn auch nur vorübergehende Verwirrung als die schleswig-holsteinische Frage brachte in die deutschen Angelegenheiten das eigenthümliche meteorartige Phänomen des Frankfurter Fürstentages.

So sonderbar und paradox es klingen mag, so ist es dennoch wahr, daß die eigentliche erste Anregung zu jenem merkwürdigen politischen Unternehmen, welches

auf einige Tage das alte Kaisergespenst in den Römersaal zu Frankfurt am Main heraufbeschwor, der bekannte, so hart politisch verfolgte und lange in Amerika fast verschollene Julius Fröbel gegeben hat. Dieser Mann, voll hochwallender nationaler Begeisterung, mit einem glühend phantastischen Geist voll feurigen edeln Ehrgeizes, ohne selbstsüchtiges Interesse, aber auch ohne jede Spur von Verständniß für praktische Realpolitik, in seinem ganzen Wesen revolutionär angelegt, hatte, wol zuerst durch den Freiherrn Max von Gagern, in Wien sogar den sonst so vorsichtigen und trocken formellen, wenn auch innerlich heißblütigen und österreichisch hochmüthigen Grafen Rechberg für die Idee zu erwärmen gewußt, durch Benutzung der großdeutsch-liberalen Bewegung in Deutschland die Fürsten mit fortzureißen und in plötzlichem kühnen Ansturm für das Haus Habsburg die alte Kaiserhoheit wiederzugewinnen. Der Kaiser Franz Joseph entflammte sich, seiner ganzen, zu plötzlichen Aufwallungen geneigten Natur und den Traditionen seines Hauses gemäß, leicht für diese Idee, und sie wurde wie ein flimmerndes Brillantfeuerwerk in Scene gesetzt.

Schon im Winter vorher hatte Julius Fröbel eine Reise durch Deutschland gemacht, um die Stimmung für die in Wien immer mehr zu maßgebender Be-

deutung aufsteigenden Ideen zu sondiren. Er hatte mich auch in Hannover besucht und mir seine Gedanken über eine liberale großdeutsche Bundesreform sowie über die Nothwendigkeit einer schärfern Concentration des deutschen Bundesmechanismus nach der Analogie der alten Kaiserinstitution entwickelt.

Obgleich mir bekannt war, daß Fröbel zu jener Zeit in den leitenden Kreisen Wiens viel gehört wurde, so setzte ich doch nicht voraus, daß diese abenteuerlichen Ideen das sonst so langsame und bedächtige Oesterreich so schnell fortreißen und in so überstürzter Weise in die Erscheinung treten könnten. Es war dies um so weniger anzunehmen, als die Berichte des Herrn von Stockhausen, des hannoverischen Gesandten in Wien, auch nicht den leisesten Wink in dieser Beziehung enthielten, was in diesem Falle freilich um so erklärlicher war, als ja das wiener Cabinet seinen ganzen Plan bis zum letzten Augenblick mit tiefstem Geheimniß umhüllte, und Herr von Stockhausen weder die Fähigkeit noch die Neigung besaß, irgendetwas zu erfahren oder zu berichten, was die officiellen Organe der österreichischen Regierung ihn nicht sehen oder hören lassen wollten.

Ich theilte meine Unterredung mit Fröbel dem Könige und dem Grafen Platen mit — dieselbe wurde

indeß nur als ein zwar bedenkliches, aber noch nicht augenblicklich gefährliches Symptom betrachtet.

Das tiefe Geheimniß, mit welchem man den Plan der Bundesreform und des Fürstentages umgab, hatte seinen Grund in der Erkenntniß, die man sich dort freilich nicht mit der nöthigen Klarheit zum Bewußtsein brachte, daß eine solche Reform, wie man sie vorhatte, die Zustimmung Preußens niemals erlangen würde, und daß man sie gegen Preußen nur durch einen Kampf auf Leben und Tod durchzusetzen im Stande sein würde.

Man hatte nun in Wien die freilich etwas naive Idee, den Deutschen Bund durch Ueberrumpelung und durch den imponirenden persönlichen Einfluß des Kaisers für das Project zu gewinnen und vielleicht auf diesem Wege auch Preußen durch die Furcht vor Isolirung mit fortzureißen. Auch dachte man wol ferner daran, im Falle einer dennoch ablehnenden Haltung des berliner Cabinets die übrigen deutschen Fürsten durch die Annahme der wiener Reformvorschläge so fest an Oesterreich zu ketten, daß, wenn es wirklich zum Kampfe kommen sollte, Preußen sich der ganzen geeinigten Militärmacht des übrigen Deutschlands unter österreichischer Führung gegenüberbefinden sollte. Es gelang auch, in einer sonst nicht gewöhnlichen Weise das Ge-

heimniß zu bewahren, und die Einladung zum deutschen Fürstentage trat an den König von Preußen ebenso unerwartet heran als an die sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten.

Am 2. August besuchte der Kaiser Franz Joseph den König von Preußen in Gastein. Es fand eine Promenade der beiden Souveräne während einer Illumination des Thales statt, aber erst am nächsten Morgen erschien der Kaiser bei dem Könige und theilte ihm einiges über seine Ideen sowie über die Absicht, einen Fürstentag nach Frankfurt zu berufen, mit, ohne indeß davon zu sprechen, daß die Einladungen an die übrigen Bundesfürsten bereits ergangen seien. Der König sprach seine ernsten Bedenken gegen einen solchen Gedanken aus, der vor allem eine sehr eingehende und ruhige Prüfung zuvor bedürfe — er zeichnete auch sogleich den Inhalt seiner Antwort auf, und derselbe wurde später fast wörtlich in der „Spener'schen Zeitung" vom Jahre 1863, Nr. 201, veröffentlicht, wo dieses merkwürdige historische Actenstück sich befindet, ohne daß das Publikum seine eigentliche Bedeutung begriff.

Dessenungeachtet überreichte unmittelbar nach dem Abschied der beiden Herrscher der Flügeladjutant des Kaisers die völlig fertige Einladung zum Fürstentage, welche der König am nächsten Tage ablehnte.

Am 10. und 11. August war der Kronprinz von Preußen in Gastein — der König verkehrte fast ausschließlich mit seinem Sohne und war ebenso tief verletzt über die eigenthümlich rücksichtslose Haltung, mit welcher ihm eine vollendete Thatsache entgegengestellt worden war, er mochte wol damals schon einen spätern ernsten Conflict voraussetzen. In den äußern Beziehungen zeigte sich indeß noch keine Verstimmung, und man wiegte sich in Wien immer noch in der Idee, daß auch der König von Preußen dennoch in Frankfurt erscheinen werde, denn noch am 15. August erwiderte der König Wilhelm von Salzburg aus den Besuch des Königs Ludwig von Baiern in Leopoldskron und nahm dann den Thee bei der Kaiserin Carolina Augusta, wo auch der König Otto von Griechenland anwesend war, und wo der König Wilhelm sowol der Kaiserin Carolina Augusta als der Erzherzogin Hildegard und dem Erzherzog Victor die freundlichste und liebenswürdigste Aufmerksamkeit erwies.

Der König Georg erhielt die Einladung zum Fürstentage in Norderney, wo sich damals auch der Fürst von Schaumburg-Lippe befand, den er zur gemeinschaftlichen Reise nach Frankfurt einlud. Der König war im hohen Grade bestürzt, und seine Bestürzung wurde von dem Grafen Platen, den er sogleich zu sich rief, vollkommen

getheilt. Es unterlag formell keinem Zweifel, daß die ausgegangene Einladung anzunehmen sei, denn wenn der kaiserliche Vertreter der Bundespräsidialmacht die deutschen Fürsten zu einer persönlichen Berathung über eine Reform des Bundes einlud, so erforderte es für die deutschen Fürsten, welche nicht, wie Preußen, zugleich eine europäische Stellung einnahmen, sowol die Bundespflicht als die Höflichkeit, dieser Einladung Folge zu leisten. Aber der König verhehlte sich auch keinen Augenblick, daß diese Berathung, deren Grundlage in einer ebenfalls eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit den Fürsten nicht vorher mitgetheilt wurde, unmöglich zu einem Resultat führen könnte, und daß außerdem der Versuch einer Bundesreform ohne Preußens Mitwirkung oder wider Preußens Willen zu den verhängnißvollsten Erschütterungen in Deutschland führen müsse. Er ertheilte denn auch sogleich den Befehl, in der ganzen der Regierung zu Gebote stehenden Presse dem österreichischen Project gegenüber eine äußerst kühle, vorsichtig abwehrende Haltung zu beobachten und auf das entschiedenste jenes von der österreichischen Preßleitung künstlich angefachte Begeisterungsfeuer, welches die Einladung des Kaisers und die österreichischen Reformplane in das schimmernde Licht einer nationalen Wiedergeburt Deutschlands stellte, mit aller Kraft niederzuhalten.

Als ich etwa vier bis fünf Tage nach der Eröffnung des Fürstentages in Frankfurt ankam, fand ich dieses ganze pomphafte und dennoch für eine kalte und ruhige Beobachtung fast komische Werk schon im vollen Gange, den König aber auch tief entrüstet über die Reformvorschläge, welche man endlich den Fürsten erst unmittelbar vor der Berathung mitgetheilt hatte. Hannover war darin bekanntlich besonders schlecht behandelt und ebenso wie Sachsen und Würtemberg eigentlich zu den Großherzogen herabgedrückt. Der König fand, daß es eine eigenthümliche Zumuthung für ihn sei, sich, um Oesterreich zu gefallen, mit Preußen zu verfeinden und dafür zu einer seinem Stolze und den thatsächlichen Machtverhältnissen Hannovers so wenig entsprechenden Stufe herabzusteigen. Er tröstete sich indeß damit, daß die ganze Angelegenheit in ihrer innern Widersinnigkeit den Keim des Todes in sich trage, und daß es hier nur vor allem darauf ankomme, schnell ein Ende zu machen.

Das Verhältniß des Königs zum Kaiser von Oesterreich war bei dieser Gelegenheit ein ziemlich kühles, wie denn überhaupt der Kaiser vom Anfang an über die wenig begeisterte Aufnahme seines Projects verstimmt war.

Der König verkehrte besonders viel und eingehend

mit dem Kronprinzen von Würtemberg, dem jetzigen König Karl, welcher in Vertretung seines Vaters in Frankfurt erschienen war, und beide hohen Herren waren über die absolute Unausführbarkeit der österreichischen Projecte vollständig einverstanden; dieselbe Ansicht theilte der Kurfürst von Hessen, und fast ohne alle Ausnahme waren sämmtliche Fürsten darüber einig, daß ohne Preußen keine Bundesreform möglich sei, und daß sie die Gefahren einer Durchführung derselben gegen Preußen gerade für dieses Project am allerwenigsten auf sich zu nehmen Veranlassung hätten.

Denn nicht nur nahm Oesterreich in hochmüthigster Weise die kaiserliche Suprematie in Anspruch, sondern es hätte auch die noch zuletzt aufgenommene Aenderung, welche die militärische Unterstützung Deutschlands für Oesterreich in allen Kriegen zur Folge haben sollte, die durch die außerdeutschen österreichischen Besitzungen hervorgerufen werden könnten, alle deutschen Fürsten aus der sichern Ruhe des Bundes herausgerissen und in alle europäischen Kriegsfragen verwickelt. Die Ablehnung der österreichischen Reformvorschläge war daher von vornherein, wie ich glaube, von allen Fürsten, mit Ausnahme vielleicht von Liechtenstein, beschlossen, nur wollte keiner den directen Widerspruch auf sich nehmen, und theils infolge gegenseitiger Verständigung, theils

weil dieser Weg sich jedem Blick gar zu natürlich darbot, knüpften denn auch sämmtliche Mitglieder des Fürstentages ihre Zustimmung zu den Reformvorschlägen an die Bedingung, daß Preußen demnächst ebenfalls seinen Beitritt zu den Beschlüssen erklären würde. Da jeder ganz bestimmt wußte, daß dies niemals geschehen werde, so war diese scheinbar ganz harmlose Bedingung einer positiven und absoluten Ablehnung völlig gleich und wurde vom Kaiser Franz Joseph auch als eine solche empfunden.

Aeußerlich bot der Fürstentag das Bild eines so vielfarbigen Glanzes wie selten ein Moment in der Geschichte.

Jeder der deutschen Fürsten hatte ein ziemlich großes Civil- und Militärgefolge, zahlreiche Lakaien, eigene Pferde und Equipagen mitgebracht, und jeder suchte in Glanz und Pracht mit seinen übrigen Bundesgenossen zu wetteifern.

Der König Georg bewohnte den größten Theil des Hotels zum russischen Hof, in welchem außer ihm nur noch der Fürst von Schaumburg-Lippe, welcher den König begleitet hatte, und in den Parterreräumen der Herzog von Braunschweig ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Die rothen Leibhusaren des Königs, ein kleines zum allerhöchsten Dienst bestimmtes Corps, ähnlich den

preußischen Krongardisten, stand in vollem Ordonnanz=anzuge auf den Treppenstufen, die Lakaien in den scharlachrothen Livreen füllten die Corridors und die Pferde und Equipagen des Königs waren die glänzendsten des Marstalls. Besonderes Aufsehen erregten die mausegrauen Pferde von der eigenthümlichen hannoverischen Zucht, und sie wetteiferten im Interesse des Publikums nur mit dem prachtvollen Isabellengespann des Kurfürsten von Hessen und den außerordentlich schönen mecklenburger Pferden. Die Küche des Hôtel=de=Russie stand derjenigen des hannoverischen Hofes in nichts nach, und überhaupt spielten die Diners in jenen Tagen eine ganz hervorragende Rolle.

Die Fürsten, welche am ersten Tage sämmtlich beim Kaiser von Oesterreich zur Tafel vereinigt waren, luden sich wechselsweise untereinander ein, und vielleicht hat die Kochkunst nie höhere Triumphe gefeiert nnd feineres Raffinement entwickelt als an dieser „Table=d'hôte von Königen", wie sich der schaumburg=lippesche Regierungs=präsident von Lauer=Münchhofen scherzend ausdrückte.

Den Mittelpunkt dieser culinarischen Beschäftigungen des Fürstentages bildete das große Diner im Römer, welches ganz nach dem Muster der alten Kaiserkrönungen abgehalten wurde, wenn man auch freilich den großen Krönungsochsen nicht auf dem Markte briet

und zur Erinnerung an denselben nur ein „Quartier de boeuf historique“ in das Menu eingeschoben hatte.

Als der Kurfürst von Hessen sich von der Tafel erhob, äußerte er in seiner trocken sarkastischen Weise:

„Nun, wir haben das Unserige gethan, jetzt kommt die Reihe an unsere Leibärzte.“

Der Scherz wurde viel belacht — niemand aber dachte wol daran, daß Deutschland schwerer noch die Folgen des Fürstentages verdauen würde als die hohen Herren das Diner des Römers, und daß der Leibarzt der deutschen Nation schon bereit stand, um mit Blut- und Eisenpillen die kranke Germania in Behandlung zu nehmen und nach schweren Convulsionen zur endlichen Wiedergenesung zu führen.

Der Kaiser von Oesterreich trug eine Einfachheit zur Schau, welche ein wenig gesucht schien und manche der Fürsten sogar verletzte.

Ganz Frankfurt glich einem durcheinanderwimmelnden, goldschimmernden Ameisenhaufen, und einen noch eigenthümlichern Eindruck machte die Vielgeschäftigkeit der österreichischen Kanzlei.

In der Hast, mit welcher man die Fürsten zur Annahme der Reformprojecte drängen wollte, kam es eines Tages vor, daß dieselben schon um vier Uhr morgens aus dem Schlafe geweckt wurden, um zu einer Be-

rathung zusammenzutreten, und ihre Stimmung verbesserte sich durch ein derartig überstürzendes Drängen keineswegs.

Als nun endlich die österreichischen Entschlüsse mit der verhängnißvollen Clausel des preußischen Beitritts angenommen waren, verhehlten weder der Kaiser noch die österreichischen Kreise ihre tiefe Verstimmung über dieses negative Resultat.

Das Project war gescheitert und auch die Möglichkeit, Preußen zu isoliren, war ausgeschlossen, da ja jeder der Fürsten nur unter dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an sein Votum gebunden war. Merkwürdig war nur, daß man eine solche Wendung in Wien gar nicht in den Kreis der Berechnung gezogen hatte, und es mußte dieselbe daher um so peinlicher überraschen.

Man hätte damals schon erwarten müssen, daß der Kaiser nun die Frage über die erste Rolle in Deutschland auf die Spitze des Degens stellen würde; es wäre dies die einzig logische Folge des so kläglich gescheiterten Unternehmens gewesen. Im Augenblick überwog indeß wol bei dem Kaiser der Unmuth über die Haltung der deutschen Fürsten, welche man in Wien wie einen Abfall betrachtete, und es begann par dépit eine neue Annäherung an Preußen; indeß war nach meiner Ueber-

zeugung damals schon der feste Entschluß der endlichen kriegerischen Entscheidung gefaßt, und auch der König von Preußen sowol wie Herr von Bismarck täuschten sich darüber wol gewiß nicht. In Berlin begann die Vorbereitung zu dem Entscheidungskampf, welchem man nicht mehr wie früher aus dem Wege zu gehen entschlossen war.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem vielgeschäftigen pomphaften Treiben in Frankfurt bildete die stille Zurückgezogenheit des Königs von Preußen in Baden-Baden, wohin derselbe schon gleich bei Beginn der Berathungen von Gastein aus gegangen war. Schon nach der ersten Sitzung der Fürsten war, wol ganz gegen die Wünsche Oesterreichs, das bonne mine au mauvais jeu machte, der König von Sachsen nach Baden-Baden gesendet, um nochmals eine Collectiveinladung der versammelten Fürsten an den König von Preußen zu überbringen. Der König Wilhelm, damals ein wenig leidend und nervös angegriffen, wies diese Einladung in höflichster, aber bestimmtester Weise zurück und fuhr drei Tage darauf — ein eigenthümliches und charakteristisches Zeichen der Zeit — nach Rastatt hinüber, wo er das pommersche Füsilierregiment Nr. 34 besichtigte, während der Kaiser von Oesterreich, von allen deutschen Fürsten umgeben, in

Frankfurt über Preußen hinweg die alte Kaiserhoheit im Römer wieder aufzurichten strebte.

Wie bei allen solchen Gelegenheiten hatte sich auch in Frankfurt hinter den Coulissen des Fürstentages eine kleine Welt versammelt, welche ebenso geschäftig war wie die regierenden Herren und ihre Cabinete.

Julius Fröbel hatte eine eigene lithographirte Correspondenz errichtet, welche allen Zeitungen die ausführlichsten Berichte über die großen und kleinen Vorgänge des Congresses zusendete, und er entwickelte in fieberhafter Aufregung eine aufreibende Thätigkeit, freilich ohne Zweck und Frucht.

Der bekannte Gregori Ganesco war ebenfalls dort und liebte es, sich in einem blauen Frack mit schwarzem Sammtkragen und goldenen Knöpfen zu zeigen, welcher der kleinen Interimsuniform der Minister glich.

Der bairische Industrielle Baron Kerstorf, der Hauptagitator gegen den französischen Handelsvertrag, zeigte sich mit Vorliebe im Vorzimmer des Grafen Rechberg und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er eigentlich die Idee des ganzen Fürstentages soufflirt habe.

Der Senator Bernus, welcher vom Kaiser zum Freiherrn ernannt war, bewies eine unglaubliche Geschäftigkeit und Allgegenwärtigkeit, um den Fürsten die Honneurs der alten Kaiserstadt zu machen.

Es war mit einem Wort ein Kaleidoskop mit unendlich wechselnden, aber vom Zufall ohne Sinn und Plan durcheinandergeschüttelten Bildern.

Auch von fremden Diplomaten wimmelte es in Frankfurt, denn alle Großmächte Europas verfolgten mit dem lebhaftesten Interesse diese plötzlich aufgärende Bewegung in dem sonst so stillen Leben des Deutschen Bundes theils mit Besorgniß, theils mit schadenfroher Zufriedenheit. Die österreichischen auswärtigen Gesandten hatten sich fast sämmtlich um den Kaiser versammelt; von London waren die Grafen Granville und Clarendon anwesend, und merkwürdigerweise wurde gerade von englischer Seite unter dem Schein ganz persönlich ausgesprochener Meinungen für den Anschluß der deutschen Fürsten an Oesterreich gewirkt, während die französische Diplomatie sich absolut zurückhielt. Auf diese so eigenthümlich antipreußische Thätigkeit der englischen Diplomatie werde ich bei den Erinnerungen aus dem Jahre 1866 noch zurückzukommen Gelegenheit haben. Man schien in der englischen Regierung anzunehmen — die verschiedenen wechselnden Ministerien verfolgten in dieser Beziehung völlig einerlei Richtung —, daß Deutschland unter österreichischer Führung niemals die Kraft gewinnen werde, mächtig und maßgebend in den Kreis der europäischen Großmächte einzutreten; darum mochte

man danach streben, die deutschen Fürsten zu Oesterreich zu drängen und Preußen zu schwächen. Der König Georg wenigstens faßte die englischen Rathschläge in diesem Sinne auf und wurde dadurch noch mehr in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß das Heil und die Rechtssicherheit Deutschlands nur im kräftigen Zusammenhalten der deutschen Mittelmächte beruhe, welche dann in selbständiger Widerstandsfähigkeit alle hegemonistischen Bestrebungen auszuschließen und die beiden deutschen Großmächte zu gemeinsamer nationaler Wirksamkeit zusammenzuführen vermöchten.

Während der Berathungen der Fürsten war auch ein Abgeordnetentag in Frankfurt versammelt, der im sogenannten Saalbau tagte und ziemlich zahlreich besucht war. Es gelang demselben jedoch nicht, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Fürsten ab auf sich zu ziehen; ich besuchte ihn einmal, die Tribünen waren wenig besetzt und man hörte im allgemeinen nur die stereotypen Reden, die sich in allen Kammerberichten wiederholten. Herr von Bennigsen hatte den Abgeordnetentag gerade während der Versammlung der Fürsten berufen; die Berechnung war jedoch nicht richtig: die Verhandlungen der Abgeordneten verliefen vom Publikum unbemerkt und wurden selbst in der Presse außerhalb der eigenen Organe des Nationalvereins kaum erwähnt.

Graf Rechberg trat demnächst infolge des Fiascos in Frankfurt ab, und zunächst wenigstens gewann diejenige Partei in Oesterreich die Oberhand, welche den Kaiserstaat nur auf seine eigene Kraft und seine Großmachtstellung zu stützen strebte, denn der Kaiser hatte sich überzeugt, daß der Nimbus der habsburgischen Tradition nicht im Stande sei, die deutschen Fürsten zur Heeresfolge fortzureißen.

Eigenthümlich mußte die Berathung der Fürstenversammlung gewesen sein — wenige der hohen Herren hatten gesprochen und hauptsächlich hatten sich wol der König von Hannover, der König von Sachsen, der Großherzog von Baden und der Kurfürst von Hessen an den staatsrechtlichen Debatten betheiligt; später wurden dann auch die Minister herzugezogen, und einer von ihnen sagte mir eines Tages mit einem halb wehmüthigen, halb spöttischen Achselzucken: „Könnte das deutsche Volk hier einmal zuhören, so glaube ich, würde Deutschland morgen Republik sein —.“

Ein härteres, aber zugleich treffenderes Urtheil konnte über jenes Sprühfeuer von zitterndem Glanz, welches man den deutschen Fürstentag nannte, kaum gesprochen werden.

Der König kehrte traurig zurück und seine mis-

trauische Verstimmung gegen die österreichische Politik war nur noch stärker geworden.

Die preußische Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie trat vor die Oeffentlichkeit in Gestalt des bekannten Berichtes des preußischen Staatsministeriums an den König vom 15. September 1863, in welchem ganz unverhüllt dem österreichischen Cabinet schuld gegeben wurde, daß dasselbe nicht eine Verständigung mit Preußen, sondern ein Separatbündniß gesucht habe, und in welchem die Grundgedanken der österreichischen Vorschläge die schärfste und bestimmteste Abweisung fanden. Für die preußische Regierung war der Fürstentag eine gewonnene Schlacht werth gewesen, denn er hatte auf das klarste vor aller Welt bewiesen, daß ohne Preußen nichts in Deutschland möglich sei und daß vor dem einfachen passiven Fernbleiben des Königs von Preußen der ganze siegesgewisse Sturmlauf Oesterreichs völlig erfolglos zurücksank.

Alle diese verwirrenden Einflüsse machten die Idee, eine große deutsche conservative Partei zusammenzufügen und ein allgemeines deutsches conservatives Preßorgan zu schaffen, zunächst völlig unausführbar, und ich faßte deshalb die Gründung eines großen politischen Blattes in Hannover, unabhängig von auswärtigen Unterstützungen, ins Auge, welches dann

wenigstens in Norddeutschland die Fahne einer gemeinsamen Sammlung erheben sollte. Dasselbe wurde auch, gestützt auf das Princip, welches ich stets zur Durchführung zu bringen suchte, ins Leben gerufen.

Der Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer Klindworth in Hannover gründete die „Deutsche Nordsee-Zeitung"; es wurde ihm zur Deckung gegen Ausfälle eine bestimmte Summe von Regierungsdruckarbeiten jährlich zugesichert und zugleich auch für die Lieferung von Arbeiten und für auswärtige Correspondenzen gesorgt. Das Blatt, welches unter der Redaction eines vom bernburgischen Minister Herrn von Schätzell empfohlenen Dr. Schladebach erschien, leistete auch in der That in publicistischer Beziehung das Tüchtigste und würde sich trotz aller Anfeindungen der Opposition ohne Zweifel zu einem bedeutungsvollen Organ des öffentlichen Lebens in Norddeutschland entwickelt haben, wenn nicht die Katastrophe des Jahres 1866 demselben ein Ende gemacht hätte.

IX.

Der rendsburger Conflict. — Persönliche Verstimmung des Königs infolge desselben. — Hochgehende Aufregung gegen Preußen am Hofe und in der Gesellschaft. — Prinz Albrecht von Preußen in Norderney. — Zurückhaltung des Königs. — Hoffnungen der Gegner Preußens auf eine Aenderung der hannoverischen Politik. — Festigkeit des Königs in seinen Ansichten. — Des Königs politisches Programm in einem Leitartikel der „Kreuzzeitung". — Kundgebung des Königs am Theetisch. — Erstaunen des Hofes und der Gesellschaft. — Plan zur Errichtung eines Reuter'schen Continentalbureau in Hannover. — Theaterkritiken.

Die Erfahrungen des Frankfurter Fürstentages und der Versuch des Reformprojects, Hannover zu dem dritten Range herabzudrücken, hatten den König um so mehr geneigt gemacht, zu Preußen in immer freundlichere Beziehungen zu treten, als das streng conservative, kraftvoll monarchische Regiment, welches der neuen Aera in Berlin gefolgt war, seinen Anschauungen entsprach, und als auch die Person des Ministerpräsiden-

ten von Bismarck-Schönhausen, der zur Zeit der hannoverischen Verfassungsstreitigkeiten als preußischer Gesandter in Frankfurt für die Wiederherstellung der alten Verfassung thätig gewesen, ihm besonders sympathisch war.

Die hannoverische Politik wendete sich in der schleswig-holsteinischen Frage entschieden Preußen zu und trennte sich mehr und mehr von Sachsen, das mit Hannover das Bundescommissariat theilte und mit ganz besonderer Schärfe die Bundesautorität gegen Preußen hervorkehrte, freilich ohne Erfolg und lediglich zur immer deutlichern Klarstellung der preußischen Uebermacht.

Die österreichischen Versuche, sich dem durch den Fürstentag tief verletzten preußischen Cabinet wieder zu nähern, wurden in Berlin mit kühler und mistrauischer Zurückhaltung aufgenommen. Nach dem Tode des Königs von Dänemark gab die Waffenbrüderschaft den Beziehungen beider Cabinete den Schein einer Intimität, die in Wahrheit niemals bestand, denn nach dem Siege gab das Condominium sogleich zu unausgesetzten, unlösbaren und erbitternden Differenzen Veranlassung, und die österreichische Diplomatie gab sich besondere Mühe, die früher von Wien aus selbst zurückgeschobene Bundesautorität nun allmählich wieder hervorzukehren. Die hannoverische

Politik, welcher der Kurfürst von Hessen sich anschloß, folgte jedoch dieser Strömung nicht, sondern wendete sich immer entschiedener Preußen zu; auch der Widerstand gegen den preußisch-französischen Handelsvertrag wurde aufgegeben. Hannover hatte diesem Vertrage mehr aus politischen als aus wirthschaftlichen Gründen widerstrebt; der Abschluß desselben schloß Oesterreich wirthschaftlich in wesentlichen Beziehungen von Deutschland aus, und man hatte von Wien aus alles aufgeboten, um durch den Widerstand von Hannover und Kurhessen den Vertrag zum Scheitern zu bringen, welchen Bemühungen sich die süddeutschen Interessen anschlossen. Nach den Erfahrungen von Frankfurt schien es wol kaum mehr nöthig, sich um fremder Interessen willen mit Preußen in unnöthige Conflicte zu bringen. Wäre es zu jener Zeit möglich gewesen, eine persönliche Begegnung der beiden Höfe zu erreichen, so wäre wol sicher eine auch für die spätere verhängnißvolle Zeit wirksame Verständigung erfolgt, aber die Gelegenheit dazu gab sich nicht; auch war man wol in Berlin kaum unterrichtet, wie sehr der König zu einer gründlichen Verständigung in allen Fragen der Politik geneigt war. Die polnische Frage bewegte Europa und drohte mit allgemeiner Kriegsgefahr, die natürliche Nothwendigkeit der Selbsterhal-

tung mußte Hannover zum Anschluß an den mächtigen Nachbar treiben. Freilich erkannte dies wol der König allein völlig klar, Graf Platen war bei jedem Schritt zu sehr von der Frage erfüllt, was man in Wien dazu sagen würde, und die übrigen Minister blieben der auswärtigen Politik fern oder folgten, wie Herr von Hammerstein, dem Strome der öffentlichen Meinung, der damals gar mächtig gegen Preußen anbrauste. Der Sturm der Resolutionen für den Herzog von Augustenburg wurde immer lebhafter angefacht, der König aber blieb fest auf seinem Standpunkte, daß die Erbansprüche aller Prätendenten auf das sorgfältigste und ruhigste geprüft werden müßten. Ich schrieb eine ausführliche Denkschrift, in welcher die Zulässigkeit und Nothwendigkeit eines Bundes-Austrägalgerichts zur Entscheidung der Erbfolge nachgewiesen wurde. Der König billigte dieselbe und sie erschien dann im Verlage von Sauerländer in Frankfurt a. M.

Unter diesen Verhältnissen, welche mir neben dem nunmehr so erweiterten Kreise der Preßthätigkeit viele, oft erschöpfende, aber immer lehrreiche und anregende Arbeit brachten, da ich fast alle wichtigen Fragen der innern und äußern Politik zum Vortrage für den König durchzuarbeiten und vorzubereiten hatte, ging der Winter 1863/64 hin. In den Ministerconferenzen

hatte ich häufig eine ganz eigenthümliche Aufgabe. Der König ging sehr ungern von einer einmal von ihm ausgesprochenen Ansicht ab, er hielt deshalb in allen Conseilsitzungen stets mit seiner eigenen Meinung bis ganz zuletzt zurück, um nicht durch Gegengründe, die er anerkennen mußte, zu einer Aenderung derselben gezwungen zu werden. Er leitete die Debatten mit großer Sicherheit und Gewandtheit, aber in völliger Objectivität, um auch niemand durch eine von ihm etwa vorab ausgesprochene Ansicht in der freien Aeußerung seiner Gedanken und Gründe zu beirren oder einzuschüchtern. Hatte der König nun in irgendeiner Frage schon vor der Berathung eine bestimmte Ansicht gewonnen, so war es meine Aufgabe, dieselbe auszusprechen; sie wurde dann discutirt, ich vertheidigte sie mit allen dafür sprechenden Gründen, der König hörte schweigend zu, er prüfte alle Gegengründe, welche nun in völliger Ungezwungenheit nicht gegen ihn, sondern gegen mich ausgesprochen wurden, und danach traf er seine endliche Entscheidung. Niemand wußte, daß eigentlich des Königs eigene Meinung discutirt war, und er hatte nicht nöthig, eine von ihm selbst ausgesprochene Ansicht zu rectificiren. Zuweilen zuckte dann wol ein feines Lächeln um seine Lippen oder er rieb sich lebhaft die Hände, wie er zu thun pflegte,

wenn ihn innerlich etwas besonders erheiterte; und wenn er später mit mir allein war, scherzte er oft über die energischen Repliken, welche seine von mir vertheidigte Meinung hervorgerufen hatte, die er dann häufig, durch die Gegengründe überzeugt, in seiner Entscheidung modificirt oder ganz geändert hatte.

Der so erwünschten nähern Verständigung mit Preußen stellte sich die etwas rücksichtslose Besetzung von Rendsburg durch die preußischen Truppen entgegen, welche nach der gewaltsamen Verdrängung der hannoverischen und sächsischen Bundesexecutionstruppen unter dem General von Hake aus jenem Platze stattgefunden hatte.

Der König war zwar durchaus geneigt, die Bundescommissare zurückzuziehen und die ganze weitere Führung der Sache Oesterreich und Preußen zu überlassen; er ließ auch auf die geschehene Aufforderung sogleich diese seine Bereitwilligkeit erklären, während Sachsen Schwierigkeiten erhob und erst nach einem besondern Bundesbeschlusse das Verlangen erfüllte. Dennoch aber hatte ihn, gerade bei seinen entgegenkommenden Gesinnungen, das brüske Vorgehen bei Rendsburg persönlich in seinem militärischen Gefühle und seinem Stolze verletzt, sodaß von seiner Seite nicht an eine Initiative zu einer eingehendern Verständigung mit Preußen zu denken war. Dessenungeachtet blieb seine

Politik dieselbe, wie sich das bei der noch schärfer hervortretenden Erbfolgefrage deutlich kundgab.

Durch den Wiener Frieden vom 30. October 1863 hatte der König Christian seine Rechte auf Schleswig-Holstein und Lauenburg an Oesterreich und Preußen abgetreten, woraus das verhängnißvolle Condominium beider Mächte an den Herzogthümern entstand. Es trat dann außer dem Herzog von Augustenburg bei der Bundesversammlung auch ganz direct der Herzog von Oldenburg, welchem der Kaiser von Rußland die Rechte der Linie Gottorp abgetreten hatte, als Prätendent auf; ebenso machte Preußen Ansprüche geltend, und zwar auf Grund eines Erbvertrages des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, dessen Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Königs Johann von Dänemark, die Anwartschaft auf den königlichen Theil der Herzogthümer und vom Kaiser Maximilian die eventuelle Nachfolge in den übrigen Theilen derselben zugesichert erhalten hatte. Zu diesen Ansprüchen trat für Preußen noch das in dem Wiener Frieden erworbene Recht des Königs Christian, wobei es dann nur darauf ankam, daß Oesterreich auf seinen Antheil an dem letztern Rechte Verzicht leistete.

Der König, welcher stets eine ganz genaue Prüfung der Erbrechte gewünscht hatte, erklärte sich sogleich

auf das bestimmteste dafür, daß auch die von Preußen erhobenen Ansprüche genau geprüft werden sollten, und bestärkte sich immer mehr in der Ansicht, daß zu solcher Prüfung allein das Austrägalgericht am Bunde fähig und competent sei.

Ich war zu jener Zeit in irgendeiner Angelegenheit in Berlin, wenn ich mich recht erinnere, um Correspondenten für die „Nordsee-Zeitung" zu gewinnen, und hatte bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige, freilich rein private Unterredung mit dem damaligen landwirthschaftlichen Minister von Selchow, welcher früher in preußischen Diensten bei der Regierung in Liegnitz mein Präsident gewesen.

Herr von Selchow sprach über die damalige Lage, bedauerte wie ich so manche Misverständnisse und Verstimmungen, welche zwischen Preußen und Hannover stattfanden, und entwickelte mir sodann, daß bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ein Arrangement getroffen werden könne, durch welches unter Berücksichtigung der Rechte des Großherzogs von Oldenburg Hannover einen Theil von Oldenburg erhalten könne, wobei sich dann auch über die Abtretung des Jadebusens an Hannover verhandeln ließe. Hannover sei, so führte Herr von Selchow aus, durch seine Lage dazu berufen, eine bedeutende und hervorragende

Rolle bei der Gründung einer deutschen Seemacht zu spielen, zu welcher es doch unter allen Umständen kommen müsse. Der König von Hannover sei eigentlich der geborene deutsche Admiral; auf einer solchen Basis würden sich dann ja auch manche Differenzen, namentlich in Betreff der Bundeskriegsverfassung und des preußischen Oberbefehls über die norddeutschen Bundescorps, zu beiderseitiger Befriedigung lösen lassen.

Obgleich, wie gesagt, diese Unterredung eine absolut private war und Herr von Selchow die erwähnten Ansichten mir ganz ausschließlich als seine persönliche Meinung bezeichnete, so konnte ich doch nicht annehmen, daß dieselben den für die preußische Regierung maßgebenden Gesichtspunkten völlig fremd oder gar widerstrebend sein könnten, und theilte deshalb diese ganze Unterredung dem Könige ausführlich mit.

Dieselbe erregte sein größtes Interesse, und ich bin überzeugt, daß er jene Ideen weiter zu verfolgen geneigt war, doch ließ sich unter damaligen Verhältnissen gerade von Hannover aus eine diplomatische Initiative in dieser Beziehung nicht ausführen.

Die persönliche Verstimmung und Kränkung wegen der rendsburger Vorgänge wirkte bei dem Könige lange nach und dauerte noch während der Sommersaison in Norderney im Jahre 1864 fort.

Der Prinz Albrecht von Preußen brauchte damals das Seebad in Norderney; der König, der gerade diesen Prinzen besonders liebte, hatte ihn mit aller Artigkeit empfangen, indessen wollte er, nach der in Rendsburg erfolgten Verletzung seines militärischen Gefühls, welche er gerade Hannovers entgegenkommender Politik gegenüber um so bitterer empfand, keine intimen Beziehungen zu einem preußischen Prinzen zeigen; er glaubte, diese Zurückhaltung seiner Armee schuldig zu sein, und erklärte deshalb, daß sein Gesundheitszustand ihm strenge Zurückgezogenheit zur Pflicht mache.

Er erließ den ganzen Sommer über keine Einladungen zu Diners und hielt sich der ganzen Badegesellschaft gegenüber in strenger Abgeschlossenheit. Es wurde dies natürlich allseitig im hohen Grade bemerkt, und alle die zahlreichen Elemente, welche damals von tiefer Erbitterung gegen Preußen erfüllt waren, bauten auf diese Verhältnisse die Hoffnung, daß es nunmehr gelingen würde, den König infolge seines persönlich verletzten Gefühls zu einem Anschluß an die sächsische und augustenburgische Politik zu bewegen. Die ganze Umgebung des Königs, die Adjutanten und Hofchargen, gehörten damals zu den heftigsten Gegnern Preußens, ebenso auch ein Theil der Minister, vor allen Herr von Hammerstein und der Cultus-

minister Lichtenberg, welcher aus irgendeinem Grunde in Norderney anwesend war. Die Spannung war so groß, daß Hannoveraner und Preußen auf der Strandpromenade in Norderney ohne zu grüßen aneinander vorübergingen und jeden geselligen Verkehr mieden.

Der König, welchem ich dies mittheilte, war darüber sehr unzufrieden und äußerte:

„Man hat in Rendsburg eine Unart gegen mich begangen, deshalb mußte ich einen intimern persönlichen Verkehr mit dem Prinzen Albrecht meiden, aber dieses Verhältniß ist ein zufälliges, das die Zeit wieder ausgleichen wird; man darf über dasselbe weder in Preußen noch in Hannover die historischen Bedingungen einer vernünftigen Politik vergessen.“

Da der König sich bei dieser Gelegenheit sehr ausführlich und eingehend über die Beziehungen zwischen Hannover und Preußen aussprach, so bat ich ihn um die Erlaubniß, diese seine Anschauungen in geeigneter Form der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Er genehmigte dies nicht nur, sondern dictirte mir persönlich die wesentlichsten der von ihm ausgesprochenen und aufgestellten Sätze, welche ich dann mit wenigen verbindenden Bemerkungen zusammenstellte.

Unter den preußischen Badegästen in Norderney

befand sich auch der Geheimrath Wagener, der mir bereits mehrfach sein Bedauern über die schroffe Stellung zwischen den Preußen und Hannoveranern ausgesprochen hatte und eine scharfe Abwendung der hannoverischen Politik von Preußen befürchtete. Ich theilte ihm die von dem Könige fast wörtlich dictirte Aufzeichnung mit, welche der König mit seinem eigenhändigen Namenszuge zur Genehmigung des Inhalts versehen hatte. Die Aufzeichnung erschien darauf durch Wagener's Vermittelung in der „Kreuzzeitung“ als eine Correspondenz aus Hannover, aber an der Stelle der Leitartikel. Sie wurde dann auf meine Veranlassung ebenfalls an hervorragender Stelle in der „Neuen Hannoverischen Zeitung“ wieder abgedruckt und erregte in allen politischen Kreisen das höchste Aufsehen.

Die Notiz, welche die eigenste persönliche Auffassung des Königs wiedergibt, mag deshalb hier ihren Platz finden:

Die Verstimmungen und Verbitterungen, welche zwischen Hannover und Preußen bestehen und von den verschiedenen Schattirungen der Demokratie mit so besonderm Eifer gereizt werden, beruhen fast ausschließlich auf Misverständniß des wahren Interesses beider

Theile. Die feste Allianz von Oesterreich und Preußen, welche bereits in Europa Deutschland so mächtig gemacht hat, daß man nicht mehr wagt, in deutsche Angelegenheiten sich zu mengen, ist ohne Zweifel auch berufen und verpflichtet, im Innern des deutschen Bundeslebens Zustände zu begründen und zu befestigen, welche die dauernde Ruhe sichern und die feste Bürgschaft der Stabilität in sich tragen. Es scheint hiernach in jeder Richtung vor allem geboten, daß Hannover dieser Allianz Oesterreichs und Preußens in freier Selbständigkeit und ohne Rückhalt beitrete.

Man ist vielleicht in gewissen Kreisen geneigt, die Bedeutung Hannovers in einem Bunde Oesterreichs und Preußens zu unterschätzen, oder zu glauben, daß Hannover ohnehin jenen beiden Mächten werde folgen müssen. Beides ist sehr irrig.

Hannovers fester Anschluß an die beiden ersten Mächte Deutschlands wiegt sowol für die äußere Stellung als für das innere Leben Deutschlands ungemein schwer. Oesterreich, Preußen und Hannover, das man nicht nach der Bevölkerungszahl und dem Flächeninhalt, sondern nach seiner geographischen Lage taxiren muß, würden einen festen Kern bilden, gegen welchen von keiner Seite etwas auszurichten wäre —

und dessen Gravitation unwiderstehlich weiter wirken würde. Mag man sagen, Hannover sei nur das Pünktchen auf dem i, so wird man zugeben müssen, daß eben das i ohne sein Pünktchen kein i ist. Diejenige Partei in Preußen, welche ganz besonders eifrig gegen Hannover reizt und irritirt und das Bündniß Hannovers zurückstößt, ist gerade diejenige, welche überall die sogenannte „Politik Friedrich's des Großen“ als maßgebende Norm für Preußen hinstellen möchte. Welche Inconsequenz und Unkenntniß der Geschichte liegt hierin!

Wer hat mehr den Werth des hannoverischen Bündnisses erkannt und geschätzt als gerade Friedrich II., der sogar einen seiner besten Generale, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, an Georg III. abtrat? Und welche großen Erfolge hatte nicht die Allianz mit Hannover auf dem militärischen wie auf dem politischen Gebiet! Es möge nur an den Fürstenbund erinnert werden, dessen Idee, von Georg III. angeregt, von Friedrich II. so lebhaft und thätig ergriffen wurde. Der Fürstenbund beweist auch zugleich, daß damals Preußen die hannoverische Allianz nicht deshalb schätzte und suchte, weil Hannover mit England verbunden war, sondern daß gerade die deutsche Macht es war, in deren Bündniß Preußen seine Kräftigung

suchte und fand. Die Bedeutung dieser deutschen Macht ist aber gewiß erhöht durch inzwischen eingetretene Vergrößerungen und durch den Umstand, daß jetzt in Hannover selbst das eigene mit der preußischen Dynastie durch so viele ruhmvolle Familienbande verknüpfte Königshaus wieder regiert. Es liegt denn doch wol die Folgerung und Erwägung nun auf der Hand, daß, wenn die Allianz mit Hannover damals zu einer Zeit, in welcher Preußen in beklagenswerthem, für Deutschlands Macht so schädlichem Zwiespalt mit Oesterreich sich befand, wodurch Hannover mit seiner traditionellen österreichischen Politik in Conflict gerieth — wenn damals schon diese Allianz so reiche Früchte trug, wie viel höher wird und muß ihre Bedeutung heute sein, wo wirklich Oesterreich und Preußen des langen Haders müde sind und einen Frieden gemacht haben, der, so Gott will, dauern wird zu Deutschlands Heil. Man denke sich die Idee des Fürstenbundes, der mit Preußen, Hannover und Sachsen so bedeutungsvoll dastand, jetzt übertragen auf die Triplealliance von Oesterreich, Preußen und Hannover, und man frage sich dann, ob es eine richtige Politik ist, namentlich für die conservative Partei in Preußen, Verbitterung gegen Hannover zu erregen?

Freilich sagt man wol, Hannover müsse dem

Machtzuge der österreichisch-preußischen Allianz folgen, und das mag bis zu einem gewissen Punkte richtig sein; aber ein solches Verhältniß ist keine fruchtbringende Allianz, es ist eine drückende Fessel, die man je eher je lieber zerreißen wird. Worauf es ankommt, das ist ein freies, rückhaltsloses Bündniß, in welches beide Theile bona fide und mit voller Aufrichtigkeit eintreten.

Man sagt zwar, es bestehe in Hannovers politisch maßgebenden Kreisen Antipathie, ja Haß gegen Preußen. Dem ist jedoch nicht so. Die Ausführung der vorstehend kurz angedeuteten Ideen würde vielmehr in Hannover mit der lebhaftesten Freude begrüßt werden und man würde auf dieselben aus freiester Ueberzeugung eingehen. Eins besteht freilich in Hannover, und das ist Mistrauen gegen preußische Annexionspolitik. Man wird in Berlin zugestehen müssen, daß die neue Aera und ihre Ausläufer einem solchen Mistrauen wol Grund und Berechtigung gegeben haben, und daß die Artikel gewisser berliner Zeitungen nicht geeignet sind, demselben den Boden zu entziehen. Sage man sich in den preußischen leitenden Kreisen frei und positiv von allen annexionistischen Velleitäten los, welche ja doch bei der österreichischen Allianz eine Unmöglichkeit sind; weise man mit Entschiedenheit und

Klarheit die traurigen Nachklänge der Haugwitz'schen Politik zurück; knüpfe man wirklich und wahrhaft an die Tradition Friedrich's II. Hannover gegenüber an, — so wird man finden, daß in Hannover die Tradition Georg's III. nicht erstorben ist, und daß man ihr um so lieber folgen wird, als ihr der bittere Beigeschmack genommen ist, da Oesterreichs und Preußens Waffen jetzt nicht gegeneinander, sondern nebeneinander stehen.

Möge man schließlich in Berlin in den leitenden Kreisen und in der conservativen Partei erkennen, daß die andrängende Revolution der allgemeine, gemeinsame Feind ist, den man nicht durch vereinzelte und momentane Schläge, sondern nur durch die allgemeine Herstellung sicherer und dauernder Grundlagen der monarchischen Ordnung in Deutschland überwinden kann.

Wird dies erkannt, wird in diesem Sinne Hannover ehrlich und aufrichtig die Hand geboten, — sie wird gewiß ebenso ehrlich ergriffen und festgehalten werden.

Genehmigt

Georg Rex.

Ich hatte zu derselben Zeit einen kleinen humoristischen Feuilletonartikel für die „Nordsee-Zeitung“

geschrieben, welcher das Leben des Königs und der Badegesellschaft in Norderney scherzhaft behandelte. In demselben war die Entfremdung zwischen Preußen und Hannoveranern berührt und dann hinzugefügt: „Möchten doch beide Theile von der Insel der Nordsee das Bewußtsein mit heimtragen, wie nothwendig für beide die Freundschaft und das feste Bündniß ist, das schon zu Friedrich's des Großen Zeiten so wichtige Erfolge errungen.“

Der König befahl mir abends am Theetisch diesen Feuilletonartikel vorzulesen, dessen Ursprung niemand außer ihm selbst kannte, und bei der citirten Stelle rief er lebhaft aus:

„Bravo, das ist mir aus der Seele gesprochen!“

Der Minister Lichtenberg war anwesend und tags darauf war dieser dem äußern Anschein der Verhältnisse in der Gesellschaft so völlig widersprechende Vorgang das allgemeine Gespräch — die hochgehenden Wogen der Preußenfeindschaft in den Kreisen des Hofes und der Bureaukratie legten sich sogleich und der König setzte unbeirrt seine versöhnliche Politik, in der er vom Grafen Platen um so bereitwilliger unterstützt wurde, als ja damals in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit trotz der bereits immer schärfer hervortretenden sonstigen Verstimmung zwischen Oesterreich

und Preußen die beiden deutschen Großmächte immer noch gemeinsam handelten.

Bald aber sollten innere Fragen den König und die Regierung zunächst und vorzugsweise in Anspruch nehmen. In meinem speciellen Ressort faßte ich damals einen Plan, dessen Ausführung für die Verbreitung des hannoverischen Einflusses in der großen Weltpresse ebenso bedeutungsvoll werden mußte als die richtige Verwendung der Regierungsdruckarbeiten für die Zeitungen des Inlandes.

Wie der sächsische Regierungsrath von Witzleben in seinem Promemoria über die Vertretung der deutschen Bundesregierungen in der Presse schon hervorgehoben hatte, war die ganze deutsche Journalistik in ihren dem heutigen Zeitungswesen ja absolut nothwendigen Telegrammen, welche von vornherein jede Frage durch ihre erste Fassung in eine gewisse Richtung drängten, von dem Wolff'schen Telegraphen-Bureau in Berlin abhängig. Der Besitzer dieses Bureau stand, den localen Existenzbedingungen seines Instituts entsprechend, unter dem sehr deutlich fühlbaren Einfluß der preußischen Regierung und war als gleichzeitiger Besitzer der „National-Zeitung" zugleich eng liirt mit denjenigen politischen Parteien, welche ganz besonders der hannoverischen Regierung immer und überall feindlich gegenüberstanden.

Hannover war auf diese Weise in dem für die öffentliche Meinung so bedeutungsvollen Telegraphenverkehr vollkommen abhängig von feindlichen Elementen und befand sich um so mehr in einer bedenklichen Isolirung, als die kurhessische Regierung durch einen Vertrag ihr Telegraphensystem an Preußen abgetreten hatte. Dieser Vertrag war damals seinem Ablaufe nahe und dadurch bot sich eine besonders günstige Gelegenheit, jene ungünstigen Verhältnisse zu verbessern.

Ich stand in persönlichen Beziehungen zu Julius Reuter, dem Gründer und Director der nach seinem Namen genannten Telegraphen-Compagnie in London.

Julius Reuter war ein Mann von weitblickendem Geist, unermüdlicher Unternehmungskraft und unerschöpflich in der Auffindung von Hülfsquellen. Aermlichen Familienverhältnissen entwachsen, hatte er frühzeitig schon sich mit der Idee einer schnellen und zuverlässigen Vermittelung politischer Nachrichten getragen und hatte zu diesem Zweck schon einmal, wenn ich nicht irre in Belgien, eine Taubenpost zur schnellen Vermittelung der pariser Nachrichten eingerichtet. Während des Krimkrieges fand er bei Lord Palmerston Verständniß und Unterstützung für seine Ideen, und in unglaublich kurzer Zeit schuf er sein umfassendes Bureau in London, welches sämmtliche englische

Zeitungen mit telegraphischen Nachrichten versorgte und insbesondere im Verkehre mit überseeischen Plätzen das Außerordentlichste an Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in Uebermittelung der telegraphischen Nachrichten leistete.

Julius Reuter wünschte nun schon lange, auch in Deutschland einen festen Einfluß zu gewinnen. Er hatte früher mit Wolff ein bestimmtes Vertragsverhältniß hergestellt, in welchem beide die Sphäre ihrer Thätigkeit gegeneinander abgrenzten; dieser Vertrag lief ab und Reuter beabsichtigte, auf dem Continent eine selbständige Thätigkeit zu beginnen.

Ich schlug ihm vor, ein continentales Centralbureau in Hannover zu gründen. Hannover lag für die große Linie Petersburg-Paris und ebenso für die Richtung über Wien nach Konstantinopel und nach Italien hinab in einem ungemein günstigen Kreuzungspunkte, von welchem aus erheblich schneller als von Berlin die Nachrichten nach London, respective Amerika und von dort wieder zurück vermittelt werden konnten. Ein in Hannover errichtetes Reuter'sches Centralbureau wäre von allen Einflüssen fremder Regierungen und Parteien unabhängig gewesen und hätte für die Wirksamkeit der hannoverischen Regierungspresse einen hochwichtigen Stützpunkt geboten.

Julius Reuter erfaßte meinen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit, er kam selbst nach Hannover, der König besprach mit ihm den Plan, dessen hohe Bedeutung er sogleich im vollsten Maße erkannte, und der vollständig mit seinem stets festgehaltenen Grundsatz zusammenstimmte, in allen Fragen der großen Politik eine freundliche Verständigung mit Preußen zu suchen, dagegen aber den Einfluß und die Selbständigkeit Hannovers so stark und fest als möglich auf dessen geographische Lage und seine zur Vermittelung zwischen den nord- und süddeutschen Interessen so besonders geeignete Stellung zu begründen.

Julius Reuter erweiterte den ursprünglichen Plan indeß in sehr umfassender Weise. Er wollte von Emden aus ein eigenes unterseeisches Kabel nach England legen, wodurch der, fremdem Einfluß zugängliche und zeitraubende Umweg über die belgischen Linien ausgeschlossen wurde. Er erbat daher vom Könige die Concession zur Anlegung dieses Kabels und Anlandung desselben in Emden, zugleich sollten dann eigene Reuter'sche Linien durch Hannover gezogen und womöglich über Kurhessen bis Wien fortgesetzt werden. Reuter erbat ferner für die Depeschen seines Bureau gewisse Tarifermäßigungen auf jenen Linien, welche um so unbedenklicher gewährt werden konnten,

als der schnellere Weg über das submarine Kabel von Emden aus eine große Anzahl von Privatdepeschen, welche bisher über Belgien gingen, dorthin ziehen mußten.

Unter diesen Bedingungen wollte er sein Centralbureau in Hannover errichten und damit einen hochwichtigen Knotenpunkt des telegraphischen Verkehrs für den ganzen Continent herstellen.

Der König billigte diesen Plan in seinen allgemeinen Grundzügen durchaus, auch Graf Platen erkannte die Wichtigkeit desselben an, und ich erhielt den Auftrag, mit Julius Reuter über die nähern Bestimmungen eines abzuschließenden Vertrages zu verhandeln, was während des Frühjahrs 1865 geschah.

Zugleich erwuchs mir in jener Zeit neben meinen vielfältigen und so vielseitig verschiedenartigen Geschäften, welche fast alle Ressorts der Regierung umfaßten und mich vielfach bis zur Erschöpfung in Anspruch nahmen, noch eine eigenthümliche Thätigkeit, welche oft nicht zu den erfreulichsten gehörte.

Der König hatte ein lebhaftes Interesse für das Hoftheater, welches er, ganz besonders was die Oper betraf, zu einer überall anerkannten künstlerischen Bedeutung emporgehoben hatte. Er war indeß häufig mit den Leistungen desselben nicht zufrieden und ver-

mißte besonders eine völlig unparteiische und wirklich kunstverständige Kritik. Er trug mir deshalb auf, für die Herstellung einer solchen Sorge zu tragen und zwar sowol für das Schauspiel als für die Oper. Der Redacteur der „Deutschen Nordsee-Zeitung", Dr. Schladebach, war ein bedeutender und auch in künstlerischen Kreisen anerkannter Musikkenner, ich übertrug ihm daher die Kritik in Betreff der Oper und beauftragte zugleich ein junges und talentvolles Mitglied meines Bureau, Herrn Eugen Salinger, einen Neffen von Julius Reuter, mit der Kritik des Schauspiels. Beide Herren erhielten von dem Generalintendanten ihre Plätze im Theater, und ihre Thätigkeit, mit welcher der König im ganzen zufrieden war, wurde bald auch in künstlerischen Kreisen bemerkt. Diese Kritiken gewannen noch mehr Bedeutung dadurch, daß der König zuweilen sein eigenes Urtheil über diese oder jene künstlerische Leistung in musikalischer oder dramatischer Beziehung aussprach und die Veröffentlichung seiner Urtheile wenn auch nicht befahl, so doch zu wünschen schien. In den betreffenden Kreisen wurde die Uebereinstimmung der officiösen Kritiken mit den sonst wol gelegentlich ausgesprochenen Ansichten des Königs natürlich bemerkt. Von dem Generalintendanten wurde diese königliche Kritik, ob-

gleich ich mich mit ihm dennoch auf bestem Fuße hielt und in keiner Weise jemals seine Intentionen zu durchkreuzen versuchte, nicht gern gesehen. Der Graf Julius von Platen-Hallermund hatte das schwierige Amt der Theaterleitung, und hätte ich nicht mit seinem Bruder, dem Minister, damals in besten Beziehungen gestanden, so hätte ich vielleicht in ihm einen neuen Feind gefunden.

In den Künstlerkreisen wurde, wie ich bald bemerkte, mein Einfluß auf das Theaterwesen, das ich mir im allgemeinen so fern als möglich zu halten suchte, höher angeschlagen, als er wirklich war, insbesondere nachdem ich einmal auf den Wunsch meines Freundes Louis Schneider für das Engagement einer Nichte desselben, der Tochter der so berühmten Maschinka Schneider, spätern Gemahlin des Kapellmeisters Schubert, thätig gewesen war und die junge Dame der Protection des Königs empfohlen hatte. Die Folge davon war, daß man vielfach mein Fürwort in all jenen kleinen Intriguen, welche besonders die Künstlerinnen des Schauspiels und der Oper gegeneinander zu führen nicht müde werden, in Anspruch nahm, und wer nur einmal der Coulissenwelt nahe getreten ist, wird ermessen können, wie peinlich solche Wünsche werden können, selbst wenn sie von den liebens-

würdigsten und ausgezeichnetsten Künstlerinnen ausgesprochen werden.

Mit jenem Fräulein Georgine Schubert erlebte ich noch einen eigenthümlichen und für den Charakter des Königs bezeichnenden Vorfall.

Sie war wol in den natürlichen Anlagen ihrer Stimme den Anforderungen, welche beim Engagement in Hannover an sie gestellt waren, nicht völlig gewachsen und der König pflegte von ihr zu sagen, daß sie alles gelernt habe, was man in musikalischer Beziehung lernen könnte, die Natur ihr aber die Mittel versagt habe, eine große Sängerin zu werden; ihr Beruf sei eigentlich bei ihrer großen Liebenswürdigkeit und feinen Bildung, die Gesellschafterin einer alten Lady Dovager zu werden. Fräulein Schubert hatte durch verschiedene Unglücksfälle große Verluste gehabt, von denen der König durch die Prinzessin Solms erfahren; er fragte sie eines Tages nach der Summe dieser Verluste und sie gab dieselben auf 1900 Thaler an. Der König versprach ihr, dieselben zu ersetzen, fügte aber hinzu, daß er diese Summe augenblicklich nicht übrig habe, sich aber vorbehalte, sie ihr in einem geeigneten Moment zu erstatten. Der König, welcher gewohnt war, bei Conferenzen mit seinen Ministern und insbesondere mit seinem Hausminister und Hof-

marschall über die größten Summen zu verfügen und mit Leichtigkeit darüber hinwegzugehen, hatte merkwürdigerweise einen sehr hohen Begriff von dem Werthe des Geldes in kleinen Beträgen. Er ließ sich in jedem Monat eine bestimmte Summe für seine ganz persönlichen Bedürfnisse auszahlen und rechnete innerhalb dieses Privatetats sehr genau und scharf mit den kleinsten Posten; hier erschienen ihm hundert Thaler viel mehr als eine halbe Million in dem Etat der Regierung oder seines Hofhaltes. Er vergaß sein Fräulein Schubert gegebenes Versprechen nicht und ließ in seiner kleinen Chatoullenkasse in jedem Monat hundert Thaler für dieselbe zurücklegen. Nach Verlauf von neunzehn Monaten, als wahrscheinlich Fräulein Schubert selbst die ihr gemachte Zusage bereits als vergessen betrachten mochte, ließ mich der König eines Tages rufen, nahm ein Packet mit neunzehn Hundert-Thalerscheinen aus der Schublade seines Secretärs und gab mir dasselbe, um es an Fräulein Schubert zur Erfüllung seines Versprechens zu senden. Die freudige Ueberraschung derselben war natürlich groß, aber ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten über diese ganz eigenthümliche Art von allmählicher Ansammlung einer verhältnißmäßig so unbedeutenden Summe, welche der König jeden Augenblick

ohne alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten aus seinen Hofhaltskassen hätte entnehmen können, die er nun aber von seiner kleinen Privatkasse eigenhändig allmonatlich zurückgelegt hatte.

Fräulein Schubert kam später nach Strelitz und genoß dort die ganz besondere Gunst der Großherzogin. Sie starb wenige Tage nach ihrem Onkel, dem Hofrath Schneider, zu dessen Begräbniß sie im Jahre 1878 nach Potsdam gekommen war.

X.

Wachsende Differenzen mit dem Ministerium über das Wahlgesetz. — Verhandlungen und Abschluß mit Julius Reuter in Norderney über ein unterseeisches Kabel und ein Central-Telegraphenbureau in Hannover. — Lebhafte Saison in Norderney. — Freundlicher Verkehr des Königs mit dem Prinzen Albrecht und der Prinzessin Alexandrine von Preußen und dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg. — Projecte. — Ausbruch der Ministerkrisis. — Windthorst versucht vergeblich zu vermitteln. — Die Minister von Hammerstein, Erxleben, Windthorst, Lichtenberg nehmen ihre Entlassung. — Eigenthümliche Verhandlungen über die Bildung des neuen Cabinets. — Ernennung der neuen Minister.

Die Unzufriedenheit des Königs mit dem Ministerium begann schon Anfang des Jahres 1865 bemerkbarer zu werden. Es hatte sich mehrfach gezeigt, daß besonders im Ministerium des Innern manche Intentionen des Königs, gegen welche der Minister in der allerhöchsten Gegenwart keine Einwendung erhob,

theils zögernd, theils gar nicht ausgeführt wurden. Vorzugsweise verstimmte den König auch das etwas gesuchte Festhalten einzelner Minister an den Formalitäten seiner Namensunterschrift bei gleichgültigen und kleinlichen Dingen.

Bei dem Regierungsantritt des Königs war gesetzlich festgestellt worden, daß seine Unterschrift seiner Blindheit wegen stets durch den Generalsecretär des Gesammtministeriums oder eines andern Ministeriums, nicht durch die Minister beglaubigt werden mußte, und zwar mit der Bezeugung, daß der Inhalt des betreffenden Schriftstückes Seiner Majestät in Gegenwart des Generalsecretärs vorgelesen und dann von allerhöchstdemselben eigenhändig unterzeichnet worden sei. Diese Form wurde bei allen wichtigen Erlassen von verfassungsmäßiger Bedeutung streng festgehalten, dagegen ließ der König kleine gleichgültige Befehle an die Minister oder andere Personen gewöhnlich in der Form ergehen, daß der Geheime Cabinetsrath in einem von ihm unterzeichneten Schreiben dem Betreffenden den Wunsch Seiner Majestät mittheilte. Es wurde nun von einzelnen Ministern auch für solche kleine Mittheilungen des Königs die verfassungsmäßige Beglaubigung der allerhöchsten Unterschrift durch einen Generalsecretär verlangt, und es kam zum Beispiel

unter anderm einmal der Fall vor, daß der König dem Finanzminister durch den Cabinetsrath schreiben ließ, er habe irgendeinen Großindustriellen zum Commerzienrath ernannt. Der Finanzminister führte diese Anweisung nicht aus, da sie ihm nicht in der verfassungsmäßig gültigen Form zugegangen sei. Die Minister hatten hierbei kaum formell Recht, denn die Vorschrift über die Namensunterzeichnung des Königs bezog sich ihrem ganzen Sinne nach ganz entschieden nur auf Erlasse mit Gesetzeskraft und auf wirkliche Regierungsacte. Jene kleinen Mittheilungen konnten, selbst wenn die Minister an der über allem Zweifel erhabenen Zuverlässigkeit des Geheimen Cabinetsraths hätten Bedenken finden wollen, ja bei dem nächsten Vortrage mit Leichtigkeit durch mündliche Erklärung verificirt werden, und außerdem hatten sie immer nur auf solche Dinge Bezug, bei denen der König ebenso gut dem Minister seinen Willen mündlich hätte mittheilen können, wenn er denselben bei einer jeden solchen Kleinigkeit hätte den weiten Weg nach Herrenhausen machen lassen wollen.

Die Schwierigkeiten, welche mehrfach bei ähnlich gleichgültigen Sachen, wie es eine Ernennung zum Commerzienrath war, erhoben wurden, hatten also kaum einen verfassungsmäßigen Grund und waren für den

König ohne alle Veranlassung verletzend, um so mehr, als er überall eine gewisse Gegenströmung gegen seinen Willen in der Thätigkeit der Ministerien bemerkte.

Zu einer ernstern Differenz gab aber eine Modification des Wahlgesetzes für die Zweite Kammer Veranlassung, welche das Ministerium vorgeschlagen und der König auch genehmigt hatte. Es handelte sich dabei um eine Ausdehnung des Wahlrechts über die Grenzen des bisher ziemlich eng gezogenen Census. Von seiten des Ministeriums des Innern hatte man dem Könige diese Maßregel als eine Erleichterung und Vereinfachung des Wahlverfahrens dargestellt, der König hatte sie genehmigt, ohne ihr eine principielle Bedeutung beizulegen.

Die Stände hatten die betreffende Vorlage angenommen, den drängenden liberalen Parteien gegenüber war indeß dieser Gesetzentwurf als eine liberale Concession dargestellt und von diesen auch so aufgenommen worden. Die Minister wollten endlich auf die von ihnen erwarteten und fortwährend geforderten liberalen Reformen eine Art von Abschlagszahlung leisten, und namentlich mochte wol das Ministerium des Innern ganz entschieden dazu beitragen, der Sache eine solche Bedeu-

tung beizulegen, welche ich meinerseits in derselben nicht zu finden vermochte. Denn ob der Census bei der Wahl einige Stufen höher oder tiefer gelegt wird, scheint mir vollkommen gleichgültig; eine kräftige Einwirkung der Regierung auf die Wahl ist nach meiner Ueberzeugung nur bei einem allgemeinen und directen Wahlrechte nachhaltig möglich. Gerade diejenigen Klassen, welche ein beschränkter Census zur Wahlurne zuläßt, sind immer, solange es ihnen nicht selbst an die Existenz geht, zu liberaler Opposition geneigt und können dieselbe am wohlfeilsten gerade bei den Wahlen bethätigen. Bei der geringen politischen Voraussicht, welche gerade in diesen Kreisen herrscht, ist man sich dort niemals klar über die abschüssige Bahn, auf welcher eine systematische Opposition sich fortbewegt, und man erwacht aus der selbstgefälligen Verblendung erst dann, wenn es zu spät ist, das rollende Verhängniß aufzuhalten. Eine verständige, die wirkliche öffentliche Meinung wohl beachtende Regierung wird meiner Ansicht nach bei einem allgemeinen und directen Wahlrechte fast immer der Majorität sicher sein können, wenn sie sich die Mühe gibt, die zahlreichen in ihrer Hand liegenden gesetzlichen Mittel zur Aufklärung und Leitung des Volkes wirksam und kräftig zu benutzen.

Es waren nun aber durch den frühern General-

polizeidirector, Landdrosten Wermuth, welcher noch die alte polizeiliche Furcht vor den eigentlichen Volks- und Arbeiterklassen hegte und wesentlich in den besitzenden Ständen eine Stütze der conservativen Interessen und der Monarchie erblickte, ganz erhebliche Zweifel über das Wahlgesetz angeregt worden. Der König war ganz besonders unzufrieden, daß die Minister ihm dasselbe lediglich als eine principiell bedeutungslose und nur zur Erleichterung des Wahlverfahrens dienende Modification dargestellt hatten, und noch tiefer misfiel es ihm, daß umgekehrt der Opposition gegenüber die Maßregel als eine politisch liberale dargestellt wurde. Sein Mistrauen war dadurch in hohem Grade angeregt, und er verweigerte, als das mit den Ständen durchberathene und festgestellte Gesetz ihm mit der Publicationsclausel vorgelegt wurde, die Vollziehung desselben. Er war dazu verfassungsmäßig vollkommen berechtigt, indeß war es nicht zu leugnen, daß die Minister durch diese Weigerung in eine nicht geringe Verlegenheit geriethen und in ihrer Stellung den Ständen gegenüber einigermaßen compromittirt wurden. Die Situation wurde dadurch immer gespannter, und der König vermied es, die Minister ohne dringende Veranlassung zu sehen. Er studirte indeß das Gesetz eifrig. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mit ihm ein-

gehend über dasselbe zu sprechen und ihm auch meine Ansicht zu entwickeln, nach welcher es mir in der That bedeutungslos erschien. Er verwarf diese Ansicht auch nicht, äußerte sogar einigemal, daß er kaum etwas Bedenkliches in der ziemlich unbedeutenden Erweiterung des Census finden könne; doch wurde von anderer Seite seine Besorgniß wieder sehr angeregt, und namentlich wurden die Argumente des Landdrosten Wermuth über die Gefährlichkeit der Erweiterung des Wahlrechts durch die Opposition selbst unterstützt, welche wiederholt und immer stürmischer auf die Publication des Gesetzes drang. Die Minister selbst wählten dem Könige gegenüber den unrichtigsten Weg; sie hatten dem Grafen Platen erklärt, daß sie ihre Entlassung nehmen müßten, wenn der König das Wahlgesetz nicht vollzöge. Graf Platen hatte dies natürlich dem Könige mittheilen müssen, und dieser war äußerst ungehalten darüber, daß seine Minister, wie er sagte, einen Zwang gegen ihn ausüben und ihn in der Ausübung seines unzweifelhaft verfassungsmäßigen Rechtes der Bestätigung oder Nichtbestätigung berathener Gesetze durch die Drohung beschränken wollten, ihn durch ihre Entlassungsgesuche in Verlegenheit zu setzen.

Windthorst suchte auch hier zu vermitteln; von

jedem einseitigen Parteistandpunkte fern, sah er persönlich wol in der Bestätigung des Wahlgesetzes seitens des Königs nicht eine Frage, die einer Cabinetskrisis werth sein möchte; aber seine vermittelnde Thätigkeit blieb erfolglos. Graf Platen behauptete, als der König sich wunderte, daß ein so geistvoller und conservativer Mann wie Windthorst sich den eigensinnigen Forderungen seiner Collegen anschließen könne, es sei zwischen den Ministern Hammerstein, Erxleben, Lichtenberg und Windthorst ein festes Abkommen geschlossen, nach welchem sie alle miteinander gemeinschaftlich stehen und fallen wollten, wodurch dann Windthorst an die Entschlüsse der übrigen gebunden sei.

Der König wurde dadurch indeß noch mehr verstimmt und erkannte die Gültigkeit eines solchen Abkommens nicht an, da die Minister nicht nach vorgängigen Abmachungen, sondern nach ihrer eigenen persönlichen Ueberzeugung in den einzelnen Angelegenheiten ihren Rath zu geben hätten. Diese von dem Grafen Platen behauptete Solidarität der vier neuen Cabinetsmitglieder bestärkte den König in seinem Widerstande noch mehr, und die Spannung dauerte fort, als die Sommersaison in Norderney begann, welche im Jahre 1865 ganz besonders glänzend und lebhaft war.

Die rendsburger Vorgänge waren durch beruhigende und versöhnliche Erklärungen der preußischen Regierung beseitigt; Prinz Albrecht und die Prinzessin Alexandrine von Preußen waren in Norderney und fast täglich bei dem Könige zur Tafel, ebenso die Gräfin Adlerberg und eine Zeit lang auch der damals mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen verlobte Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Eine auserlesene und glänzende Gesellschaft aus allen Ländern vereinigte sich auf der kleinen Nordseeinsel, unter der sich auch Friedrich Bodenstedt und Oskar von Redwitz befanden. Der König war ungemein heiter und von der ausgezeichnetsten Liebenswürdigkeit gegen seine preußischen Gäste, die er mit der verwandtschaftlichsten Herzlichkeit behandelte. Er brachte, als der Herzog Wilhelm angekommen war, bei der Tafel in den wärmsten Worten die Gesundheit des erlauchten Brautpaares aus und forderte uns alle auf, nach hannoverischer Sitte diesen Toast durch ein dreimaliges „Hip, hip, hurrah!" zu bekräftigen.

Abends versammelte sich ein kleiner, in diesem Jahre besonders anziehender Kreis an seinem Theetische, bei dem Friedrich Bodenstedt und Oskar von Redwitz häufig anwesend waren und in welchem musikalische Vorträge des Hofpianisten Labor mit Vorlesungen des

Hofschauspielers Sontag und der Schauspielerin Fräulein Preßburg abwechselten.

Ich hatte inzwischen die Verhandlungen über das projectirte Telegraphenbureau bis zum Abschluß geführt, und Julius Reuter erschien nun in Norderney, um dem Könige das völlig fertige Project vorzulegen. Nach demselben sollte die hannoverische Regierung der Reuter'schen Telegraphen-Compagnie die Concession zur Anlegung eines unterseeischen Kabels von Emden nach Hull ertheilen, die Compagnie sollte dann das Recht erhalten, neben allen hannoverischen Telegraphenlinien eine bestimmte Anzahl von Drähten auf ihre Kosten zu ziehen, welche zwar unter der Oberaufsicht der hannoverischen Telegraphendirection stehen, aber vorzugsweise für den Dienst der Compagnie bestimmt sein sollten. Die Depeschen der Compagnie sollten ferner unmittelbar nach den Staatsdepeschen und vor allen übrigen Depeschen befördert werden und endlich eine bestimmte Gebührenermäßigung genießen.

Dagegen verpflichtete sich die Reuter'sche Gesellschaft, das Centralbureau für ihren Continentaldienst nach Hannover zu verlegen, von ihrem dortigen Sitze Leitungen nach dem auswärtigen Ministerium und nach Herrenhausen zu führen und dem auswärtigen Minister sowie dem Könige unmittelbar von allen

einlaufenden wichtigen Nachrichten Mittheilung zu machen.

Die hannoverische Regierung versprach ferner, bei der kurhessischen Regierung dahin zu wirken, daß auch auf den hessischen Linien der Reuter'schen Gesellschaft die gleiche Vergünstigung gewährt würde, und ebenso auch in Baiern und Oesterreich den Bemühungen der Reuter'schen Gesellschaft um Begünstigung und Erleichterung des Telegraphenverkehrs ihre diplomatische Unterstützung zu gewähren. Um der hannoverischen Regierung jede Garantie für die allseitige Wahrung ihrer Interessen zu geben, erklärte sich die Compagnie bereit, mich zu ihrem Generalbevollmächtigten für den Betrieb der submarinen Telegraphenleitung und der hannoverischen Linien zu ernennen, sodaß also die ganze Vermittelung zwischen der Regierung und der Compagnie in meinen Händen liegen sollte.

Der König war mit diesem Plane, der in der That Hannover ganz außerordentliche politische und auch finanzielle Vortheile bot, da ja alle Depeschen aus Deutschland nach England künftig statt des Umweges über Belgien direct nach Hannover gegangen wären, einverstanden, und ließ sogleich den Grafen Platen und den Minister von Hammerstein, zu dessen Ressort die Telegraphenangelegenheiten ge-

hörten, nach Norderney kommen, um den Abschluß zu vollziehen.

Es fanden sich natürlich bei der Sache wieder die üblichen bureaukratischen Referentenschwierigkeiten, da ja hier etwas so ganz Neues und von dem gewohnten Geschäftsgange Abweichendes geschaffen werden sollte.

Diesmal aber griff der König energisch durch — Herr von Hammerstein selbst konnte die Nützlichkeit und die großartige Bedeutung des Projects nicht verkennen, und die Concession wurde Julius Reuter für seine Compagnie ertheilt. Die Herstellung des Kabels wurde noch im Herbst 1865 in Angriff genommen und ich erhielt von der Compagnie die Ernennung zu ihrem Generalbevollmächtigten für die Ausführung und spätere Verwaltung des Unternehmens. Dadurch erwuchs mir freilich abermals eine neue Arbeitslast, welche ich indeß mit Freuden übernahm, da gerade die Ausführung dieses Planes nach meiner festen Ueberzeugung ganz ungemein zur Erhöhung der Bedeutung Hannovers beitragen und ganz besonders zahlreiche, feste und sichere Fäden des Einflusses auf die öffentliche Meinung von ganz Europa in den Händen der hannoverischen Regierung vereinigen mußte.

Die Cabinetskrisis wegen des Wahlgesetzes dauerte

indeß auch in Norderney fort — Herr von Hammerstein und auch der Minister Windthorst, der eine Zeit lang dort war, versuchten die Sache anzuregen, der König wies aber jede Mahnung daran entschieden zurück und wurde noch mehr verstimmt darüber, daß man während seiner Sommerferien, wie er die Zeit des Aufenthalts in Norderney nannte, ihn mit dieser Angelegenheit behelligte.

Die Saison in Norderney hätte vielleicht nach einer ganz besondern Richtung hoch bedeutungsvoll werden können, wenn nicht gerade in der letzten Zeit der Existenz des Königreichs ein verhängnißvoller Unstern über allem gewaltet hätte, was unternommen wurde, um die unglückliche Katastrophe von 1866 abzuwenden.

Eines Tages arbeitete ich mit dem Könige in seinem Zimmer, nachdem zum Diner wieder die preußischen Herrschaften anwesend gewesen waren. Der König sprach sich sehr lebhaft über die Liebenswürdigkeit und die ausgezeichneten Eigenschaften des Prinzen Albrecht von Preußen aus und fügte dann hinzu:

„Ich habe den Prinzen auch gebeten, auf der Rückreise von hier in der Marienburg vorzusprechen und die Königin zu besuchen.“

Ich sprach meine Freude über die Anknüpfung so freundlicher Beziehungen aus und bemerkte dann, daß der Besuch des Prinzen in der Marienburg mir doppelt erfreulich erschiene, weil sich dort vielleicht noch neue Anknüpfungen bilden könnten, die für Preußen wie für Hannover gleich bedeutungsvoll sein müßten.

„Was meinen Sie?“ fragte der König.

Ich erwiderte, daß, wenn ein so liebenswürdiger und ausgezeichneter junger Prinz und zwei ebenso liebenswürdige und schöne Prinzessinnen sich begegneten, es mir nicht ausgeschlossen schiene, daß zwischen dem hohenzollern'schen und welfischen Hause sich abermals eine jener Verbindungen knüpfen könnte, von denen die Geschichte so ruhmvolle Beispiele aufweise.

Der König sagte, daß er daran nicht gedacht habe, doch schien mir sein Ton und seine Miene zu beweisen, daß ihm meine Bemerkung durchaus nicht misfallen habe.

Prinz Albrecht reiste ab.

Nach einiger Zeit traf ein Brief der Königin ein, in welchem sie von dem Besuche des Prinzen auf der Marienburg sprach; sie rühmte ebenfalls in den wärmsten Ausdrücken dessen Liebenswürdigkeit, erzählte, daß sie und die Prinzessinnen mit ihm viel

musicirt hätten und daß die Tage seines Aufenthalts dort ungemein angenehme gewesen seien.

Da der König gerade nach dem vorausgegangenen Gespräch mir diesen Brief mittheilte, so glaubte ich darin um so mehr eine Billigung meiner frühern Andeutungen zu sehen, und unterließ nicht, dieselben abermals zu wiederholen; abermals nahm der König meine Bemerkung in einer Weise auf, welche ich in einer so delicaten Angelegenheit nur für eine ganz entschiedene Zustimmung halten konnte.

Kurze Zeit nach der Rückkehr nach Hannover bat ich den Hofrath Schneider, dort vorzusprechen, und theilte ihm den eben erzählten Vorgang mit; ich machte ihn, der eine hohe Verehrung für den König Georg hegte, darauf aufmerksam, wie hochwichtig in den damaligen sich immer kritischer gestaltenden Zeiten eine Familienverbindung zwischen dem preußischen und hannoverischen Hause sein müsse, und wie durch die mit einer solchen Verbindung unerläßliche, so lange erwünschte und erstrebte Annäherung der beiden Höfe alle Misverständnisse und Differenzen die leichteste und freundlichste Aufklärung und Erledigung finden könnten.

Schneider begriff dies vollkommen, war über meine Mittheilung hocherfreut und übernahm es seinerseits,

in der allervorsichtigsten Weise die Sache in Berlin anzuregen und die maßgebende Stimmung in Betreff derselben zu sondiren.

Nach einiger Zeit schon konnte er mir mittheilen, daß die gemachten Andeutungen die herzlichste und freudigste Aufnahme gefunden hatten.

In froher Hoffnung sah ich der weitern Entwickelung dieser Angelegenheit entgegen, und ich bin heute noch überzeugt, daß die Katastrophe von 1866 nicht erfolgt sein würde, wenn jenes nach jeder Richtung hin so schöne Project zur Ausführung gekommen wäre und dadurch die beiden hohen Herren, welche so viele Berührungspunkte miteinander hatten und sowol durch die Bande des Blutes wie durch die historische Tradition miteinander verbunden waren, Gelegenheit zu unmittelbar persönlichem Ideenaustausch gefunden hätten.

Ich werde später erzählen, wie auch diese Idee, welche ich damals für den Talisman einer glücklichen Zukunft ansah, in unglückselig verhängnißvoller Weise scheiterte.

Der König wünschte zu jener Zeit mehr als je ein freundliches Verhältniß mit Preußen herzustellen, da er der Ueberzeugung war, daß alle Differenzen zwischen den deutschen Regierungen nur den Be-

strebungen der antimonarchischen Parteien zur Förderung dienten und daß eine gemeinsame Abwehr und eine gemeinsame Verständigung über die Mittel, die wahren Bedürfnisse des eigentlichen, arbeitenden Volkes zu befriedigen, die sicherste Garantie des monarchischen Rechtsbestandes in Deutschland und Europa seien.

Gleich nachdem der Vertrag mit Julius Reuter abgeschlossen war, ging ich deshalb nach Berlin, um zunächst auf dem Gebiete der Presse die Wege freundlichen Zusammenwirkens zu ebnen und jede scharfe Polemik auszuschließen, denn es lag weder in meiner noch in des Königs Absicht, die durch das Reuter'sche Abkommen zu gewinnende selbständige Ausdehnung des hannoverischen Einflusses feindlich gegen Preußen zu gebrauchen. Des Königs Princip war, wie ich stets wiederholen muß, immer das, zwar die völlige Unabhängigkeit zu bewahren und die eigene Bedeutung zu erhöhen, aber auf Grund jener Unabhängigkeit mit der preußischen Regierung ein freundliches Verhältniß zu erhalten und gemeinsame Interessen auch gemeinsam zu verfolgen. Der König beauftragte mich ausdrücklich, als ich von Norderney nach Berlin ging, in vorsichtiger und nichtofficieller Weise eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck zu suchen, und wenn ich zu derselben Gelegenheit fände, dem preußischen Minister-

präsidenten ganz unumwunden des Königs Anschauung über das Verhältniß von Hannover und Preußen mitzutheilen, ihm den aufrichtigen Wunsch des Königs zu erklären, über alle politischen Fragen eine definitive und gründliche Verständigung herzustellen, und ausdrücklich hinzuzufügen, daß der König besonders erfreut sein werde, wenn der Graf Bismarck eine Gelegenheit ergreifen wollte, um einmal nach Hannover zu kommen und sich mit ihm persönlich in aller Offenheit und Vertraulichkeit auszusprechen.

In Berlin war inzwischen an die Stelle des verstorbenen Obersten von Reitzenstein der bisher in Wien accreditirte Herr von Stockhausen zum hannoverischen Gesandten ernannt, während Herr von dem Knesebeck, bisher in München, den Posten in Wien erhalten hatte. Graf Platen war bei dem Vorschlage zu diesen Ernennungen von dem an sich ganz richtigen Grundsatze ausgegangen, daß man es vermeiden müsse, den fremden Höfen solche diplomatische Vertreter zu senden, welche in ihren politischen Gesinnungen ihnen ganz besonders nahe stehen, da man sonst der Gefahr ausgesetzt werde, in dem eigenen Gesandten nur einen Vertreter der Anschauungen derjenigen Regierung zu besitzen, bei welcher er accreditirt ist.

Herr von dem Knesebeck, der mannichfache verwandt-

schaftliche Beziehungen in Preußen hatte und überhaupt innige freundliche Beziehungen zu der preußischen Nachbarmacht für Hannover wünschte, wurde deshalb nach Wien geschickt, und Herr von Stockhausen, der ganz von den österreichischen Anschauungen durchdrungen und von tiefer Abneigung gegen Preußen erfüllt war, erhielt den Posten in Berlin.

In Betreff des Herrn von dem Knesebeck war die Wahl vortrefflich, in Berlin aber war Herr von Stockhausen gewiß nicht an seinem Platze, da er das gerade in jener Zeit so nothwendige und für die Existenz Hannovers so bedeutungsvolle freundliche Einvernehmen mit Preußen in keiner Weise zu fördern geneigt und Misverständnisse und Spannungen zu beseitigen nicht bestrebt war. Er vertrat in Berlin wesentlich das österreichische Interesse und suchte noch in den letzten entscheidenden Augenblicken die Verständigung mit Preußen durch eigenthümlich dunkle Intriguen zu verhindern, welche sich zum Theil gegen meine Person richteten und auf welche ich hier nicht näher eingehen will, zu denen er jedoch gerade mir gegenüber um so weniger Grund hatte, als ich seinen mir befreundeten Sohn durch mein Fürwort von einer nicht unverdienten Ungnade des Königs befreit und dessen Er-

nennung zum Legationssecretär bei der Gesandtschaft seines Vaters bewirkt hatte.

Herr von Stockhausen erhielt die erforderliche Mittheilung über meine Sendung in Betreff der Verständigung in den Preßangelegenheiten, natürlich blieb ihm aber der besondere und ganz vertrauliche Auftrag, den der König mir ertheilt, unbekannt.

Ich überzeugte mich in Berlin sogleich, daß der Gesandte meiner dortigen Thätigkeit durchaus feindlich sei; er hatte denn auch auf der Stelle eine dringende Warnung an den Grafen Platen gerichtet, sich mit Preußen auf dem Gebiete der Presse nicht einzulassen, da Hannover nur ausgebeutet und überlistet werden würde. Ich befand mich daher in Berlin ersichtlich und fühlbar mit dem Gesandten der eigenen Regierung in Conflict, was ohnehin eine sehr wenig angenehme Lage ist, auf mich aber ganz besonders widerwärtig und entmuthigend wirkte, da ich es gewohnt war, daß gewisse hannoverische Kreise gegen mich wegen meiner preußischen Geburt und meines frühern Dienstes in Preußen allerhand Verdächtigungen zu erheben nicht müde wurden.

Die Beziehungen zu Preußen waren daher für mich ein besonders delicates Gebiet und es war demnach wol erklärlich, daß ich in meiner Verstimmung

meine Thätigkeit ausschließlich auf das rein officielle Gebiet meiner Sendung begrenzte, mit dem Geheimen Regierungsrath Zitelmann, bei dem ich freilich Empfänglichkeit für weitere politische Ideen in keiner Weise vorfand, die Grundlage gegenseitiger Verständigung und eventuellen gemeinsamen Wirkens besprach und mich im übrigen darauf beschränkte, bei dem Ministerpräsidenten ohne weitere Bemerkung eine Karte abzugeben.

Herr von Keudell, welcher damals besonders das Vertrauen des Grafen Bismarck besaß, war mir zu jener Zeit nicht bekannt, und obwol ich vielleicht noch durch andere Personen Gelegenheiten hätte finden können, den Grafen Bismarck von den ganz vertraulichen Aufträgen, die mir der König ertheilt, in Kenntniß setzen zu lassen, so unterließ ich dies doch aus den vorher angeführten Gründen, um neuen Verdächtigungen über meine Beziehungen zu Preußen vorzubeugen.

Der König billigte meine Zurückhaltung unter den Verhältnissen, die ich ihm mittheilte, wenn er es auch lebhaft bedauerte, daß die Anregung eines persönlichen Ideenaustausches, den er so lebhaft wünschte, nicht stattgefunden hätte.

Ich meinerseits habe mir später oft über diese

meine Zurückhaltung Vorwürfe gemacht, ich hätte vielleicht die Empfindlichkeit meines persönlichen Gefühls hinter die Interessen des Königs und Hannovers zurückstellen sollen und würde dies auch unbedingt gethan haben, wenn ich hätte voraussehen können, wie nahe bereits die verhängnißvolle Katastrophe drohte. Es war dies jedoch zu jener Zeit noch nicht ersichtlich, der Vertrag von Gastein war abgeschlossen und dadurch eine neue Grundlage gütlicher Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen geschaffen, und daß so schnell, wie es nachher geschah, die lange schon gärende Frage zur kriegerischen Krisis getrieben werden würde, war damals noch kaum vorauszusetzen.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Hofes von Norderney spitzte sich die Ministerkrisis zur Entscheidung zu. Die Minister verlangten vom Könige die Vollziehung und Publication des Wahlgesetzes und die Herren von Hammerstein, Erxleben, Lichtenberg und Windthorst erklärten dabei, daß, wenn Seine Majestät die Vollziehung verweigere, sie gezwungen seien, ihre Entlassung zu nehmen.

Der König blieb bei seiner Weigerung und die Entlassungsgesuche der genannten Herren wurden übergeben.

Graf Platen, den ich in dieser Beziehung nach

Kräften unterstützte, suchte Windthorst für ein neugebildetes Cabinet zu retten, indem er dem Könige vorstellte, daß jener zwar wegen seiner Verpflichtungen gegen seine drei andern Collegen sich dem Entlassungsgesuche derselben anschließen müsse, daß er aber persönlich, wie Graf Platen meinte, dem Wahlgesetz eine so hohe Bedeutung nicht beilege und wol geneigt sein werde, demnächst in ein anderes Cabinet wieder einzutreten.

Der König, so sehr er die Bedeutung der eminenten Kräfte Windthorst's anerkannte, wies jedoch diesen Vorschlag auf das entschiedenste zurück. Denn gerade die Solidarität, in welche Windthorst mit seinen Collegen nach der Mittheilung des Grafen Platen getreten sein sollte und welche dieser scherzhaft den Rütlischwur nannte, misfiel dem Könige auf das höchste; er erblickte in derselben die Absicht eines gegen ihn auszuübenden Zwanges und hielt an der Anschauung fest, daß jeder Minister nur nach seiner eigenen Ueberzeugung handeln müsse und nur für seine eigenen Schritte verantwortlich sei. Er wies deshalb wiederholt die Wiederverwendung Windthorst's in einem neuen Cabinet zurück und erklärte den Vorschlag des Grafen Platen für ein constitutionelles Spiel, welchem er niemals in den Verhältnissen der hannoverischen

Regierung einen Platz einräumen wolle. Er sprach den Ministern den Wunsch aus, daß dieselben ihre Ressorts bis zur Ernennung ihrer Nachfolger weiter verwalten möchten, und beauftragte den Grafen Platen, ihm Vorschläge für die vacant werdenden Portefeuilles zu machen.

Zu dieser Zeit fand ein Manöver in der Gegend von Hildesheim statt. Nach Beendigung desselben begab sich der König mit dem militärischen Gefolge nach dem Jagdschloß Springe bei Hannover, und hier vorzugsweise wurden die Verhandlungen über die Neubesetzung der vier Ministerposten geführt. Der König wollte sich völlig freie und ruhige Ueberlegung wahren, um die ihm gemachten Vorschläge ganz unbefangen prüfen zu können, er wünschte deshalb keine persönliche Besprechung mit dem Grafen Platen, und mir fiel die Aufgabe zu, die Vorschläge des letztern dem Könige nach Springe zu überbringen, was, da die ziemlich lange Fahrt zu Wagen gemacht werden mußte, keine besonders angenehme Beschäftigung war.

Der König selbst hatte gleich von vornherein für das Ministerium des Innern den früher schon erwähnten Landdrosten Bacmeister in Aurich in Aussicht genommen. Er schätzte dessen Geist und feine Bildung sehr hoch, und ich konnte ihn aus vollster Ueberzeugung nur in der Ansicht bestärken, daß er

für die einigermaßen verwirrten Verhältnisse, welche die aufeinanderfolgenden so heterogenen Verwaltungen des Grafen Borries und des Herrn von Hammerstein hinterlassen hatten, keine geschicktere und kräftigere Hand finden könne als diejenige Bacmeister's. Derselbe war durch und durch Royalist, dabei aber ganz frei von engherzig beschränktem conservativen Vorurtheil, in seiner Person lag keine Provocation der liberalen Partei, daher war er ganz der Mann, um freisinnige Reformen, welche namentlich auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung dringend erforderlich waren, durchzuführen, ohne die feste monarchische Autorität zu gefährden.

Auch Graf Platen war ganz mit der Wahl Bacmeister's einverstanden und so stand denn dessen Ernennung zum Minister des Innern zunächst fest; freilich war Bacmeister's Gesundheit angegriffen und er erklärte sich denn auch auf die erste vertrauliche Anfrage zwar bereit, das Ministerium des Innern zu übernehmen, jedoch nur versuchsweise und unter der Bedingung, daß der König ihn unverzüglich seiner Stellung entheben wolle, sobald er fühlen würde, daß seine körperlichen Kräfte der Arbeitslast nicht gewachsen sein sollten.

Für das Cultusministerium nahm Graf Platen

den Legationsrath Freiherrn von Hodenberg, welcher Ministerresident im Haag war, in Aussicht. Diese eigenthümlich erscheinende Wahl war dadurch gerechtfertigt, daß Herr von Hodenberg, ein ebenso geistvoller wie nach allen Richtungen fein gebildeter Mann, der strengen kirchlichen Richtung angehörte, allen kirchlichen Fragen ein lebhaftes Interesse zuwendete und über die Verhältnisse der protestantischen Kirche in Holland sehr eingehende und ausführliche Berichte erstattet hatte, welche vom Könige mit großem Interesse aufgenommen worden waren.

Für die Justiz und für die Finanzen hatte Graf Platen zwei Persönlichkeiten aus dem alten hannoverischen Adel vorgeschlagen, deren Fähigkeit für diese Stellung freilich einigermaßen zweifelhaft erscheinen mochte. Graf Platen hatte jedoch den Wunsch, gerade in den Adelskreisen für das neuzubildende Cabinet Stützen zu gewinnen, und wünschte deshalb Vertreter jener Kreise in dasselbe hineinzuziehen; als Generalsecretäre für die Justiz hatte er den Oberjustizrath Leonhardt, für die Finanzen den Finanzrath Dietrichs vorgeschlagen, welche beide in ihren Fächern ungemein tüchtig waren und die mangelhafte Befähigung der adeligen Träger der Portefeuilles ersetzen sollten. Er trug mir auf, in diesem Sinne dem Könige seine

Vorschläge zu erläutern, und ich fuhr mit der aufgestellten Liste nach Springe.

Der König genehmigte sogleich die Ernennung des Herrn von Hodenberg. Als ich ihm die vom Grafen Platen für die Justiz und die Finanzen proponirten Namen vorlas, stutzte er und sagte:

„Diese Herren sind ja aber vollkommen unfähig, die ihnen zugedachten Posten auszufüllen.“

Ich wies ihn auf die vorgeschlagenen Generalsecretäre hin und theilte ihm die Gründe mit, welche den Grafen Platen bewogen hätten, gerade jene Persönlichkeiten für die beiden Ministerien zu wählen.

Der König stützte einige Augenblicke den Kopf in die Hände und sagte dann:

„Der Graf Platen glaubt also, daß Leonhardt und Dietrichs der Führung der Geschäfte des Justiz- und Finanzministeriums vollkommen gewachsen seien?“

„Gewiß, Majestät“, erwiderte ich, „und Graf Platen hat meiner Ueberzeugung nach in dieser Voraussetzung vollkommen recht.“

„Nun“, sagte der König, indem er sich ganz vergnügt die Hände rieb, „nehmen Sie einen Bleistift und streichen Sie die Ministercandidaten aus; wenn Leonhardt und Dietrichs die Arbeiten machen können, so sollen sie auch Minister sein, ich habe keine Stroh-

männer nöthig — wer die Arbeitslast des Amtes trägt, soll auch dessen Ehre haben!"

Die Entscheidung war bestimmt und unwiderruflich, ich strich die vorgeschlagenen Namen aus und überbrachte dem Grafen Platen die Willensmeinung des Königs. Er war zwar ein wenig betroffen, konnte aber nach seiner eigenen Erklärung keine Einwendung machen und begriff auch leicht, daß er persönlich auf die beiden vom Könige bestimmten Minister mehr Einfluß würde ausüben können als auf die schwerfälligen und eigensinnigen Herren, welche er zuerst ins Auge gefaßt hatte.

Charakteristisch für die Auffassung des Königs ist ein kurzer Artikel, den er mir während der Zeit der gespannten Erwartung, welche die Krisis im Publikum hervorrief, zur Veröffentlichung dictirte, und welcher deshalb hier eine Stelle finden mag:

„Hannover, 21. October 1865.

Es ist natürlich, daß ein sich vollziehender Wechsel in den Personen der obersten königlichen Diener das öffentliche Interesse erregt, und wenn der politische Zeitungs-Dilettantismus darüber seine Combinationen und Raisonnements macht, so ist das für das kanne-

gießernde Publikum der Bierstuben erbauend, für die politischen Kreise erheiternd.

So ist denn auch in den letzten Tagen eine unglaubliche Menge hochkomischer Dinge mit pythischem Ernste geschrieben und gesprochen, die wir uns haben zur Kurzweil dienen lassen, selbstverständlich ohne davon weitere Notiz zu nehmen.

Zwei tiefe Irrthümer haben wir jedoch in fast allen jenen Auslassungen gefunden, über welche wir einige aufklärende Bemerkungen nicht zurückhalten können.

Einmal hat man fortwährend von «Verhandlungen» gesprochen, welche mit diesen oder jenen Personen gepflogen würden, von «Beauftragungen» zur Bildung eines Cabinets.

Sodann hat man in den verschiedenen Zeitungen geschrieben, daß Verlegenheiten beständen, um geeignete Personen für die zu erledigenden Portefeuilles zu finden.

Beides ist zunächst thatsächlich unwahr. Es sind, wie wir bestimmt versichern können, keine Verhandlungen gepflogen, auch ist niemand beauftragt gewesen, ein Cabinet zu bilden.

Verlegenheiten haben bei der nicht geringen Zahl tüchtiger und in den Ressortverwaltungen bewährter

Männer im königlichen Dienste nicht bestehen können, auch haben die zur Ersetzung der ausscheidenden Minister bestimmten Personen vom ersten Augenblick der Erwägung dieser Frage an festgestanden, ohne daß irgendeine Schwankung oder Aenderung hierin eingetreten wäre.

Alle die Gerüchte, die man aussprengte, beruhen auf der von einem Theile unserer Journalistik geflissentlich genährten Sucht, unser ständisches Verfassungsleben den Mustern des modernen Constitutionalismus nachzubilden, während doch beide so grundverschieden voneinander sind. Unter einem monarchischen Regiment mit ständischer Verfassung, wie wir uns dessen erfreuen, sind die Minister nicht abhängig von diesen oder jenen Parteibildungen, diesen oder jenen Majoritäten, sondern sie führen die Regierung, gestützt auf die königliche Macht und Autorität, die ständischen Rechte ebenso gewissenhaft achtend als das königliche Recht fest vertretend und erhaltend. Von Verhandlungen, Programmen und constitutionellen Cabinetsbildungen kann dabei natürlich keine Rede sein.

Nicht die Ansichten politischer Parteien und Parteiführer, sondern die wahren Bedürfnisse des Volkes in allen seinen Klassen müssen die Richtschnur für ein kräftiges und fruchtbringendes monarchisches Regiment

sein, das, gerecht und milde nach allen Seiten, ruhig seinen Weg verfolgt, unbeirrt durch der Tagesmeinung wechselnde Strömungen.

Wo aber nicht die Ansichten von politischen Parteimajoritäten die Regierung bestimmen, sondern die königliche Sorge für das Wohl der Unterthanen, da kann weiter selbstverständlich auch von «Systemwechsel» niemals die Rede sein."

Die Ernennungen wurden vollzogen und am 21. October publicirt. Man war allgemein betroffen über das Ministerium, doch machte dasselbe im ganzen einen allseitig günstigen Eindruck, da die unbedingte Tüchtigkeit der einzelnen Cabinetsmitglieder für ihre Ressorts von niemand bezweifelt werden konnte. Ihre Persönlichkeiten waren hochehrenwerth und allgemein geachtet, und trotz des scharfen conservativen Charakters des neuen Cabinets konnte selbst die Opposition den ihr so geläufigen Vorwurf der Reaction nicht erheben, da keiner der neuernannten Minister in seinem Leben provocirend antiliberal aufgetreten war. Man war also gezwungen, Thaten zu erwarten, um ein Urtheil zu bilden und zu begründen, und es galt nun, diesem Ministerium eine fruchtbare, alle Parteien vereinigende, große und gemeinnützige Arbeit zuzuweisen.

Diese Arbeit begann denn auch unter der geistigen Führung Bacmeister's, mit dem ich seit langer Zeit auf dem Fuße freundschaftlicher Beziehungen stand, und ich war zu meiner Freude in der Lage, diesmal insbesondere mit dem Minister des Innern ohne Verstimmung und Mistrauen eifrig und nachdrücklich gemeinsam wirken zu können.

Die großen Erfolge, welche dieses Ministerium in der kurzen Zeit seiner Thätigkeit errang und welche die innern Zustände Hannovers immer sicherer und befriedigender hätten gestalten müssen, fielen indeß mit den verhängnißvollen Ereignissen zusammen, welche zu der großen Katastrophe von 1866 führten. Denn mit Abschluß des Jahres 1865 begann das große welterschütternde Drama, welches eine neue Phase der Weltgeschichte einzuleiten bestimmt war.

Nachwort.

Während des Erscheinens der vorstehenden Erinnerungsblätter in verschiedenen Zeitschriften haben dieselben bereits, ehe sie in ihrer Vollständigkeit dem Publikum vorgelegen, eine theilweise sehr gehässige Kritik erfahren. Ich bin nicht gesonnen, darauf irgendwie zu reagiren, am allerwenigsten auf manche plumpe und niedrige Angriffe etwas zu erwidern, die sich in den Augen desjenigen Publikums, für welches meine Aufzeichnungen bestimmt sind, selbst richten.

Ich habe das, was ich erlebt und gethan, soweit dies ohne Verletzung der Pietät und der Rücksichten des politischen Anstandes überhaupt möglich ist, klar und zusammenhängend erzählt. Das Urtheil darüber steht jedem frei, und ich kann natürlich nicht erwarten, daß diejenigen Kreise, welche zu jener Zeit zu meinen politischen Gegnern gehörten, meine Handlungen billigen und loben sollen. Mein Urtheil über Personen und

Verhältnisse gehört mir und bin ich weit entfernt, dasselbe für unfehlbar zu halten. Persönlich nach irgendeiner Richtung hin zu verletzen, war nicht meine Absicht, und ich glaube auch, bei nochmaliger Durchlesung der vorstehenden Blätter, in dieser Beziehung zu keinem Vorwurf Anlaß gegeben zu haben.

Thatsächliche Irrthümer, namentlich in Betreff von Vorgängen, welche vor meiner Zeit stattgehabt, mögen hier und da untergelaufen sein; eine Berichtigung derselben werde ich stets mit Interesse als eine nützliche Belehrung aufnehmen, sofern sie nachgewiesen ist.

So ist mir unter anderm zur Kenntniß gekommen, daß die in meiner Charakteristik des Königs Georg (S. 3) enthaltene Bemerkung, der ältere Doctor von Gräfe habe dem damaligen Kronprinzen in der unglücklich verlaufenen Operation den Sehnerv durchschnitten, als thatsächlicher Irrthum bezeichnet worden ist. Wer meine kurze Erwähnung dieses Vorgangs gelesen, wird überzeugt sein, daß dieselbe durchaus nicht eine Verkleinerung des großen Augenarztes bezweckte. Der Doctor Ferdinand von Gräfe, der Vater des noch berühmtern Albrecht von Gräfe, ist seit vierzig Jahren todt. Sein Ruf steht in den Kreisen der Wissenschaft unerschütterlich fest und könnte selbst durch eine unglückliche Operation nicht verkleinert werden. Ich habe

die Sache überhaupt nur deshalb erwähnt, um auf das unheilvolle Verhängniß hinzuweisen, welches während seines ganzen Lebens bei allen wichtigen Gelegenheiten auf dem Haupte des Königs Georg V. ruhte.

Ich nehme daher gern von der berichtigenden Erklärung des Herrn Dr. Neuber Act, welche in den öffentlichen Blättern erschienen ist und nach welcher die letzte entscheidende Operation, zu welcher Dr. von Gräfe nach Hannover gerufen war, nicht von diesem, sondern von dem Dr. Jäger vorgenommen sei. Der tragisch verhängnißvolle Zusammenhang zwischen dem Tode des großen Augenarztes und der Erfolglosigkeit der Operation des Kronprinzen wird ja durch jene Berichtigung, wenn auch in anderer Weise, constatirt, indem Herr Neuber besonders hervorhebt, daß der Schmerz über den unglücklichen Ausgang Herrn von Gräfe für die tödliche Krankheit besonders empfänglich gemacht habe. Das unheilvolle Verhängniß, welches dem unglücklichen Könige anhaftete, zeigt sich also auch nach der Darstellung des Herrn Dr. Neuber darin, daß der Mann, welcher zur Rettung seines Augenlichtes herbeigeeilt war, durch die schmerzliche Erschütterung über den nach seiner Ueberzeugung voraussichtlich hoffnungslosen Ausgang des Versuches, den Keim des Todes in sich aufnahm. Der König selbst sprach stets mit größter

Anerkennung und Hochachtung von Herrn von Gräfe, und ich habe selbst auf seinen Befehl einen Lehrer des Kronprinzen Ernst August, der schwer an den Augen erkrankte und der Gefahr der Erblindung ausgesetzt war, persönlich zu dem Doctor Albrecht von Gräfe gebracht, in dessen Klinik derselbe längere Zeit auf Kosten des Königs behandelt und auch geheilt wurde.

Es ist ebenfalls infolge einer beiläufigen Bemerkung in meinen Aufzeichnungen berichtigt worden, daß nicht der Graf von Borries, sondern der Minister Stüve bereits 1848 das alte Verhältniß aufgehoben habe, nach welchem die hannoverischen Drosten und Amtshauptmänner statt des Gehaltes die Nutznießung größerer Domänen erhielten. Dies ist mir sehr wohl bekannt, und meine Bemerkung an jener Stelle hatte nur den Sinn, daß die Veränderung der Verwaltung, welche durch die, unter Herrn von Borries vorgenommenen Verlegungen der Amtssitze abgeschlossen wurde, zu mannichfacher Unzufriedenheit im Lande Veranlassung gegeben habe, was ich, um jedes Misverständniß der betreffenden Stellen auszuschließen, nachträglich bemerke.

In weitere Discussionen werde ich nicht eintreten.

Ich habe es in dem Vorwort bereits ausgesprochen, daß niemand, der die Pflicht erfüllt, seine politischen

Erlebnisse und Verhandlungen öffentlich darzulegen, im Stande sei, sich zu völliger Objectivität zu erheben, so sehr er auch danach streben mag. Dies gilt natürlich auch für mich. Ich habe meine Erinnerungen zusammengestellt, wie ich sie in mir trage; natürlich zeigen sie die Farbe der Ueberzeugung, der ich in meinem ganzen politischen Leben treu geblieben bin.

Die Aufgabe und Pflicht des spätern Geschichtschreibers wird es sein, sie als historisches Material zu prüfen, und wenn sie zur Vervollständigung eines treuen und lebensfarbigen Zeitbildes beizutragen im Stande sind, so wird ihr Zweck erfüllt sein.

Wohldenberg, im Februar 1881.

O. Meding.

Berichtigung.

Seite 49, Zeile 5 v. o. statt: provisorische Regierung, lies: preußische Regierung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Zweite Abtheilung.

Das Jahr 1866.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Das Jahr 1866.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.



Vorwort.

Indem ich die zweite Abtheilung meiner Erinnerungen der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich im allgemeinen nur auf die Bemerkungen zurückzuweisen, welche ich dem ersten Bande vorausschickte.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen aus einer Zeit gewaltiger Bewegung und heißer Kämpfe. Was damals die Zeit bewegte und erfüllte in mächtigem Ringen, das wird und soll in den Blättern meiner Erinnerungen deutlich und lebendig zu Tage treten zur Feststellung der historischen Wahrheit über manche Vorgänge, welche bisher nicht vollständig oder nicht richtig bekannt waren.

Alles aber, was jene Zeit an Erbitterung und feindlichem Zwiespalt in sich trug, das möge versöhnt werden in der gemeinsamen nationalen Arbeit für das große neu geeinigte Vaterland. Diese Einigung erstrebten und ersehnten alle Gegner in jenen

Kämpfen — jeder auf seine Weise und nach seiner Ueberzeugung. Die Weltgeschichte hat ihr Urtheil gesprochen — diesem Urtheil sich zu beugen ist für Jeden Pflicht gegen das große Vaterland und Pflicht gegen sich selbst, und wenn dabei vieles Theuere versank, so darf die Pietät wehmüthiger Erinnerung den klaren Blick für die Gegenwart nicht trüben, die Kraft der Arbeit für die Zukunft nicht lähmen.

So mögen denn auch meine Erinnerungen an ihrem geringen Theile dazu beitragen, die Sieger und die Besiegten in jenen großen Kämpfen mit dem Geiste des Friedens zu erfüllen — des Friedens, der ja das letzte und höchste Ziel der ringenden Menschheit auf Erden ist.

Wohldenberg, im Mai 1881.

Oskar Meding.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I.

Bacmeister als Minister des Innern. — Die Reform der Gewerbegesetzgebung. — Aufhebung des Zunftzwanges. — Zusammensetzung der Commission zur Berathung des neuen Gewerbegesetzes aus Vertretern der verschiedenen Interessen und politischen Parteien. — Freundlicher persönlicher Verkehr des Ministers mit den Mitgliedern der Opposition. — Bürgermeister Miquel und Stadtsyndicus Albrecht. — Vollendung der Organisation der Preßleitung und wirksame Thätigkeit derselben. — Verstimmung der Bureaukratie. — Verbissenheit und Intriguen in bureaukratischen Kreisen. — Funfzigjährige Gedenktage der auf dem Wiener Congreß mit der Krone Hannover vereinigten Provinzen. — Reise des Königs in das Wendland und nach Ostfriesland. — Staatsrechtliche Erziehung des Kronprinzen. — Professor Maxen 1

Seite

II.

Schärfere Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich. — König Georg beschließt unbedingte Zurückhaltung. — Verstimmung des Königs und des Grafen Platen über die österreichische Politik. — Oesterreichische und preußische Werbungen um Hannover. — Das diplomatische Corps in Hannover. — Graf Ingelheim. — Prinz Ysenburg. — Graf Reiset. — Herr von Persiani. — Die englische Gesandtschaft. — Sir Charles Wyke. — Graf Quadt. — Herr von Middelburgh. — Diplomatische Bewegung. — Zur Vorbereitung in den entscheidenden Ereignissen. — Die Stellung Frankreichs. — Verhandlungen des Kaisers Napoleon und des französischen Ministeriums mit Preußen und Oesterreich. — Doppelspiel der französischen Politik. — Geheimer Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich vom 12. Juni 1866. — Zusammenkunft des Kaisers Napoleon und des Grafen Bismarck in Biarritz. — Die italienisch-preußische Allianz. — Drouyn de l'Huys über den Grafen Bismarck und dessen rückhaltslose Offenheit. — Französische Bedingungen für den bevorstehenden Krieg. — Die Entschädigung Hannovers von Preußen angeregt. — Der Kaiser Napoleon drängt zum Kriege . 30

III.

Erneutes Drängen der preußischen Regierung, die Beziehungen zu Hannover klar zu stellen. — Oesterreichische Propositionen. — Das wiener Cabinet will die Brigade Kalik und den General von Gablenz zur Verfügung Hannovers stellen. — Ablehnung dieser Propositionen von seiten des Königs Georg. — Einwirkung der englischen Diplomatie, um Hannover zum Anschluß an

Seite

Oesterreich zu bewegen. — Reise des Grafen Platen nach Berlin. Resultatloser Verlauf derselben. — Das Vermählungsproject des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzessin Frieberike von Hannover. Verhängnißvolle Verzögerung desselben. — Meine Sendung nach Kassel, um den Kurfürsten von Hessen zu einer gemeinsamen Neutralität mit Hannover zu bestimmen. — Strömung am hessischen Hofe. — Besorgnisse des Ministers Abée. — Sendung des Grafen von Wimpffen nach Kassel und des Prinzen Karl Solms nach Hannover. — Erneute Bündnißanträge des Kaisers Franz Joseph. — Erneute Abweisung derselben durch den König. — Oesterreichischer Mibilmachungsantrag am Bunde. — Die Abstimmung Hannovers. — Preußens Austritt aus dem Bunde. — Preußische Sommation an Hannover 65

IV.

Der 15. Juni 1866. — Der Beschluß des Gesammtministeriums über die preußische Sommation. — Antrag des Herrn von Bennigsen in der Zweiten Kammer. — Der Entwurf der Antwort auf die preußische Note. — Unterzeichnung desselben durch den König in Herrenhausen. — Deputation der Residenzstadt. — Preußische Kriegserklärung. — Abreise des Königs. — Ankunft in Göttingen. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches. — Aenderung in dem Armeecommando. — General Gebser, General von Tschirschnitz, General von Arentschildt, Oberst Dammers. — Abmarsch von Göttingen. — Sendung des Kanzlisten Duve und des Dr. Klopp, um die hessischen und bairischen Truppen

Seite

zur Vereinigung mit der hannoverischen Armee zu bewegen. — Planlose Märsche. — Uebertritt der Armee auf preußisches Gebiet bei Heiligenstadt. — Ankunft vor Langensalza 104

V.

Hauptmann von Zielberg als Parlamentär des Herzogs von Sachsen-Koburg. — Anerbieten des Herzogs zur Vermittelung. — Sendung des Majors von Jacobi an den Herzog. — Vormarsch auf Eisenach. — Verhandlungen des Herzogs von Sachsen-Koburg mit dem Major von Jacobi. — Hauptquartier zu Langensalza. — Erscheinen des russischen Gesandten Herrn von Persiani im Hauptquartier. — Wiederabreise desselben. — Generaladjutant Oberst Dammers nach Gotha gesendet. — Telegramm des Grafen Bismarck an den Herzog von Koburg dem Könige gesendet. — Antwort des Königs. — Einnahme von Eisenach durch die Avantgarde. — Rückzug der Brigade aus dem Gefecht auf ein Telegramm des Majors von Jacobi. — Stockung des Vormarsches. — Preußische Besetzung von Eisenach. — Hauptquartier Großbehringen. — — Der Generaladjutant von Alvensleben im Auftrag des Königs von Preußen. — Waffenstillstand. — Verhängnißvolle Misverständnisse über den Waffenstillstand. — Letztes preußisches Ultimatum durch den Obersten von Döring überbracht. — Preußischer Angriff durch den General Flies. — Schlacht bei Langensalza. — Kriegsrath nach derselben. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches nach Gotha. — Capitulation der Armee. — Der König beschließt, nach Wien zu

Seite
gehen. Verzögerung der Reise durch eine Etikettenfrage. — Der König nimmt seinen Aufenthalt auf dem Schlosse Fröhlich Wiederkunft. — Meine Abreise nach Linz, um mit dem Grafen Platen den König dort zu erwarten 154

VI.

Reise über Suhl und Regensburg nach Linz. — Die bairische Armee. — Siegeshoffnung der österreichischen Bevölkerung. — Zögerung des Königs mit seiner Abreise. — Die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz. — Unsere Abreise nach Wien. — Pessimistische Stimmung in Wien. — Spionenriecherei. — Audienz des Grafen Platen bei dem Kaiser Franz Joseph. — Muth und Fassung des Kaisers. — Bemühungen des Grafen Münster, den König von der Reise nach Wien abzuhalten und zum Frieden mit Preußen zu bestimmen. — Sendung des Grafen Bremer nach Wien. — Brief des Königs an den Grafen Platen. — Antwort des Grafen Platen. — Der König entschließt sich zur Abreise. — Inzwischen erfolgte Veränderung der Situation in Wien. — Ankunft des Königs. — Zurückhaltung der österreichischen Politik 197

VII.

Stellung des Königs zu Oesterreich. — Thätigkeit zur Vertretung der Interessen des Welfenhauses. — Stellung der europäischen Höfe zur hannoverischen Frage. — Die hannoverischen Beziehungen zu England. — Der Welfenorden. — Prinzeß Mary von Cambridge und der Herzog von Teck. — Vergeblicher Versuch, England zu einer Intervention zu Gunsten des Königs

Seite

zu bestimmen. — Die Reise des Herrn von Beust nach Paris. — Erhaltung Sachsens. — Herr von Beust der österreichische Zukunftsminister. — Der Staatsrath Klindworth, seine Vergangenheit, sein Einfluß. — Sendung des Generals von dem Knesebeck an den Kaiser Alexander II. — Stellung Rußlands. — Theilnahme des Kaisers für den König. — Sendung des Generals von Manteuffel nach Petersburg. — Brief des Königs Georg an den König von Preußen nach Nikolsburg. — Verweigerung der Annahme desselben. — Finanzielle Lage des Königs. — Vorschlag des Kaisers von Rußland, dem Kronprinzen Ernst August Braunschweig zu sichern gegen den Verzicht auf Hannover. — Bestimmte Ablehnung dieses Vorschlags. — Pläne, die Annexion von Hannover durch die Abdankung des Königs abzuwenden. — Graf Münster. — Bereitwilligkeit des Königs, abzudanken. — Sendung des Freiherrn von Hodenberg nach Berlin, um die Stellung der preußischen Regierung klarzustellen. — Bericht des Herrn von Hodenberg über seine Unterredung mit dem Grafen Bismarck 242

VIII.

Entschluß des Königs Georg über seine Haltung der Annexion gegenüber. — Entscheidung desselben für die Fortsetzung des Kampfes um seine Rechte. — Die braunschweigische Erbfolge. — Meine persönliche Stellung in der Krisis jener Zeit und mein Entschluß. — Die politische Lage Deutschlands und Europas. — Die Möglichkeiten der Zukunft. — Napoleon's Groll und die Nothwendigkeit eines künftigen Krieges zwischen

Seite

Frankreich und Preußen. — Plan für die Action des Königs in dem bevorstehenden Kampfe. — Herstellung einer eigenen diplomatischen und militärischen Thätigkeit. — Verbindung mit der demokratischen Idee zur Kräftigung des legitimen Rechts 285

IX.

Einrichtung des Königs zu dauerndem Aufenthalt in Oesterreich. — Die Villa Braunschweig in Hietzing. — Der Hof und die Umgebung des Königs in Hietzing. — Die Königin auf der Marienburg. — Sendung der Frau von Knesebeck nach der Marienburg, um die Prinzessin Friederike nach Hietzing zu geleiten. — Kleine Intriguen und Damenpolitik. — Graf Alfred Wedel übernimmt die Leitung des Hofhalts, der frühere Legationskanzlist Elster die Finanzgeschäfte. — Die Prinzessin Friederike kommt nach Hietzing in Begleitung der Frau von Heimbruch. — Der Feldmarschallieutenant Freiherr von Reischach. — Andeutungen über den Wunsch des österreichischen Hofes, daß der König nach England gehen möge. — Entschluß des Königs, in Wien zu bleiben. — Abschied des Königs Johann von Sachsen vom König Georg. — Der König als Chef des preußischen Regiments der Zietenhusaren. — Herr von Beust wird österreichischer Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern. Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Seine Stellung dem altösterreichischen Adel und dem katholischen Klerus gegenüber. — Die österreichische Bureaukratie. — Herr von Beust und König Georg. — Erweiterung der Umgebung des Königs. — Hauptmann von Düring, der letzte hannoverische Trup-

Seite
pencommandant im Felde. — Der letzte Vermittelungs-
versuch durch die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen 314

X.

Die diplomatische und militärische Frage nach der Annexion.
— Abberufung der hannoverischen Gesandten. — Die Consulate. — Die englische Regierung übernimmt die Vermittelung zur Regelung der Vermögensangelegenheiten des Welfenhauses. — Rechtsverhältnisse und Schwierigkeiten der Regulirung. — Der König weist die Pfandnahme der nach England geführten Staatsgelder zurück. — Die Verhältnisse der hannoverischen Armee. — Die Frage der Entbindung vom Fahneneide. — Verhandlungen darüber mit der preußischen Regierung durch eine Commission von hannoverischen Offizieren. — Gründe des Königs, die generelle Entbindung vom Fahneneide zu verweigern und nur den einzelnen Offizieren den Abschied zu ertheilen. — Erklärung darüber an die englische Regierung und an die hannoverischen Offiziere. — Eine Anzahl derselben stellt sich dem Könige zur Verfügung. — Bestimmung des Königs hierüber. — Die geheimen Comités in Hannover und Organisation des Widerstandes. — Protest des Königs vor den europäischen Mächten und Proclamation an die Hannoveraner. — Falsche Maßregeln der untern preußischen Behörden. — Polizei. — Die Bureaukratie in partibus in Hietzing. — Bestimmung des Königs über meine Mission nach Paris 346

I.

Bacmeister als Minister des Innern. — Die Reform der Gewerbegesetzgebung. — Aufhebung des Zunftzwanges. — Zusammensetzung der Commission zur Berathung des neuen Gewerbegesetzes aus Vertretern der verschiedenen Interessen und politischen Parteien. — Freundlicher persönlicher Verkehr des Ministers mit den Mitgliedern der Opposition. — Bürgermeister Miquel und Stadtsyndicus Albrecht. — Vollendung der Organisation der Preßleitung und wirksame Thätigkeit derselben. — Verstimmung der Bureaukratie. — Verbissenheit und Intriguen in bureaukratischen Kreisen. — Funfzigjährige Gedenktage der auf dem Wiener Congreß mit der Krone Hannover vereinigten Provinzen. — Reise des Königs in das Wendland und nach Ostfriesland. — Staatsrechtliche Erziehung des Kronprinzen. — Professor Maxen.

Der Winter 1865 begann unter günstigen Auspicien für die innern Verhältnisse und unter scheinbarer äußerer Ruhe, sodaß man glauben konnte, es werde nun eine Aera glücklicher und fruchtbringender Entwickelung für Hannover anbrechen.

Das Ministerium war in sich einig und besaß, soweit das überhaupt bei dem Charakter des Königs, der stets so eifersüchtig über seine monarchische Autorität wachte, nur immer möglich war, das volle Vertrauen des Königs. Die leitende Kraft des neugebildeten Cabinets war Bacmeister, der Minister des Innern. Sein weitumfassender Geist gab ihm große politische Gesichtspunkte, seine allseitige, feine und gründliche Bildung ließ ihn diese Gesichtspunkte zu systematischer Ordnung zusammenfassen, und seine lange Erfahrung in der praktischen Beamtencarrière lieferte ihm die Mittel zur Ausführung seiner Pläne und zur Ueberwindung der bureaukratischen Schwierigkeiten. Seine hohe geistige Ueberlegenheit, der eine seltene Beherrschung der Sprache und des Ausdrucks zur Seite stand, sowie sein fester Charakter, der bei aller klugen Zurückhaltung doch stets wahr und aufrichtig blieb und nie vom gegebenen Worte wich, sicherten ihm die vollkommenste Herrschaft über den Grafen Platen, der Bacmeister's hervorragende Eigenschaften um so mehr bewunderte, je weniger er davon besaß, und der, wie er selbst häufig sagte, sich stets sous le charme seines Collegen befand. Die Minister Dietrichs und Leonhardt wollten nichts weiter sein als Chefs ihrer Ressorts, deren Leitung sie mit meisterhafter Sicherheit

führten; Herr von Hodenberg war so viel jünger als Graf Platen und Bacmeister, daß er sich diesen willig unterordnete und sich darauf beschränkte, mit vorsichtiger und sicherer Hand die noch immer fortdauernde Verwirrung auf kirchlichem Gebiete — eine Folge der Katechismusbewegung — allmählich zu ordnen. Bacmeister selbst, ein Mann von den liebenswürdigsten Formen, ließ seine Collegen niemals seine Ueberlegenheit fühlen und war gerade dadurch seiner unbestrittenen Führung um so sicherer.

So war denn seit lange, und seit meinem Eintritt in den hannoverischen Dienst zum ersten mal, ein völlig homogenes und einiges Ministerium vorhanden, das nach unten hinab alle bureaukratischen Intriguen unmöglich machte und nach oben, dem Könige gegenüber, sichern Rückhalt hatte. Bacmeister begriff den Charakter des Königs vollkommen und hatte auch sympathisches Verständniß für denselben. Er war strenger Royalist, nach seiner Ueberzeugung bedurfte jedes Staatswesen einer mächtigen monarchischen Concentration, und oft sprach er es aus, daß der schlimmste Fehler eines willenskräftigen Herrschers weniger Schaden anrichte und leichter zu verbessern sei als die schwankende Unsicherheit, welche der Wettkampf zwischen bureaukratischem und parlamentarischem Eigensinn in dem mo-

dernen constitutionellen Staat entstehen lasse. Dabei aber war er mit klarem Blick den Bedürfnissen der neuen Zeitentwickelung zugewendet; er erkannte die Nothwendigkeit freisinnigen Fortschreitens auf allen Gebieten des politischen Lebens und war stets bereit, nothwendige Reformen ebenso furchtlos als fest anzugreifen.

Eins der wichtigsten und dringendsten Reformbedürfnisse trat ihm nun auf dem nationalökonomischen Gebiete in den Gewerbeverhältnissen des Königreichs Hannover entgegen. Es bestand noch fast völlig unverändert, wie ein Stück starrer Vergangenheit in die neue Zeit hineinragend, die alte Zunftverfassung mit all ihrem einengenden Zwang, der freilich dem Handwerk einen sichern festen Boden gab, aber zugleich jede freie Bewegung in lähmender Weise einengte. Hier that Abhülfe noth und die wirthschaftliche Gesundheit des öffentlichen Lebens erheischte dringend eine Aenderung.

Auf der andern Seite mußten diese Verhältnisse mit ungemein vorsichtiger Hand angefaßt werden, denn die Zünfte bildeten den Kern des ganzen hannoverischen Bürgerthums, das bürgerliche Handwerk aber war zugleich politisch die festeste Stütze der Regierung und der monarchischen Ordnung, und gerade durch die

Organisation der Zünfte war es zu verhindern möglich, daß die Kreise der kleinern Bürger vollständig der liberalen Agitation in die Hände fielen. Es konnte daher — und dies lag auch den rein wirthschaftlichen Ueberzeugungen des Ministers fern — nicht daran gedacht werden, eine vollständige Gewerbefreiheit nach der liberalen Schablone einzuführen. Die Aufgabe mußte vielmehr sein, die Zünfte in ihren gesunden Existenzbedingungen zu erhalten und zu kräftigen, dagegen aber die starren Fesseln zu lösen, in welche sie bisher das gewerbliche Leben eingeengt hatte, und die Möglichkeit eines Gewerbebetriebes auch außerhalb der Zünfte herzustellen.

Der Minister besprach mit mir sehr eingehend die Angelegenheit, und ich konnte nach allen Richtungen mit vollster Ueberzeugung sowol seine Ziele als die Wege, die er zur Erreichung derselben einschlug, nur durchaus billigen und ihm dabei meine rückhaltsloseste Unterstützung zur Verfügung stellen. Ich hatte auch bei dieser Gelegenheit wieder Veranlassung, Bacmeister's weiten politischen Blick ebenso zu bewundern als seine bis in die kleinsten Details eingehende Geschäftskenntniß und die Feinheit und gewandte Sicherheit, mit welcher er Personen und Verhältnisse zur Erreichung seiner Ziele zu behandeln verstand.

Es kam zunächst darauf an, den König zur Genehmigung der von ihm beabsichtigten Reform zu bestimmen, und um dahin zu gelangen, schlug Bacmeister den ganz entgegengesetzten Weg ein, als dies Herr von Hammerstein gethan hatte. Er stellte dem Könige die beabsichtigte Aenderung der Gewerbegesetzgebung nicht als eine gleichgültige und nicht nur äußerliche Maßregel dar, wie dies Herr von Hammerstein mit seinem Wahlgesetze gethan hatte, sondern er erklärte sogleich bei der ersten Anregung seines Planes, daß es sich um eine tiefeingreifende, das ganze wirthschaftliche Leben des Landes berührende Maßregel handle, und bat den König, derselben seine höchste Aufmerksamkeit zuzuwenden und die einschlagenden Fragen nach allen Seiten auf das unparteiischste und sorgfältigste prüfen zu lassen. Er wies auf das dem Könige so nahe liegende und so klar verständliche Beispiel Englands hin, wo die Zünfte und Gilden in freier Selbstthätigkeit aus eigener Kraft blühen und mächtig sind, obgleich ihnen kein das sämmtliche gewerbliche Leben lähmender Zwang zur Seite steht. An vielen Beispielen führte er die Verderblichkeit eines solchen Zwanges in Hannover aus, und der König schloß sich nach ernster Prüfung den Gründen des Ministers durchaus an.

Um nun nach allen Seiten gerecht zu sein und

sowol die Interessen der bisher privilegirten zünftigen Gewerbe als diejenigen des allgemeinen wirthschaftlichen Lebens vollkommen zu würdigen, schlug der Minister die Zusammensetzung einer vorberathenden Commission vor, in welcher alle verschiedenen Ansichten und Interessen Vertretung finden sollten. Denn wenn die Vertreter aller so verschiedenen Standpunkte, namentlich auch Vertreter der ständischen Opposition, an der Durcharbeitung der neuen Gesetzgebung nicht theilgenommen haben würden, so wäre gar keine Aussicht vorhanden gewesen, ein betreffendes Gesetz in der Kammer zur Annahme zu bringen.

Mit großem Geschick wählte der Minister die Mitglieder dieser Commission aus. Es wurden in dieselbe auch der inzwischen zum Bürgermeister von Osnabrück gewählte Miquel und der hannoverische Stadtsyndicus Albrecht, zwei sehr entschiedene Oppositionsmitglieder, aufgenommen.

Die Zünfte ihrerseits thaten alles Mögliche, um die beabsichtigte Reform zu verhindern. Sie wendeten sich in Petitionen an den König und fanden in den Hofkreisen Vertreter, welche das ganze Reformwerk als einen gefährlichen Eingriff in die conservative Staats- und Gesellschaftsordnung darzustellen geneigt waren.

Der König, den ich unausgesetzt über die öffentliche Stimmung unterrichtete, blieb fest.

Bacmeister selbst befürwortete die Aufnahme zweier zünftiger Handwerksmeister in die Commission zur Berathung des Gewerbegesetzes, und obgleich die Verschiedenheit der Meinungen und Interessen in dieser Commission dadurch noch bunter wurde, so gelang es doch der geschickten und energischen Leitung des Ministers, alle diese so heterogenen Elemente in der Zustimmung zu seinen Principien und auch zu den von ihm vorgeschlagenen formellen Bestimmungen zu vereinigen.

Es kam ein Gesetzentwurf zu Stande, welcher den Zunftzwang aufhob, dagegen aber den Zünften, indem er ihnen einerseits die freie Concurrenz entgegenstellte, andererseits in ihren Ehrenrechten, in der Vertretung des Handwerks, in den Kranken-, Witwen- und Unterstützungskassen und den gewerblichen Bildungsanstalten, die in ihre Hand gelegt wurden, eine so mächtige Anziehungskraft gab, daß jeder einzelne immerhin den Drang fühlen mußte, sich den Zünften anzuschließen. Der auf diese Weise zu Stande gekommene Gesetzentwurf, an welchem der König trotz immer und immer wieder versuchter Einwirkungen festhielt, wurde denn auch von den Ständen angenommen und wäre, wenn

die so schnell hereinbrechende Katastrophe nicht das Königreich Hannover unter dem Zusammensturze des Deutschen Bundeslebens begraben hätte, für lange Generationen hin ein segensreiches Denkmal der staatsmännischen Thätigkeit des Ministers Bacmeister geblieben.

Wie dieser in der einen speciellen Frage die verschiedensten und bisher sich so feindlich gegenüberstehenden Elemente zu gemeinnütziger und fruchtbarer Thätigkeit vereinigt hatte, so war er auch im allgemeinen politischen Leben mit Erfolg bestrebt, die scharfe und gehässige Erbitterung verschwinden zu lassen, welche bisher die politischen Parteien und insbesondere die Regierung und die parlamentarische Opposition voneinander getrennt hatte.

Bacmeister hatte, wie früher schon erwähnt, das Ministerium des Innern nur unter der Bedingung übernommen, daß der König ihm jederzeit seine Entlassung geben würde, wenn er fühlen sollte, daß seine Gesundheit den Anstrengungen seiner Amtsthätigkeit nicht mehr gewachsen sei. Er mochte dabei, obwol seine Gesundheit zart und schwankend war, wol den Hintergedanken gehabt haben, sich den Rückzug offen zu halten, wenn er nicht im Stande sein sollte, seine Ideen zur Durchführung zu bringen. Infolge dieses Vorbehalts

hatte er auch seine Familie noch nicht nach Hannover kommen lassen und lebte in einer provisorischen Wohnung als Garçon. Er konnte daher in seinem Hause noch keinen geselligen Mittelpunkt für den Ideenaustausch und die persönliche Annäherung der verschiedenen Parteien bilden, obwol er mit mir die Wichtigkeit eines derartigen Mittelpunktes, der bisher in Hannover vollständig gefehlt hatte, durchaus anerkannte. Indessen that er in dieser Beziehung dennoch das Mögliche, und seine Bemühungen hatten auch den ausgezeichnetsten Erfolg.

Ich erinnere mich, bei den Diners, die er im British-Hotel zu geben pflegte, die lebhaftesten politischen Gegner versammelt und auch den Grafen Borries im freundlichen Verkehre mit den Mitgliedern der Opposition gesehen zu haben, denen er früher nur in erbitterten parlamentarischen Kämpfen gegenübergestanden hatte. Aber auch im täglichen Verkehre war Bacmeister für die Ausgleichung der politischen Gegensätze thätig. Der Minister pflegte, da er eben als Garçon lebte, häufig den Abend in einem besonders für ihn reservirten Zimmer des damals sehr eleganten und besuchten Armster'schen Restaurants zuzubringen, wohin ich ihn fast regelmäßig begleitete.

Der Minister ließ nun die Führer der Opposition,

insbesondere Miquel und Albrecht, wissen, daß es ihm angenehm wäre, wenn er dort am Abend mit ihnen zusammenträfe, und ich führte ebenso häufig diejenigen Personen, mit welchen der Minister zu verkehren wünschte, in das reservirte Zimmer.

Es entwickelte sich dort ein ungemein anregender und interessanter Verkehr, bei welchem die bisher so schroff voneinander geschiedenen Persönlichkeiten aus den verschiedenen politischen Parteien sich kennen und auch anerkennen lernten, und bei welchem Bacmeister selbst durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit und seine große geistige Ueberlegenheit alles beherrschte.

Diese ungezwungenen Abendzusammenkünfte gehören mit zu meinen angenehmsten und lehrreichsten Erinnerungen, und sie trugen wesentlich dazu bei, aus den politischen Parteikämpfen alle Bitterkeit und persönliche Gehässigkeit zu entfernen. Hier hatte ich besonders Gelegenheit, Miquel und Albrecht näher kennen und schätzen zu lernen. Miquel, der damalige Bürgermeister von Osnabrück, war auch äußerlich eine überaus interessante Erscheinung. Sein bleiches und etwas kränkliches Gesicht war von Geist durchleuchtet, seine scharfblickenden dunkeln Augen sprühten von Feuer und Leben und schienen, wenn man sich mit ihm unterhielt,

die Gedanken, bevor man sie in Worte gekleidet, schon erfaßt zu haben. Er besaß ein außerordentlich ausgedehntes, dabei ebenso tiefes und gründliches Wissen auf allen Gebieten, und trotz seiner berufsmäßigen Beschäftigung mit der Jurisprudenz, welche so häufig alles geistige Leben zu absorbiren pflegt, verfolgte er mit dem lebhaftesten Eifer auch die weiten Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Dabei besaß er die angenehmsten Formen der besten Gesellschaft und die Unterhaltung mit ihm war ebenso erfreulich und wohlthuend als anregend und belehrend. Er war im eminentesten Sinne das, was man einen Realpolitiker nennt, und weit entfernt von liberaler Einseitigkeit. Bacmeister hatte den lebhaften Wunsch, ihn in die Regierung zu ziehen; er sprach oft mit mir darüber, und ich bin überzeugt, daß auch der König, wenn er Miquel persönlich kennen gelernt hätte, nicht nur Gefallen an ihm gefunden, sondern auch Vertrauen zu ihm gefaßt haben würde. Denn Miquel war ein Mann, der seiner ganzen Natur nach nicht danach strebte, die Autorität zu untergraben; er würde sie kräftig und nachdrücklich zur Ausführung seiner freisinnigen Ideen gehandhabt haben, welche durchaus nicht überall mit der landläufigen liberalen Schablone übereinstimmen.

Weniger genial als Miquel, stand der Stadtsyndi-

cus Albrecht mehr auf dem Boden der engern hannoverischen Verhältnisse; aber auch er besaß einen klar und scharf blickenden Geist, große Rechtlichkeit und Unparteilichkeit, und gerade ihm gegenüber war die persönliche Annäherung an den Leiter der Regierung von großer Wichtigkeit, da er durch dieselbe von vielen in der politischen Parteiisolirung vorgefaßten Meinungen zurückgebracht wurde.

Der Verkehr in diesem vertraulichen Kreise, welcher sich in ungezwungenster geselliger Heiterkeit um den Minister bildete, war von hoher politischer Bedeutung und gab Bacmeister einen größern Einfluß, als ihn jemals ein Minister vor ihm und selbst der Graf Borries in der Periode seiner unbestrittenen Herrschaft über die Majorität der Zweiten Kammer ausgeübt hatte.

Die Kreise des verbissenen Liberalismus, denen es nur um die Opposition quand même zu thun war, wurden darüber freilich sehr verstimmt. Sie misgönnten dem Minister den großen Erfolg, den er durch die Reform der Gewerbegesetzgebung, welche Herr von Hammerstein gar nicht anzurühren gewagt, fast spielend errungen hatte, indem er ein nach allen Richtungen befriedigendes und von den Führern der Opposition mit vertheidigtes Gesetz zu Stande gebracht hatte.

Man streute dann böswillig das Gerücht aus, die Vollziehung des Gewerbegesetzes durch den König werde endlich doch dieselben Schwierigkeiten finden wie diejenige der Wahlgesetz-Novelle unter dem frühern Ministerium. Auch die bureaukratischen Kreise unterstützten bereitwillig solche leise geflüsterte Gerüchte, da sie in Bacmeister trotz seiner feinen Form einen noch schärfern und strengern Meister fanden als in dem Grafen Borries, und alle ihre kleinen, eigensinnigen Intriguen sogleich erkannt und zerstört sahen.

Diese pessimistischen Vorhersagungen zerfielen selbstverständlich bald, da der König keinen Augenblick zögerte, das neue Gewerbegesetz zu vollziehen. Er hatte dasselbe ja vom ersten Augenblicke an als eine hochwichtige und tiefeinschneidende Reform erkannt; er hatte die commissarische wie auch die ständische Berathung über dasselbe auf das eingehendste verfolgen lassen und sowol den maßgebenden Grundsätzen des Gesetzes als den einzelnen Bestimmungen desselben aus voller und freier Ueberzeugung seine Zustimmung gegeben. Bacmeister hatte in einer ungemein kurzen Zeit eine der wichtigsten Fragen des hannoverischen Staatslebens gelöst und den Boden zu neuer Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens im Königreiche Hannover geschaffen.

Besonders peinlich empfand Herr von Bennigsen

diese Erfolge des Ministers des Innern, welche ihm den Boden persönlicher Angriffe entzogen, während er doch fühlte, daß ein Mann wie Bacmeister ihm ein weit gefährlicherer Gegner war als Graf Borries; auch bedrohte die immer markanter hervortretende Stellung Miquel's in sehr bedenklicher Weise die bisherige Alleinherrschaft des Präsidenten des Nationalvereins über die parlamentarische Opposition.

Miquel besaß im hohen Grade die positive Kraft realer, schöpferischer Gedanken, welche Herrn von Bennigsen abging. Ohne die Katastrophe von 1866 hätte es nicht fehlen können, daß Miquel binnen kurzer Zeit die parlamentarische Führung übernommen und Herrn von Bennigsen in die zweite Stelle zurückgedrängt oder gänzlich eklipsirt hätte. Bemühte man sich auch äußerlich, diese Verhältnisse zu verdecken, so war doch das Schisma in der liberalen Partei deutlich wahrnehmbar.

Die von dem überzeugungstreuen Dr. Eichholz geleitete „Zeitung für Norddeutschland" schlug einen wesentlich andern Ton an und die hämischen, verdächtigenden Ausfälle gegen die Regierung fanden nur noch im „Hannoverschen Courier", dem Organ der niedern Locale, einen Platz.

Auch mit dem Grafen Platen stand Bacmeister in

dem vortrefflichsten Verkehr. Er suchte und bedurfte dessen Vermittelung, der Graf Platen während des vorigen Ministeriums so gern den Schein herablassender Protection gegeben hatte, nicht, da er das Vertrauen des Königs besaß und völlig auf eigenen Füßen stand. Daneben imponirte Bacmeister's geistige Ueberlegenheit, die er dennoch niemals fühlen ließ, dem Grafen Platen fortdauernd, und dieser zog ihn auch in den auswärtigen Angelegenheiten stets zu Rathe, freilich ohne seine Meinung so zu befolgen, wie es für das Wohl Hannovers wünschenswerth gewesen wäre.

Zum ersten mal, seit ich in den hannoverischen Dienst getreten, bestand zu jener Zeit dauernd eine ungetrübte Einigkeit in dem Ministerium, ebenso wie zwischen dem Könige und seinen Ministern das vollständige nnd offene Vertrauen ohne Unterbrechung herrschte, und unter diesen Verhältnissen entwickelte sich auch meine unmittelbare Dienstthätigkeit, die Leitung der Presse und der öffentlichen Meinung, immer erfreulicher und fruchtbarer.

Die „Neue Hannoverische Zeitung", der officielle Staatsanzeiger, sprach, so oft es nöthig war, mit voller anerkannter Autorität und ohne jemals in irgendwelche Polemik einzugehen, die Ansichten der Regierung, über welche das gesammte Ministerium einig war, aus.

Die „Nordsee-Zeitung", das von der Regierung gestützte und geführte, aber in seiner unmittelbaren Redaction unabhängige Blatt, erhob sich zu einem bedeutsamen, namentlich auch im Auslande anerkannten und beachteten Organ. Die tüchtigen und wohlunterrichteten Correspondenten und Mitarbeiter — zu denen unter andern in Wien der damalige Redacteur der „Wiener Zeitung", spätere Geheimrath von Teschenberg, gehörte — schafften dem Blatte einen reichen und interessanten Inhalt, und ich setzte dasselbe stets in die Lage, von der Höhe wirklich politischer und staatsrechtlicher Sachkenntniß herab über die Tagesfragen urtheilen zu können.

Die kleine Provinzialpresse verbreitete die Anschauungen und Gründe der Regierung wie einen feinen Regen über das Land, und meine Correspondenten in den europäischen Hauptstädten hielten mich durch ihre fortlaufenden ausführlichen Berichte über die dort herrschende Stimmung unterrichtet, indem sie zugleich nach meinen Instructionen ihre Correspondenzen, ohne eine Spur der hannoverischen Inspiration, den verschiedensten großen Zeitungen zugehen ließen.

Die täglichen Zeitungsauszüge für den König und die Minister wurden mit einer stets steigenden Präcision und Schnelligkeit angefertigt und setzten alle Mit-

glieder der Regierung in den Stand, mit kleiner Mühe und geringem Zeitaufwand jederzeit auf der Höhe der öffentlichen Meinung zu stehen.

Auch zog ich die Wissenschaft und Kunst in den Bereich der Thätigkeit meines Bureau. Ich ließ in jeder Woche einen ausführlichen Bericht über die neuesten Erscheinungen auf diesen Gebieten anfertigen, der besonders bei Ihrer Majestät der Königin lebhaftes Interesse erregte. Da ich auch die verschiedenen Witzblätter für besonders bemerkenswerthe Organe der öffentlichen Tagesmeinung erachtete, so ließ ich durch ein besonderes typographisches Verfahren, welches unmittelbare Abdrücke von den Blättern selbst ermöglichte, aus allen Witzblättern Deutschlands, Englands und Frankreichs in jeder Woche die besten Bilder und die geistreichsten Bemerkungen auf einem Bogen zusammenstellen, eine Sammlung von hohem Interesse, welche besonders den König ungemein amusirte und von der ich heute noch einen Theil besitze, der gewissermaßen ein Bouquet der pikantesten Blüten bildet, welche die satirische Kritik der Zeitereignisse in diesen Tagen trieb. Es war in dieser Beziehung so ziemlich alles erreicht, was mir als Ziel einer richtig organisirten Preßleitung vorgeschwebt hatte. Die Regierung war stets wahrheitsgetreu, ausführlich und schnell über

alle Interessen und Ansichten der verschiedenen Cabinete und politischen Parteien unterrichtet, wie sich dieselben in den Organen der öffentlichen Meinung abspiegelten, und umgekehrt drang der leitende Gedanke der Regierung einheitlich und gleichzeitig nach den verschiedensten Richtungen, klar entwickelt und ausführlich motivirt, in die Oeffentlichkeit.

Die kleinere Bureaukratie freilich wurde über eine solche Preßleitung täglich mehr erbittert, da dieselbe alle ihre Intriguen aufrollte und alle Dunkelheiten erleuchtend zerstreute. Der zähe bureaukratische Widerstand machte sich besonders in Betreff der gleichmäßigen Vertheilung der Regierungsdruckarbeiten geltend. Es war bestimmt worden, daß diese Vertheilung in jedem Jahre nach meinem Vorschlage von dem Gesammtministerium vorgenommen werden sollte, doch waren die Schwierigkeiten und Verzögerungen in der Aufstellung der Verzeichnisse der bei den einzelnen Behörden zur Vergebung kommenden Druckarbeiten fast unüberwindlich, und es wurde endlich einem der tüchtigsten Rechnungsbeamten, dem Commissar Sengstock, die Vollmacht ertheilt, sich die betreffenden Acten in allen Bureaux der Regierung vorlegen zu lassen, um die Listen anzufertigen.

Trotz des Eifers und der Geschäftskenntniß dieses

Beamten war doch der Widerstand der bureaukratischen Kreise so groß, daß derselbe bei Ausbruch des Krieges von 1866 sein Commissorium noch nicht hatte vollständig durchführen können.

Daneben wurden die Vorarbeiten für die Ausführung der mit der Reuter'schen Telegraphencompagnie in London getroffenen Abmachungen eifrig weiter geführt. Das submarine Kabel von Hull nach Emden sollte im Anfange des Sommers 1866 gelegt werden. Es kam darauf an, die in Aussicht genommenen Verhandlungen mit den verschiedenen deutschen Regierungen zur Begünstigung des Reuter'schen Telegraphenverkehrs in Angriff zu nehmen, und daraus erwuchsen mir zahlreiche neue Arbeiten, die indessen ebenso interessant waren, als sie mir im Hinblick auf den großen zu erreichenden Zweck Freude und Befriedigung verursachten.

Von der Verbissenheit, welche in den bureaukratischen Kreisen herrschte und aus welcher die Agitation des Nationalvereins fortwährend Nahrung zog, möge hier nur ein besonders eigenthümliches Beispiel angeführt werden.

In der berliner „Kreuzzeitung" erschien eine kleine Correspondenz aus Hannover, in welcher über eine kleine kirchliche Feier bei Gelegenheit irgendeines Familienereignisses im königlichen Hause berichtet und

unter anderm der Bibeltext der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigt citirt wurde. Man hatte die citirte Bibelstelle nachgeschlagen, und in derselben hieß es ungefähr: „Wehe dem Lande, dessen König blind ist!“

Die ganze Sache war natürlich erfunden, und ich vermochte nicht zu begreifen, wie gerade die „Kreuzzeitung“ zu einem so plumpen Ausfalle habe die Hand bieten können. Zugleich aber hörte ich, daß von gewisser Seite bis in die Hofkreise hinein mit boshaftem Kopfschütteln Bemerkungen darüber gemacht wurden, daß solche hämische Angriffe gegen die Person des Königs gerade von der Partei in Preußen ausgingen, zu der ich gehörte und mit der ich stets in Verbindung gestanden hatte.

Ueber solche Verdächtigungen empört, beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen. Der damalige Redacteur der „Kreuzzeitung“, Dr. Beutner, war das Opfer einer Mystification geworden, indem er die Correspondenz, welche er trotz der ihm unbekannten Handschrift von seinem gewöhnlichen Correspondenten gesendet glaubte, als ganz harmlos aufgenommen hatte, ohne die Bibelstelle nachzuschlagen. Er war tief entrüstet, entschuldigte sich sogleich, als der Sachverhalt ihm bekannt wurde, und sendete mir das Manuscript zur Erforschung des Urhebers ein.

Ich ließ mir nun von dem Bureau, welches den verschiedenen Ministerialbeamten die Schreibmaterialien zu liefern hatte, die sämmtlichen dort ausgestellten Quittungen vorlegen und dieselben durch vereidigte Schriftkundige mit dem Manuscript der geheimnißvollen Correspondenz vergleichen.

Die Schriftkundigen erklärten denn auch sehr bald, daß die Handschrift eines Bureaubeamten des Finanzministeriums mit dem fraglichen Artikel übereinstimmte. Die Untersuchung wurde eingeleitet. Nach einigen Tagen erklärte ein höherer Finanzbeamter, unter welchem jener Secretär arbeitete und den wol niemand einer solchen That für fähig gehalten hätte, sich als den Schuldigen, indem er zugleich flüchtig wurde und sein Bekenntniß in einem zurückgelassenen Briefe niederschrieb.

Der König war schmerzlich bewegt, verzieh aber großmüthig die Beleidigung und unterstützte die Familie des Schuldigen in ihrer bedrängten Lage.

Es schien, als ob das Jahr 1865 wie im sinkenden Abendlicht noch zum letzen mal das hannoverische Königthum mit besonders hellem Glanze überstrahlen und dem Stolze des Königs auf sein Land und Volk eine besonders freudige Genugthuung bereiten sollte. Gerade in diesem Jahre unternahm der König mehrere Reisen in die Provinzen, bei denen ihm große

Huldigungen entgegengebracht wurden und seine persönliche Liebenswürdigkeit ihm alle Herzen gewann. Ich begleitete Se. Majestät im Hochsommer auf einer Reise in das Wendland, bei welcher der König die verschiedenen Städte der Provinz Lüneburg und mehrere Großgrundbesitzer, wie z. B. den Grafen Grote in Breese, den Grafen Bernstorff in Gartow und den Landschaftsdirector von Knesebeck in Corvin besuchte.

Diese Reise bot hochinteressante Momente und zeigte das eigenthümliche Leben des Wendenvolkes in anmuthigen und lehrreichen Bildern; war aber auch nicht wenig schwierig und anstrengend, da man häufig den ganzen Tag über bei 30 Grad Réaumur in gestickter Uniform auf den sandigen Landstraßen umherfahren und dann abends wieder nach so viel Staub und Hitze frisch bei den großen Diners erscheinen mußte, zu denen der König die Vertreter der ganzen Gegend versammelte.

Nicht minder anstrengend, aber auch nicht minder interessant und anregend war die Reise, welche der König im December, mitten im strengsten Winter, nach Aurich machte, um dort die funfzigjährige Gedenkfeier der Vereinigung der Provinz Ostfriesland mit der Krone Hannover zu begehen. Auch diese Reise fand trotz des ungünstigen Wetters unter fortwährenden Repräsentationen statt, und wir waren häufig gezwungen,

im Wagen Toilette zu machen. Der Aufenthalt in Aurich selbst, wo die ostfriesischen Stände versammelt waren, verlief unter fortwährenden anstrengenden Festen.

In jene Zeit fielen überhaupt die funfzigjährigen Gedenktage für alle jene Provinzen und Gebietstheile, welche der Wiener Congreß mit der Krone Hannover vereinigt hatte. Aus allen diesen Ortschaften erschienen dann Ende 1865 und Anfang 1866 zahlreiche Deputationen in Hannover, welche der König jedesmal in besonders feierlicher Weise empfing und denen er stets den aus der Tiefe seines Herzens emporsteigenden Wunsch wiederholte, daß das Welfenhaus mit seinen Unterthanen „bis zum Ende aller Dinge" verbunden bleiben möge.

Man hat über diese von dem Könige häufig wiederholte Redewendung viel gespottet; dieselbe ging indeß aus seiner innigen Liebe für sein Land, die all sein Denken und Fühlen erfüllte, und aus seiner Ueberzeugung von der göttlichen Unverletzbarkeit des monarchischen Rechts hervor. Jene Worte waren kein anmaßendes Pochen auf seine Macht, sondern nur ein frommer Herzenswunsch, und der edle, unglückliche Fürst ahnte damals nicht, wie schnell dieser aus seinem innersten Wesen hervorquellende Wunsch von dem daherbrausenden Strome der Weltgeschichte fortgespült werden würde.

Zu jener Zeit hatte der König noch eine Entscheidung zu treffen, welche für ihn von hoher Wichtigkeit war und ihn ganz besonders beschäftigte.

Die erste, um mich so auszudrücken, die Schulerziehung des Kronprinzen Ernst August war vollendet. Der Prinz hatte statt der Gouverneure und Erzieher in der Person des Rittmeisters von Klenck von der Garde-du-Corps einen Adjutanten und einen eigenen Hofhalt erhalten.

Es kam nun darauf an, demselben auch die für einen künftigen Regenten so bedeutungsvolle staatsrechtliche Ausbildung zu geben.

Der König war dagegen, den Kronprinzen behufs dieser Studien nach der Landesuniversität zu senden, wie dies im preußischen Königshause Sitte ist. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde — ob er darin eine Schmälerung der unnahbaren Würde des königlichen Hauses erblickte, oder ob die Königin ihren erlauchten Sohn nicht zu voller Selbständigkeit von sich lassen wollte, genug, der Besuch der Universität Göttingen seitens des Kronprinzen war von vornherein ausgeschlossen.

Es wurde nun vorgeschlagen, die bedeutendsten Staatsrechtslehrer von Göttingen nach Hannover kommen zu lassen, um dem Kronprinzen dort Vorträge zu halten. Dies wäre immerhin mit großen Schwie-

rigkeiten verknüpft gewesen, da diese Herren ja durch ihre Berufsthätigkeit an den Aufenthalt in Göttingen gebunden waren und in Rücksicht auf ihre dort zu lesenden Collegien nur schwer die Zeit zu solchen regelmäßig wiederholten Reisen hätten finden können.

Als der König mit mir über die Sache sprach, erlaubte ich mir, ihn auf diese Schwierigkeit aufmerksam zu machen, und fügte hinzu, daß, auch von derselben abgesehen, derartige vereinzelte Vorträge nicht dem zu erreichenden Zwecke zu entsprechen schienen. Es sei, um eine gründliche und allseitige Durchbildung des Kronprinzen auf den staatsrechtlichen Gebieten zu erreichen, meiner Ansicht nach nothwendig, daß ein tüchtiger Jurist einer so hohen Aufgabe seine volle Kraft ganz und ausschließlich widme und im täglichen Verkehre mit dem jungen Prinzen, im Anschluß an dessen Individualität, das juristische Wissen eröffne und sozusagen in succum et sanguinem führe.

Ich hatte bei einer frühern Gelegenheit einen jungen, in Göttingen habilitirten Privatdocenten, den Dr. jur. Maxen, kennen gelernt. Derselbe war ein ungemein kenntnißreicher junger Mann, der sich, aus armer Familie stammend, ganz aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte. Er war ein gediegener und feiner Jurist und schien mir vollständig die geeignete Persönlichkeit zu

sein, um sich mit voller und ganzer Kraft der staatsrechtlichen Erziehung des Kronprinzen zu widmen.

Ich schlug dem Könige vor, diesen in jeder Weise tüchtigen und befähigten Mann, dessen ehrenhafter Charakter ihm die allgemeinste Achtung erworben hatte, zum Staatsrechtslehrer des Kronprinzen zu bestimmen und denselben in dieser Eigenschaft dem Hofstaat Sr. königlichen Hoheit beizugeben, damit er außer den regelmäßigen Vorträgen auch durch steten Umgang und Verkehr an der juristischen Erziehung seines erlauchten Schülers wirken könne.

Der König billigte meine Ansicht; auch die vorgeschlagene Persönlichkeit schien ihm den an die Erfüllung des großen Zweckes zu stellenden Anforderungen zu entsprechen. Er ließ durch den Justizminister Leonhardt ganz vertrauliche Erkundigungen über den Dr. Maxen einziehen; er ernannte ihn zum Professor der juristischen Facultät und berief ihn dann, als der Bericht des Justizministers, ganz meinen vorläufigen Mittheilungen entsprechend, auf das vortheilhafteste sowol für die persönlichen als die juristischen Eigenschaften des Dr. Maxen ausfiel, an den Hof, um die Stellung als Staatsrechtslehrer des Kronprinzen zu übernehmen.

Diese Wahl erregte großes Aufsehen, da Dr. Maxen früher in Göttingen vielfach zurückgedrängt und von

den namhaften Professoren von oben herab behandelt worden war, um so mehr, als er sich zur katholischen Religion bekannte und bei jeder Gelegenheit eine der herrschenden Strömung in den Professorenkreisen scharf entgegengesetzte streng conservative Gesinnung an den Tag legte. Die Wahl war indessen nach meiner Ueberzeugung eine vortreffliche, und ich glaube durch die Anregung derselben dem Kronprinzen einen wirklichen Dienst für sein ganzes Leben erwiesen zu haben.

Professor Maxen erwarb sich schnell das wohlverdiente Vertrauen seines fürstlichen Schülers. Durch seine liebenswürdigen Umgangsformen wußte er das Interesse desselben auch für die trockenern Materien des Studiums anzuregen, und ich erinnere mich, daß später in Wien die österreichischen Erzherzoge über die gediegenen Kenntnisse des Prinzen auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts häufig ihre Verwunderung ausdrückten. Der Prinz hat seinem Lehrer durch alle Wechsel der Verhältnisse seine Zuneigung und sein Vertrauen bewahrt. Professor Maxen ist noch heute im Dienste des Herzogs von Cumberland und steht an der Spitze der herzoglichen Vermögensverwaltung.

Wäre es dem Prinzen vom Schicksal bestimmt gewesen, die Regierung des Königreichs Hannover anzutreten, so würde der juristische Unterricht des Pro-

fessors Maxen allgemeine und verdiente Anerkennung gefunden haben.

Ich habe früher im Laufe dieser Aufzeichnungen Gelegenheit gehabt, von der im politischen Leben so gewöhnlichen Undankbarkeit zu sprechen, welche geneigt ist, geleistete Dienste durch eifrige und bittere Feindschaft zu vergelten. Bei dem Professor Maxen war dies nicht der Fall. Er ist mir zu allen Zeiten, bis die Verhältnisse uns auseinanderführten, ein treuer und zuverlässiger Freund gewesen.

Während so das innere Leben in dem Königreiche Hannover sich immer freundlicher und hoffnungsvoller gestaltete, ballten sich an dem großen politischen Horizont immer fester die finstern Wolken zusammen, welche die drohenden Wetter in ihrem Schose bargen, und einem von oben herab auf die Welt niederschauenden Blicke hätte das Leben und Treiben in den einzelnen deutschen Staaten wie das Spiel der Mücken im flüchtigen Sonnenstrahl erscheinen müssen, der eben noch über den Rand des aufsteigenden Gewitters hervorblitzt.

II.

Schärfere Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich. — König Georg beschließt unbedingte Zurückhaltung. — Verstimmung des Königs und des Grafen Platen über die österreichische Politik. — Oesterreichische und preußische Werbungen um Hannover. — Das diplomatische Corps in Hannover. — Graf Ingelheim. — Prinz Ysenburg. — Graf Reiset. — Herr von Persiani. — Die englische Gesandtschaft. — Sir Charles Wyke. — Graf Quadt. — Herr von Middelburgh. — Diplomatische Bewegung. — Zur Vorbereitung in den entscheidenden Ereignissen. — Die Stellung Frankreichs. — Verhandlungen des Kaisers Napoleon und des französischen Ministeriums mit Preußen und Oesterreich. — Doppelspiel der französischen Politik. — Geheimer Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich vom 12. Juni 1866. — Zusammenkunft des Kaisers Napoleon und des Grafen Bismarck in Biarritz. — Die italienisch-preußische Allianz. — Drouyn de l'Huys über den Grafen Bismarck und dessen rückhaltslose Offenheit. — Französische Bedingungen für den bevorstehenden Krieg. — Die Entschädigung Hannovers von Preußen angeregt. — Der Kaiser Napoleon drängt zum Kriege.

Mit dem Ende des Jahres 1865 begannen die kaum beschwichtigten Differenzen zwischen Oesterreich

und Preußen, welche das ganze deutsche Bundesleben in Mitleidenschaft zogen, eine ernstere Schärfe anzunehmen.

Preußen trat immer deutlicher mit den Bestrebungen einer Bundesreform im Sinne der preußischen Führung in Norddeutschland hervor, und Oesterreich suchte entschiedener noch als bisher die Bundesregierungen an sich zu fesseln, um zunächst auf negativem Boden in der Vertheidigung gegen die preußischen Bestrebungen die deutschen Cabinete im Sinne der bei dem Fürstentage in Frankfurt gescheiterten Bestrebungen an die wiener Politik zu fesseln.

Der König, welcher, wie mehrfach erwähnt, stets das Heil und die Sicherheit Deutschlands in der freundlichen Einigkeit der beiden Großmächte des Bundes begründet erachtete, war über diese wachsende Entfremdung tief betrübt, wenn er auch freilich noch lange nicht an die nahe drohende Möglichkeit eines kriegerischen Ausbruchs glaubte; denn es war damals fast ein politisches Axiom, daß die europäischen Mächte einen das Gleichgewicht des Welttheils erschütternden Krieg in Deutschland nicht dulden würden. Er beschloß gleich beim Beginn der schärfern Verstimmung eine unbedingte Zurückhaltung. Seiner Ueberzeugung zufolge konnte er den preußischen Bundesreformvorschlägen

nicht zustimmen; ebenso wenig aber billigte er es andererseits, daß Oesterreich über die Rechtsprüfung der schleswig-holsteinischen Erbansprüche hinweg immer entschiedener die Prätensionen des Herzogs von Augustenburg begünstigte und der demokratisch gefärbten Bewegung zu Gunsten dieses Prätendenten sichtlichen Vorschub leistete. Die absoluteste Zurückhaltung von den Differenzen zwischen den beiden Großmächten schien ihm daher ebenso sehr der politischen Klugheit in Rücksicht auf die Machtstellung Hannovers als den Bundespflichten zu entsprechen. Er sprach es sogleich auf das bestimmteste aus, daß nach seiner Ueberzeugung ein Streit zwischen zwei Mitgliedern des Deutschen Bundes nur am Bunde selbst geführt und ausgetragen werden dürfte; ein Krieg zwischen zwei Bundesgliedern sei ein Verbrechen gegen das Grundprincip des Bundes, und wenn je eine so beklagenswerthe Eventualität eintrete, so sei es Pflicht einer jeden deutschen Regierung, sich daran in keiner Weise weder auf der einen noch auf der andern Seite zu betheiligen.

Im allgemeinen stand, abgesehen von den preußischen Bundesreformvorschlägen, der König bei dem Beginne des Conflicts mit seinen Sympathien mehr auf preußischer als auf österreichischer Seite.

Die feste Entschiedenheit, mit welcher der preußische

Ministerpräsident Graf Bismarck die monarchische Autorität gegen die parlamentarischen Uebergriffe vertheidigte, die sich damals bis zu Ungeheuerlichkeiten steigerten, welche heute kaum glaublich erscheinen, fand des Königs lebhaftesten Beifall, und die Hinneigung der österreichischen und sächsischen Politik zu der demokratischen Bewegung erfüllte ihn mit ernsten Besorgnissen. Mehrfach habe ich auf des Königs unmittelbare Veranlassung in der hannoverischen Presse sehr entschieden für die preußische Regierung in den Conflicten mit dem Abgeordnetenhause Partei genommen, und als z. B. das preußische Abgeordnetenhaus sich gegen einen Beschluß des Obertribunals erhob, welcher angeblich die Redefreiheit der Abgeordneten einschränken sollte, ließ der König einen Artikel in der „Nordsee-Zeitung" abdrucken, welcher an den Fall des Müllers von Sanssouci und an das alte Wort: „Es gibt noch Richter in Berlin", erinnerte und darauf hinwies, wie sich der absolute Monarch in der Fülle seiner unumschränkten Macht dem Gesetze und dem Richterspruche gebeugt habe, während der Parlamentarismus rechtsgültige Beschlüsse der Gerichtshöfe für null und nichtig zu erklären bereit sei.

Graf Platen theilte vollkommen die politischen Anschauungen des Königs, wenn er auch noch weniger

als dieser an die Möglichkeit eines wirklichen Kriegsfalles glaubte.

Auch er war über die österreichische Politik tief verstimmt, und dies um so mehr, als der früher schon erwähnte Dr. Bärens, welcher in der persönlich gegen ihn gerichteten verdächtigenden Agitation in Betreff der Veröffentlichungen des englischen Blaubuches hervorragend verwendet worden war, bei der österreichischen Statthalterschaft angestellt wurde, worin der Graf, und auch mit Recht, eine rücksichtslose persönliche Verletzung erblickte. Dennoch aber konnte er sich von der eigenthümlichen Abhängigkeit, in welcher seine persönlichen Erinnerungen, vielleicht auch die Traditionen seiner Familie ihn stets Oesterreich gegenüber hielten, nicht völlig freimachen, wodurch in Wien stets von neuem die Hoffnung erregt wurde, daß es doch endlich gelingen werde, Hannover auf die österreichische Seite hinüberzuziehen.

Die von dem Könige befohlene absolute Zurückhaltung in den Differenzen zwischen den beiden Großmächten stimmte, abgesehen von seiner politischen Ueberzeugung, auch durchaus mit der jeder festen Entscheidung nach irgendeiner Seite hin abgeneigten Charaktereigenthümlichkeit des Grafen Platen überein; freilich

faßte er die daraus hervorgehende Situation fortwährend zu optimistisch auf.

Während des Winters 1865 und des Frühjahrs 1866 fanden sowol von preußischer als von österreichischer Seite unausgesetzt die eifrigsten Bestrebungen statt, um Hannover zu gewinnen. Graf Platen fühlte sich ungemein wohl in dieser lebhaft umworbenen Position, welche zugleich seiner persönlichen Eitelkeit schmeichelte, und dachte nicht daran, daß die schmeichelhaften Werbungen von beiden Seiten eben nur so lange dauern könnten, bis ein wirklicher Conflict zum Ausbruch käme.

Gerade in jener Zeit entwickelte sich an dem hannoverischen Hofe ein so lebhafter diplomatischer Verkehr wie selten zuvor, und es erscheint daher nothwendig, auch die Persönlichkeiten des damals in Hannover accreditirten diplomatischen Corps näher zu charakterisiren.

Oesterreich wurde vertreten durch den Grafen von Ingelheim. Dieser Diplomat, früher Gesandter in Athen und damals fast 60 Jahre alt, war ein österreichischer Aristokrat von altem Schlage mit allen vorzüglichen Eigenschaften, aber mit vielen der Schwächen, welche dem österreichischen Adel eigenthümlich sind. Er besaß eine feine allgemeine Bildung, viel Weltkenntniß und Weltsitte, verbunden mit jener gutmüthig wohl-

wollenden Treuherzigkeit, welche die Formen der wiener Gesellschaft so angenehm machen. Sein politischer Blick, sonst klar und scharf, war befangen durch den unbedingten Glauben an den Beruf Oesterreichs, die erste Rolle in der Welt zu spielen, und auch an die Macht des Kaiserstaates, diese Rolle in Anspruch zu nehmen und zu behaupten; in dem Grunde seines Herzens war der alte stolze Spruch tief eingegraben: „Austria est imperatura orbi universo.“

Graf Ingelheim kannte den Grafen Platen in allen seinen Eigenthümlichkeiten ganz genau und wußte dessen Deferenz gegen den wiener Hof und gegen die wiener Gesellschaft mit großer Geschicklichkeit zu benutzen. Er erkannte klar, daß es bei der Festigkeit der Anschauungen des Königs unmöglich sein würde, Hannover zu einer bestimmten Parteinahme für Oesterreich zu bewegen; er war deshalb bemüht, durch seinen Einfluß auf den Grafen Platen jede Annäherung an Preußen und jede Verständigung mit dem berliner Cabinet zu verhindern, wol in der Ueberzeugung, daß die Verhältnisse dann endlich doch Hannover auf die österreichische Seite drängen würden.

Graf Ingelheim war Garçon, machte aber dessenungeachtet ein seiner Stellung und seinem persönlichen Reichthum entsprechend großes und angenehmes Haus.

Wegen seiner ungemein liebenswürdigen Eigenschaften war er bei der hannoverischen Gesellschaft besonders gern gesehen und benutzte seinen Einfluß auf dieselbe, um die Stimmung der Hofkreise, welche ohnehin vielfach mit der österreichischen Armee und Gesellschaft zusammenhingen, immer mehr für die wiener Politik zu gewinnen und so den König mit einer durchaus österreichischen Atmosphäre zu umgeben.

Preußen wurde vertreten durch den Prinzen Gustav zu Ysenburg und Büdingen, einen Mann von den feinsten und liebenswürdigsten Formen und von der wohlwollendsten Gesinnung. Er gehörte, schon als Mitglied einer reichsfürstlichen Familie, nicht zu denjenigen Kreisen, welche in der preußischen Bureaukratie und Armee vielfach verbreitet und geneigt sind, auf alles Außerpreußische und namentlich auf die übrigen deutschen Staaten mit verletzendem Hochmuth herabzublicken. Er hatte eine hohe persönliche Verehrung für den König Georg und das königliche Haus, und so sehr er auch von der Mission Preußens in Deutschland und von der durch dieselbe bedingten Nothwendigkeit der preußischen Politik überzeugt war, so war er doch von dem innigen Wunsche beseelt, diese Nothwendigkeit mit den Rechten der deutschen Bundesgenossen seines Herrn in Einklang zu bringen.

Lange schon erfüllte ihn die Besorgniß, daß die unsichere und dadurch unzuverlässig scheinende Haltung der hannoverischen Politik zu einer verhängnißvollen Katastrophe führen würde, und an seinen Bemühungen lag es wahrlich nicht, wenn ein innigeres Vertrauensverhältniß zwischen Berlin und Hannover und eine Annäherung der beiden Höfe immer und immer wieder Hindernisse fand.

Seine Stellung war schwierig und nicht angenehm. Der größte Theil der hannoverischen Hofgesellschaft, auch der mit der Regierung frondirende Adel trug eine große Preußenfeindlichkeit zur Schau oder zeigte wenigstens eine kühle Zurückhaltung, welche fast zu einer Sache der Mode geworden war, die auch diejenigen mitmachten, bei denen sie nicht Ueberzeugung war, oder die überhaupt zu politischen Ueberzeugungen nicht die Fähigkeiten besaßen. Es war dem Prinzen daher sehr schwer, einen außergeschäftlichen Einfluß in der Gesellschaft auszuüben; auch lebte er, abgesehen von dem speciellen Verkehre mit dem Hofe, sehr zurückgezogen, wozu ihn ein schmerzlicher Familienverlust noch mehr veranlaßte. Mit dem Grafen Platen stand er persönlich auf dem besten Fuße und ließ es auch außerhalb seiner unmittelbaren diplomatischen Erklärungen an freundlichen und wohlmeinenden Warnungen

nicht fehlen. Dieselben fanden indeß nicht den Glauben und die Beachtung, die sie verdienten, und Graf Platen scheute es, intimere Beziehungen zu einem preußischen Gesandten zu zeigen, um den Bemerkungen zu entgehen, die ihm darüber jedesmal von österreichischer Seite gemacht wurden.

Der Gesandte Napoleon's war der Graf von Reiset; ein Mann mit allen liebenswürdigen Eigenschaften des vornehmen Franzosen, von vieler diplomatischer Feinheit und einer tiefen künstlerischen, namentlich musikalischen Bildung, durch welche er dem Könige ganz besonders sympathisch wurde.

Seine Aufgabe in jener Zeit war indeß nur eine vorsichtige, vollständig zurückhaltende Beobachtung sowie die Aufrechthaltung der freundlichen Beziehungen, welche sich zwischen Napoleon III. und Georg V. in Baden-Baden gebildet hatten. Er machte ein angenehmes Haus, das der König besuchte. So erinnere ich mich noch einer Soirée im Winter 1865, bei welcher die königliche Familie und der ganze Hof erschien. Es wurde eine musikalische Composition des Grafen aufgeführt, und während die Gesellschaft versammelt war, traf ein Telegramm des Kaisers ein, in welchem er den König im Hause seines Vertreters begrüßte.

Der russische Gesandte Herr von Persiani war ein

sehr bejahrter kränklicher Mann aus der alten diplomatischen Schule, welcher meist wenig diplomatische Geschäfte hatte, da ja außer dem Hafenverkehre in gewöhnlichen Zeiten kaum völkerrechtliche Beziehungen zwischen Hannover und Rußland bestanden. Er pflegte indeß mit Takt und Geschick das persönliche Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältniß zwischen dem kaiserlich russischen und königlich hannoverischen Hause.

Die englische Gesandtschaft hatte in Hannover eine ganz besondere Stellung, indem sie nicht nur die englischen Staatsinteressen vertrat, sondern auch die rein persönlichen Beziehungen unterhielt, welche zwischen der Königin von England und dem Könige Georg als dem Chef des braunschweig-lüneburgischen Gesammthauses bestanden. Nach der Abberufung des Sir Howard, welcher durch seine im englischen Blaubuche veröffentlichten einseitigen Berichte über misverstandene Aeußerungen des Grafen Platen unmöglich geworden war, bekleidete Sir Charles Wyke den besonders ehrenvollen und von der englischen Diplomatie sehr gesuchten Posten in Hannover.

Er stand von alters her zu dem königlichen Hause in persönlichen Beziehungen und war wol von allen Diplomaten derjenige, der den meisten Einfluß auf den König ausüben konnte, da ihm in seiner Eigenschaft als Haus-

gesandter stets der Zutritt zu Sr. Majestät offen stand und der König auch von seiner Geburt und ersten Erziehung her stets eine Vorliebe für den Umgang mit den Mitgliedern der englischen Gesellschaft behalten hatte.

Der Gesandte des Königs von Baiern, Graf von Quadt-Wykradt-Isny, bairischer Standesherr und durch seine Gemahlin Verwandter des Grafen Rechberg, unterstützte, soweit er seinen Einfluß geltend machen konnte, den Grafen Ingelheim, um Hannover von jeder Annäherung an Preußen zurückzuhalten.

Der holländische Ministerresident van Middelburgh blieb der eigentlichen Politik ganz fern und beschäftigte sich nur mit den zahlreichen Beziehungen, welche sich aus der Grenzberührung zwischen Hannover und Holland und aus dem Handelsverkehre ergaben.

Die übrigen diplomatischen Vertreter der deutschen und auswärtigen Staaten residirten in Berlin und erschienen nur bei besondern Familienfesten des königlichen Hauses am hannoverischen Hofe.

Mit dem Winter 1865 war nun in das diplomatische Stillleben, welches sonst wie natürlich am hannoverischen Hofe zu herrschen pflegte, eine größere Bewegung gekommen. Die bekannten Aeußerungen Napoleon's über die unnatürliche Einengung der preußischen Grenzen hatten den König unangenehm berührt und

es waren auch in ganz vorsichtiger Weise darüber Andeutungen gemacht worden, welche freilich nur zu allgemeinen Erklärungen geführt hatten, die in der Form sehr freundlich und beruhigend, in der Sache indeß wenig aufklärend waren. Hätte der König in Paris eine Vertretung gehabt, welche auch nur annähernd im Stande gewesen wäre, den dunkeln und verborgenen Wegen der Napoleonischen Politik zu folgen, so wäre er vielleicht wachsamer geworden und hätte sich schneller zu entschiedenem Handeln entschlossen; aber seit Jahren war die hannoverische Diplomatie im Auslande, eingewiegt durch die Sicherheit, welche der Deutsche Bund gewährte, daran gewöhnt, sich vorzugsweise mit den angenehmen Seiten der diplomatischen Stellung und mit den laufenden Bureauarbeiten derselben zu beschäftigen, in den politischen Berichten aber nur die officiellen Erklärungen der Minister oder gelegentliche Bemerkungen der Gesandten der Großmächte zu referiren.

Durch meine verschiedenen Correspondenten kamen mir zwar mehrfach Andeutungen zu über das, was damals insbesondere zwischen Frankreich, Preußen und Italien vorging; allein diese Andeutungen, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit des Königs erregten, konnten nicht die Basis für eine diplomatische Thätigkeit bilden, und so kam es, daß zu der Zeit, in welcher schon

überall die Vorbereitungen für den großen Kampf des Jahres 1866 getroffen wurden, Hannover in ruhiger Sicherheit lebte und Graf Platen sich immer mehr in seiner allseitig umworbenen Stellung gefiel.

Um die Entwickelung der Ereignisse besser zu verstehen, mag hier gleich eine Darstellung der vorbereitenden, zu jener Zeit noch mit völligem Dunkel bedeckten Vorgänge eingefügt werden, wie ich sie später nach den Mittheilungen, die mir in Paris von eingeweihter Seite gemacht worden, zusammengestellt habe. Diese Darstellung von französischer Seite, — obgleich sie, wie ich später festzustellen in der Lage war, den wirklichen Vorgängen nur theilweise entspricht, — ist insofern hochinteressant, als sie die Illusionen erkennen läßt, welche man sich in Frankreich machte, ebenso wie das Doppelspiel, das Napoleon III. nach allen Seiten hin auch mit seinen Ministern trieb, und endlich den Wunsch der kaiserlichen Regierung, ihr Prestige als leitende Macht Europas auch in dem Augenblick noch scheinbar festzuhalten, in welchem ihr alle Fäden der wirklichen Leitung der Ereignisse entschlüpften.

Unzweifelhaft war man schon seit längerer Zeit in Wien sowol wie in Berlin von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt und entschlossen, diesen Krieg aufzunehmen; denn die tiefe Misstimmung, welche der

demüthigende Ausgang des frankfurter Fürstentages in Wien erregt und welche einen Augenblick die österreichische Politik zum Anschlusse an Preußen gedrängt, hatte dem erneuten und lebhaften Wunsche Platz gemacht, um jeden Preis die alte Suprematie des Hauses Habsburg wiederzugewinnen und die preußische Führung in Norddeutschland nicht zuzulassen. Umgekehrt war Graf Bismarck fest entschlossen, die Herzogthümer Schleswig und Holstein dem preußischen Einflusse nicht wieder entziehen zu lassen und überhaupt die getheilte und eingezwängte Macht Preußens in Norddeutschland abzurunden und zu stärken und zugleich die Führung der norddeutschen Staaten und den Schutz ihrer Grenzen zu übernehmen.

Diese Gegensätze waren unversöhnlich. Der Vertrag von Gastein war wol unzweifelhaft in dem innern Gedanken beider Contrahenten nur ein Waffenstillstand, auf welchen später erst der definitive Friede oder, was bei den diametral sich gegenüberstehenden Ansprüchen wahrscheinlicher war, der Krieg folgen mußte. Sowol für Oesterreich als für Preußen war es aber von höchster Wichtigkeit in diesem Kriege, sich den Beistand Frankreichs zu sichern oder sich wenigstens die Gewißheit zu verschaffen, daß Frankreich sich nicht im entscheidenden Moment auf die Seite des Gegners stellen

werde. Es begannen daher schon von jenem Augenblicke an von Wien diplomatische Bemühungen, sich der Haltung Frankreichs zu vergewissern.

Von seiten Oesterreichs handelte man mit der dieser Macht eigenthümlichen Langsamkeit, während der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck mit seiner genialen Kühnheit und schnellen Entschlossenheit unmittelbar auf das Ziel losging.

Nach meiner Ueberzeugung wollte Napoleon den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich; er hoffte, die beiden Mächte würden sich in diesem gewaltigen Kampfe so sehr schwächen, daß er in die Lage kommen werde, als unbestrittener Schiedsrichter zwischen sie zu treten. Vielleicht mochte er auf den Sieg des einen Gegners rechnen, um dann als Retter der unterliegenden Macht des Bündnisses derselben für lange Zeit um so sicherer zu sein. Er fürchtete vor allem die österreichisch-preußische Einigkeit; die Convention von Gastein hatte in Paris sehr unangenehm berührt, und Drouyn de l'Huys hatte schon am 29. August 1865 eine Circulardepesche an die französischen Diplomaten gerichtet, in der er sich in einem außergewöhnlich scharfen Tone darüber aussprach, daß die beiden deutschen Großmächte ohne Mitwirkung der übrigen europäischen Cabinete über die Herzogthümer verfügten.

Um so bereitwilliger nahm man daher in Paris die Anzeichen der wieder schärfer ausbrechenden Differenzen zwischen Wien und Berlin auf; um so eifriger that man alles, um den drohenden Conflict zu schärfen und zur kriegerischen Entscheidung zu treiben. Hierbei fand wieder das unglückselige Doppelspiel statt, von welchem der Kaiser Napoleon niemals lassen konnte, das so lange Jahre hindurch die europäische Politik verwirrte und endlich für ihn selbst verhängnißvoll wurde. Er machte durch seinen auswärtigen Minister eine officielle Politik, indem er zugleich daneben persönlich in der entgegengesetzten Richtung thätig war, bereit, im gegebenen Augenblicke, wie er das so oft gethan, den Minister fallen zu lassen und das im Stillen Vorbereitete zum Erstaunen aller Welt sichtbar werden zu lassen.

Diesmal wendete sich die officielle Politik Oesterreich zu, welches sich ebenso wie Preußen für den bevorstehenden Kampf die feste und womöglich wohlwollende Neutralität Frankreichs zu sichern bestrebt war.

Der Kaiser, welcher die italienischen Verschwörer fürchtete, die ihn stets an sein Wort: „Frei bis zur Adria", erinnerten, und welcher außerdem die immer drohender auftretende italienische Actionspartei von Rom abwenden wollte, indem er den nationalen Aspirationen

Italiens eine andere Genugthuung gab, bezeichnete in den Verhandlungen mit Oesterreich sehr deutlich den Preis seiner Neutralität. Dieser Preis war Venetien.

Obwol nun damals bereits in Wien viele Stimmen auch in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers laut wurden, welche den Besitz italienischer Provinzen nicht als ein Glück für Oesterreich erklärten und dazu riethen, diese Besitzungen als eine Quelle steter Unruhe der deutschen Stellung des Kaiserstaates zu opfern, so zögerte doch der österreichische Stolz immer und immer wieder mit dieser Concession, durch welche er sich, wenn sie rechtzeitig gemacht worden wäre, vor der schweren Niederlage von 1866 hätte bewahren können.

Die Verhandlungen gingen indeß immer weiter, und endlich, am 12. Juni 1866, also unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, wurde in Wien zwischen dem Herzog von Gramont und dem Grafen Mensdorff eine geheime Convention abgeschlossen, welche eins der eigenthümlichsten diplomatischen Actenstücke ist und manches sonst Unerklärliche verstehen läßt.

In dieser geheimen Convention verpflichtete sich Frankreich im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen zu einer vollständigen Neutralität sowie auch dazu, alles aufzubieten, um gleiche Neutralität von Italien zu erlangen.

Oesterreich dagegen verpflichtete sich, Venetien an Frankreich beim Abschlusse des Friedens abzutreten für den Fall, daß die österreichischen Waffen gegen Preußen siegreich sein sollten, — sowie auch für den Fall eines österreichischen Sieges in Italien, wenn dennoch die italienische Neutralität nicht zu erlangen sein sollte, nichts an dem status quo ante bellum in Betreff der Lombardei ändern zu lassen. Endlich stipulirte noch dieser eigenthümliche Vertrag, daß, wenn der Ausgang des Krieges die gegenseitige Stellung der deutschen Mächte untereinander verändern sollte, Oesterreich sich verpflichte, die Zustimmung Frankreichs nachzusuchen, bevor es irgendeine territoriale Veränderung annehme, welche geeignet sei, eine Veränderung des europäischen Gleichgewichts herbeizuführen.

Dieser Vertrag, welcher abgeschlossen wurde unmittelbar bevor Oesterreich die letzten entscheidenden Schritte zur Herbeiführung des Krieges unternahm, gibt den Schlüssel zu den fast unerklärlichen Vorgängen nach der Schlacht von Königgrätz. Das Opfer Venetiens war schon vorher ins Auge gefaßt und beschlossen, freilich für den Fall eines Sieges in Deutschland; doch war es ja natürlich, daß dieses Opfer nach der so unerwarteten, zerschmetternden Niederlage zur Rettung angeboten wurde, und die Bestimmung, daß

Oesterreich keine durch den Ausgang des Krieges bedingte territoriale Veränderung in Deutschland annehmen solle ohne Frankreichs Zustimmung, rechtfertigt, wenigstens dem wiener Cabinet gegenüber, vollständig die Einmischung Napoleon's in die Friedensverhandlungen. Außerdem aber gab dieser Vertrag Frankreich allen Vortheil; der Kaiser kam in die Lage, Italien gegenüber als Geschenkgeber auftreten zu können, und erlangte für alle Fälle einen Rechtstitel zur Theilnahme am Friedensabschluß, denn Veränderungen in den Verhältnissen der deutschen Mächte untereinander mußten ja unter allen Umständen eintreten, mochte nun Oesterreich oder Preußen siegreich bleiben.

Diesem Vertrage waren noch einzelne Erläuterungen beigefügt worden. Frankreich verpflichtete sich für den Fall der Abtretung Venetiens an Italien, daß die weltliche Herrschaft des Papstes und das Gebiet der päpstlichen Staaten unter allen Umständen intact erhalten werden sollten, versprach auch, für die dann zu ziehende Grenze in Italien zu garantiren, sowie das Princip einer von Italien an Oesterreich zu zahlenden Entschädigung für die Festungen im venetianischen Gebiete zu vertreten.

Frankreich übernahm ferner die Verpflichtung, Italien gegenüber dafür einzutreten, daß der Hafen von Vene-

dig nicht in einer die österreichische Flotte und die österreichischen Häfen bedrohenden Weise befestigt werde.

Endlich versprach Frankreich noch in einer besondern Erklärung, sich im Falle eines österreichischen Sieges einer Vergrößerung des Kaiserstaates in Deutschland nicht zu widersetzen, wenn diese Vergrößerung nicht so bedeutend wäre, um das europäische Gleichgewicht zu alteriren, und wenn Oesterreich unter allen Umständen darauf verzichtete, ganz Deutschland unter seine Oberhoheit zu vereinigen.

Auch hier also erwarb Frankreich unter scheinbarer Concession wieder den Rechtstitel zur Ausübung einer Vermittelung bei den künftigen Friedensverhandlungen, welche fast zu einem Schiedsrichteramt werden mußte.

Dies war das Resultat der langen Verhandlungen mit Oesterreich, welche erst unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges zum Ziele führten und bei denen das wiener Cabinet um so mehr dupirt erscheint, wenn man in Betracht zieht, was inzwischen nach preußischer Seite hin vorgegangen war.

Graf Bismarck mußte natürlich vor dem Eintritt in einen so gewaltigen Kampf, der über die ganze Zukunft Preußens und Deutschlands entscheiden, ja das europäische Gleichgewicht in seinen Grundlagen verändern sollte, die möglichste Sicherheit des Erfolges

gewinnen; dazu gehörte vor allem die Neutralität Frankreichs für alle Fälle und außerdem ein Bündniß mit Italien, welches besonders im Hinblick auf das übrige Deutschland wichtig war.

Man täuschte sich in Berlin nicht darüber, daß der größte Theil der deutschen Bundesstaaten auf die Seite Oesterreichs treten würde; dadurch mußte ein nicht unbedeutender Theil der preußischen Streitkräfte absorbirt und von der Action gegen die österreichische Armee abgezogen werden. Der gleichzeitige italienische Krieg sollte nun das Gleichgewicht wiederherstellen und auch die österreichische Streitmacht theilen, sodaß zwischen den sich unmittelbar gegenüberstehenden österreichischen und preußischen Armeen die gleiche Verhältnißzahl wiederhergestellt würde.

Zwischen Deutschland und Italien hatte bis zu jener Zeit ein einigermaßen gespanntes Verhältniß bestanden. Den ersten italienischen Einheitsbewegungen war die preußische Regierung wenig freundlich, ja zum Theil entschieden feindlich gegenübergetreten, und lange hatte das berliner Cabinet mit der Anerkennung des Königreichs Italien gezögert. Es mußte also auch für die Verhandlungen zur Anbahnung eines preußisch-italienischen Bündnisses der Anknüpfungspunkt unter schwierigen Verhältnissen gesucht werden.

Man war damals in der politischen Welt überzeugt, daß der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck für die Ausführung seiner Ideen bei der preußischen Vertretung in Paris, wo damals der Graf von der Goltz preußischer Gesandter war, entweder nicht das volle Verständniß oder nicht die genügend entschiedene und rückhaltslose Unterstützung fände.

Die Kaiserin Eugenie, zu allen Zeiten trotz äußerlich freundlicher Beziehungen eine Gegnerin Preußens und eifrige Freundin Oesterreichs, übte, wie man zu bemerken glaubte, durch den in der That großen Zauber ihrer Persönlichkeit auf den preußischen Gesandten einen entscheidenden Einfluß aus, und man nahm in eingeweihten Kreisen an, daß sie sich mit dem Gedanken trage, den Grafen von der Goltz an die Stelle des Grafen Bismarck treten zu sehen.

Allen diesen verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen mochte es zuzuschreiben sein, wenn zwischen Preußen und Frankreich auf dem diplomatischen Wege durch die preußische Gesandtschaft keine Verhandlungen eingeleitet wurden, da dieselben kaum im Stande gewesen wären, so klare Resultate herbeizuführen, wie es dem willenskräftigen Sinne des Grafen Bismarck entsprach, der, sobald er einmal eine politische Noth-

wendigkeit erkannt, derselben auch mit der vollen Energie seines Charakters entgegenschritt.

Graf Bismarck ging im November 1865 selbst nach Biarritz, wo sich damals der Kaiser Napoleon befand, um im persönlichen Ideenaustausche möglichste Klarheit zu gewinnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, wenn auch über die dort stattgefundenen Reden nur die Betheiligten allein Kenntniß haben können, daß Napoleon dem preußischen Ministerpräsidenten gegenüber sich günstig aussprach, während er durch seine officielle Politik Oesterreich zu unterstützen schien.

Daß Napoleon den Hintergedanken hatte, sich im Falle eines preußischen Sieges eine territoriale Compensation für Frankreich gewähren zu lassen, sei es durch ein Gebiet am linken Rheinufer, sei es in Belgien oder in Luxemburg, ist gewiß. So viel aber steht fest, daß der preußische Ministerpräsident es mit ungemeiner Geschicklichkeit verstand, jede eingehende Erörterung zu vermeiden, und der Klippe auswich, sich seinerseits zu engagiren. Er bekämpfte Napoleon mit dessen eigenen Waffen und erreichte ganz im Gegensatz zur österreichischen Diplomatie ohne eigene Verpflichtungen von dem Kaiser die Förderung seiner Zwecke. Napoleon versprach dem Grafen Bismarck mündlich

für den Krieg mit Oesterreich seine „neutralité bienveillante“. Nähere Modalitäten über dieselbe wurden nicht discutirt, auch über künftige Arrangements wurde nichts festgestellt. Obgleich der Kaiser sich über die Möglichkeiten der Zukunft nicht aussprach, so machte er doch dem Grafen Bismarck den Eindruck, als hoffe er auf eine Niederlage Preußens und werde dann bereit sein, gegen Entgelt Hülfe zu leisten.

Dies alles ging neben und ohne den damaligen französischen auswärtigen Minister Drouyn de l'Huys vor sich, welcher fortwährend den Krieg in Deutschland zu vermeiden, oder wenn derselbe nicht mehr zurückzuhalten sein sollte, wenigstens das Gewicht des französischen Einflusses entschieden für Oesterreich geltend machen wollte. Drouyn de l'Huys sprach sich noch später mir gegenüber in dieser Beziehung sehr klar und bestimmt aus.

Das alte Frankreich, sagte er, habe überall in Deutschland, in Italien und in den Niederlanden dem Hause Habsburg sich gegenüber befunden und es sei deshalb die Aufgabe der bourbonischen Politik gewesen, Oesterreich überall zu bekämpfen, seine Macht zu brechen und seinem Einflusse Hindernisse zu bereiten. Dies sei jetzt nicht mehr der Fall; überall, wo früher der Einfluß des habsburgischen Kaiserthums Frankreich

entgegengetreten sei, stände demselben jetzt Preußen gegenüber. Preußen strebe nach der politischen und militärischen Einigung Deutschlands, und deshalb sei es für das Napoleonische Frankreich geboten, überall gegen Preußen für Deutschland einzutreten. Die Politik des Ministers Drouyn de l'Huys ging daher zu jener Zeit vollständig getrennt neben der des Kaisers Napoleon her. Der Kaiser mochte sich vorbehalten, je nach dem Gange der Ereignisse entweder seine eigenen geheimen Fäden fallen zu lassen oder aber seinen Minister zu desavouiren und seine persönliche Politik auch officiell aufzunehmen.

Im auswärtigen Ministerium in Paris galt damals die Absicht, welche den Grafen Bismarck nach Biarritz geführt hatte, als im wesentlichen gescheitert. Thatsächlich indeß trug der preußische Ministerpräsident die Zusicherung einer wohlwollenden Neutralität von seiten des Kaisers mit sich fort, und unmittelbar darauf begannen die Verhandlungen mit Italien, infolge deren sich bald darauf der General Govone nach Berlin begab, um dort in aller Stille die Verabredung über die militärischen Operationen gegen Oesterreich zu treffen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Aeußerung, welche Drouyn de l'Huys mir gegenüber im Jahre 1869 über jene Epoche that und über

welche ich unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Worte eine Aufzeichnung notirte. Drouyn de l'Huys erzählte mir wörtlich Folgendes über ein Gespräch, das er mit dem Grafen Bismarck gehabt:

„Quelquefois cet homme d'État vous étonne par sa franchise. Dans un entretien que j'avais avec lui, il m'expliqua la nécessité politique pour la Prusse à prendre la domination sur l'Allemagne du Nord et de faire la guerre à l'Autriche pour y arriver. Après cela il m'a dit ceci:

„Je vous demande le consentiment à cette guerre fatalement nécessaire, et en même temps les conditions de votre consentiment. Si c'était une guerre de défense, je ne vous en parlerais pas; car vous comprenez, qu'étant attaqué on se défend sans demander la permission de personne.

„Je ne vous en parlerais non plus, si l'honneur de la Prusse était engagé, car je défendrais l'honneur de ma patrie, s'il le fallait, contre le monde entier.

„Mais la guerre dont il s'agit est purement et simplement une guerre d'ambition, c'est-à-dire d'une ambition qui est un devoir pour la Prusse, à laquelle elle ne saurait jamais renoncer sans manquer à la mission que l'histoire lui impose.

„Maintenant on est ambitieux ou on ne l'est pas selon les chances sur lesquelles on peut compter. Quand on ne voit pas de succès possible, on remet ses ambitions pour un moment plus favorable. J'aurai affaire à l'Autriche et à une grande partie de l'Allemagne et vous ne me croirez pas assez fou pour m'engager dans une lutte aussi sérieuse, sans être sûr et certain, que vous ne tomberez pas sur moi.

„Si vous ne la voulez pas — pas de guerre.

„Si vous la voulez, faites vos conditions.“

Drouyn de l'Huys fügte hinzu, daß er sich die größte Mühe gegeben habe, um vom Kaiser Napoleon das einzige Wort zu erlangen: „Ich will den Krieg in Deutschland nicht“; aber daß er denselben niemals habe dazu bestimmen können, dies Wort auszusprechen.

Drouyn de l'Huys muß bei dieser Mittheilung entweder eigene Erinnerungen mit Aeußerungen, an die ihn Napoleon glauben lassen wollte, zusammengeworfen oder die Absicht gehabt haben, seine Politik vor derjenigen des Kaisers als die richtige hervorzuheben, oder endlich auch der Macht Frankreichs ein ganz besonderes Relief zu geben, indem er die Auffassung verbreitete, als habe es nur von der Befolgung seiner Rathschläge von seiten des Kaisers abgehangen, den Krieg von 1866 zu verbieten.

Da nun Aeußerungen in dem Sinne der oben angeführten mehrfach gemacht und auch in französische Journale und Broschüren übergegangen sind, so wird auch in der künftigen französischen Geschichtschreibung eine ähnliche Darstellung ihren Platz finden und vielleicht stereotyp werden.

Deshalb lege ich besondern Werth darauf, in dieser retrospectiven Zusammenstellung der dem Feldzuge von 1866 vorhergehenden Ereignisse ausdrücklich hervorzuheben, daß, wie ich später bestimmt festzustellen Gelegenheit hatte, Derartiges oder nur analog Aehnliches thatsächlich niemals vorgekommen ist. In all der verworrenen Dunkelheit, welche das wundersame Doppelspiel der Napoleonischen Politik über jene Zeit verbreitet, steht historisch nur fest, daß das französische Ministerium unter Drouyn de l'Huys nur mit Oesterreich verhandelte, während preußischerseits nur der Graf Bismarck persönlich und mündlich mit dem Kaiser Napoleon über den bevorstehenden Krieg sprach und von demselben ohne specielle Erörterungen der Eventualitäten der Zukunft die Zusage einer „neutralité bienveillante" erhielt.

Napoleon behielt seine eigentlichen Hintergedanken ausschließlich für sich. Er war mit seinem auswärtigen Ministerium nur darin völlig einig, um jeden Preis eine scharfe Trennung zwischen Oesterreich und

Preußen zu erreichen und womöglich Deutschland in zwei Theile zu spalten, wobei indeß Drouyn de l'Huys den Gesichtspunkt festhielt, wenn möglich den Krieg zu vermeiden oder ihn wenigstens für Oesterreich so günstig zu wenden, daß eine vollständige Niederlage desselben und die Herstellung der preußischen Hegemonie vermieden würde. Er würde dann nach seiner Hoffnung als Beschützer des geschlagenen Preußens seinen Lohn gefordert haben.

Endlich im Februar 1866 erklärte der Kaiser an Drouyn de l'Huys die Bedingungen, welche er für die Möglichkeiten der künftigen Entscheidung festgehalten wissen wolle. Dieselben waren die folgenden:

Für den Fall, daß der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich einen für Preußen siegreichen Ausgang nehmen sollte, genehmigt Frankreich die Annexion der Herzogthümer Schleswig und Holstein an Preußen unter der Bedingung der Zurückgabe der nördlichen Districte von Schleswig an Dänemark.

Frankreich genehmigt die territoriale Vereinigung der beiden Hälften der preußischen Monarchie durch die Erwerbung einzelner entsprechender Theile von Hannover und Kurhessen. Hannover soll für diese Gebietsabtretung entschädigt werden und dafür ein Territorialäquivalent in Lauenburg und Holstein erhalten.

Frankreich genehmigt den preußischen Oberbefehl über das neunte und zehnte Bundesarmeecorps, um in dem Norden von Deutschland den preußischen Einfluß einheitlich herzustellen. Preußen dagegen wird sich einem ähnlichen Arrangement, welches zwischen Oesterreich und den süddeutschen Staaten getroffen werden möchte, nicht widersetzen.

In dem Falle, daß der Krieg einen für Preußen ungünstigen Ausgang nehmen sollte, verpflichtet sich der Kaiser, jede Schwächung Preußens zu verbieten und den status quo ante bellum aufrecht zu erhalten.

In diesen Bedingungen war für keinen Fall von irgendwelchen Compensationen für Frankreich die Rede, und man sieht, daß auch hier der Kaiser Napoleon sich freie Hand für seine Hintergedanken zu erhalten bemüht war, von denen er glaubte, daß sie erfolgreicher in bestimmter Form ausgesprochen werden könnten, wenn die beiden deutschen Großmächte demnächst durch den Krieg geschwächt und kampfunfähig dastehen würden.

Die vorstehend formulirten Bedingungen waren indeß lediglich eine Instruction des Kaisers zur Richtschnur für seinen Minister. Sie wurden in Berlin weder mitgetheilt, noch bildeten sie den Gegenstand von Verhandlungen oder Abmachungen. Napoleon glaubte, indem er sich in eine undurchdringliche Wolke hüllte, daß er im

entscheidenden Augenblick dem Blitz werde gebieten können, der doch seiner Hand bereits entschlüpft war.

Von diesem Augenblicke an that Napoleon alles, um den Ausbruch des Krieges, welcher nach seiner Meinung Deutschland spalten und unmächtig machen sollte, zu beschleunigen. Er erwartete wol unzweifelhaft, daß, auch wenn Preußen die Führung in Norddeutschland bis zu den Grenzen des neunten und zehnten Bundesarmeecorps erlangen sollte, die süddeutschen Staaten, besonders Baiern und Würtemberg, sich nicht ohne weiteres der österreichischen Hegemonie unterwerfen, sondern, wie dies zur Zeit des Rheinbundes geschehen, eine Anlehnung an Frankreich suchen würden. Damit wäre dann das Ziel einer dauernden Zerklüftung Deutschlands unter Befestigung des französischen Einflusses in Deutschland erreicht gewesen.

Als die Dinge dem französischen Wunsche nach nicht schnell genug vorwärts gingen, wurde Napoleon ungeduldig. Er sendete im April 1866 Agenten nach Köln, Koblenz, Trier, Aachen und Mainz an den Rhein, um sich über die öffentliche Meinung in Deutschland zu informiren.

Die Berichte, welche er erhielt, theilten übereinstimmend mit, daß die öffentliche Stimme in Deutschland sich mehr und mehr für Oesterreich ausspreche

und daß die Politik des Grafen Bismarck und ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich von Tag zu Tag unpopulärer werde.

Aus Süddeutschland liefen ähnliche Berichte ein. Aus Baiern wurde gemeldet, daß dort die österreichische Partei mächtig sei, daß man vor allem Italien fürchte, und wenn das Bündniß zwischen Italien und Preußen bekannt werde, die bairische Regierung sich unzweifelhaft auf die österreichische Seite stellen würde. Freilich, wurde hinzugefügt, würde von Baiern nur eine laue Kriegführung zu erwarten sein.

Wie vorher erwähnt, gingen zu derselben Zeit die Verhandlungen mit Oesterreich weiter. Man that von österreichischer und sächsischer Seite alles Mögliche, um Napoleon zu gewinnen. Man suchte von Paris aus unter der Hand in Berlin bekannt werden zu lassen, eine hohe fürstliche Dame habe an Napoleon einen Brief geschrieben, der auf denselben einen tiefen Eindruck gemacht, der Kaiser werde immer ungeduldiger, und wenn der Ausbruch des Krieges sich noch lange verzögere, so werde es nicht mehr möglich sein, die Basis der wohlwollenden Neutralität aufrecht zu erhalten.

Die Zögerungen in der Entwickelung der Dinge wurden vorzugsweise dem König Wilhelm zugeschrieben, welcher die höchste Abneigung gegen einen Krieg mit

seinen deutschen Bundesgenossen hegte und kein Mittel unversucht lassen wollte, um einen freundlichen Austrag der schwebenden Differenzen herbeizuführen. Insbesondere wollte der König einen feindlichen Zusammenstoß mit Hannover vermeiden und eine Verständigung mit seinem königlichen Vetter erreichen, — freilich zunächst aus der Besorgniß, eine feindliche oder drohende Macht mitten in der preußischen Operationsbasis zu haben, gewiß aber, wie es die Gerechtigkeit anzuerkennen fordert, ebenso sehr aus dem dringenden Wunsche, das hannoverische Königshaus vor den verhängnißvollen Folgen zu bewahren, welche eine feindliche Stellung Hannovers gegen Preußen in einer so ernsten Krisis demnächst nach sich ziehen mußte.

Endlich gab das Vorgehen Oesterreichs den Ausschlag. Am 12. Juni wurde der österreichische Gesandte am preußischen Hofe telegraphisch angewiesen, Berlin zu verlassen; am 13. verließ der preußische Gesandte, nachdem er seine Pässe erhalten, Wien und am 14. wurde der provocirende österreichische Antrag auf die Mobilisirung der nichtpreußischen Bundesarmeecorps in Frankfurt gestellt und von der Bundesversammlung angenommen, wodurch dann der Krieg entschieden war.

Wenn man diese Data zusammenhält mit dem Drängen des Kaisers Napoleon in Berlin und der

vorher erwähnten zwischen dem Herzog von Gramont und dem Grafen Mensdorff abgeschlossenen geheimen Convention, so erscheint die letztere in einem noch eigenthümlichern Lichte, und man möchte kaum die Annahme zurückweisen, daß das wundersame Doppelspiel der französischen Politik keinen andern Zweck gehabt hat, als Oesterreich zu einem provocatorischen Vorgehen zu drängen, um endlich den ungeduldig erwarteten Conflict zum Ausbruch zu bringen.

Wer damals in die Zukunft zu sehen vermocht hätte, dessen Lippen würden sich unzweifelhaft zu den Worten geöffnet haben: Quos deus perdere vult dementat prius.

Die Darstellung dieser der großen Katastrophe von 1866 vorhergehenden, damals vom Schleier des Geheimnisses bedeckten Vorgänge beruhen, wie ich nochmals besonders hervorhebe, auf später mir von sehr eingeweihter Seite gewordenen Mittheilungen. Ich habe es indeß für nöthig gehalten, dieselbe hier einzufügen, weil sie einmal manche Irrthümer berichtigt, besonders interessante Lichter auf die Geschichte jener Zeit wirft, und weil sie mir auch zum vollen Verständnisse dessen nöthig erscheint, was sich zu jener Zeit in Hannover begab.

III.

Erneutes Drängen der preußischen Regierung, die Beziehungen zu Hannover klar zu stellen. — Oesterreichische Propositionen. — Das wiener Cabinet will die Brigade Kalik und den General von Gablenz zur Verfügung Hannovers stellen. — Ablehnung dieser Propositionen von seiten des Königs Georg. — Einwirkung der englischen Diplomatie, um Hannover zum Anschluß an Oesterreich zu bewegen. — Reise des Grafen Platen nach Berlin. Resultatloser Verlauf derselben. — Das Vermählungsproject des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzessin Friederike von Hannover. Verhängnißvolle Verzögerung desselben. — Meine Sendung nach Kassel, um den Kurfürsten von Hessen zu einer gemeinsamen Neutralität mit Hannover zu bestimmen. — Strömung am hessischen Hofe. — Besorgnisse des Ministers Abée. — Sendung des Grafen von Wimpffen nach Kassel und des Prinzen Karl Solms nach Hannover. — Erneute Bündnißanträge des Kaisers Franz Joseph. — Erneute Abweisung derselben durch den König. — Oesterreichischer Mobilmachungsantrag am Bunde. — Die Abstimmung Hannovers. — Preußens Austritt aus dem Bunde. — Preußische Sommation an Hannover.

Je näher der kriegerische Ausbruch des deutschen Conflicts drohte und je mehr man sich in Wien und

Berlin darauf nach allen Richtungen hin vorbereitete, um so mehr mußte der preußischen Regierung daran gelegen sein, ihre Verhältnisse zu Hannover klar zu stellen und in befriedigender Weise zu ordnen. Das preußische Interesse an der Stellung Hannovers war fast noch größer als das österreichische. Für Oesterreich wäre ein thatkräftiges Offensiv- und Defensivbündniß mit Hannover allerdings eine sehr wesentliche Hülfe gewesen; für Preußen wog die Unterstützung Hannovers bei weitem nicht so viel, dagegen mußte ein feindliches Hannover eine große Gefahr für Preußen bilden, und eine solche Eventualität mußte daher um jeden Preis vermieden werden.

Das Augenmerk der preußischen Politik richtete sich also, sobald der Krieg dort als unvermeidlich erkannt worden war, weniger darauf, eine Theilnahme Hannovers am Kriege gegen Oesterreich auf preußischer Seite zu erreichen, als vielmehr die Sicherheit einer unbedingten und für Preußen wohlwollenden Neutralität zu erlangen, welche der preußischen Macht den Verkehr zwischen ihren beiden Hälften gestattete und ihr die Besorgniß vor einer auf eigenem Boden auffliegenden feindlichen Mine nahm.

Eine drohende Pression in dieser Beziehung auszuüben, war nicht möglich, solange der Deutsche Bund

bestand, widerstrebte außerdem auch, wie schon erwähnt, dem Könige von Preußen auf das äußerste, der um jeden Preis eine freundliche Verständigung mit dem Könige Georg erzielen wollte und sogar im voraus den Gedanken festgehalten hatte, daß Hannover für etwaige demnächstige Gebietsabtretungen zur Verbindung der beiden Theile der preußischen Monarchie anderweitig zu entschädigen sein würde. Es wurde daher zunächst in vertraulichen Andeutungen, sodann in officieller Weise durch den Prinzen Ysenburg der Abschluß eines Neutralitätsvertrags mit Preußen beantragt, während von österreichischer Seite die Werbungen um ein hannoverisches Bündniß immer eifriger betrieben wurden, je mehr die Entscheidung nahte.

Der zu jener Zeit von Preußen vorgeschlagene Neutralitätsvertrag ist, wie hier schon zuvor bemerkt werden muß, nicht zu verwechseln mit der später im letzten Augenblicke gestellten Sommation auf Abschluß eines Bündnisses. Zu jener Zeit wurde eben nichts weiter verlangt als die unbedingte Neutralität mit der Gewährung der freien Bewegung preußischer Truppen zwischen den beiden Gebietshälften; es war von keiner Beschränkung der hannoverischen Souveränetät, von keiner Unterordnung unter militärisch preußische Führung die Rede.

Oesterreich auf der andern Seite proponirte, seine Vorschläge in der Entwickelung der Verhandlungen immer mehr präcisirend, eine active Theilnahme Hannovers am Kriege gegen Preußen. Das wiener Cabinet erklärte sich bereit, zur Verstärkung der hannoverischen Armee die in Schleswig befindliche österreichische Brigade Kalik dem Könige von Hannover zur Disposition zu stellen und demselben zugleich den General von Gablenz, den bewährtesten österreichischen Feldherrn, behufs des Commandos der so combinirten Streitmacht abzutreten. Unter solchen Umständen wäre dann freilich die hannoverische Position für Preußen ganz außerordentlich gefährlich geworden und hätte jedenfalls eine sehr bedeutende preußische Truppenmacht von dem eigentlichen österreichischen Kriegsschauplatze zurückgehalten.

Der König stand fest auf seinem stets eingenommenen Standpunkte. Er erklärte einen Krieg zwischen zwei Mitgliedern des Deutschen Bundes für ein Verbrechen gegen die Bundespflichten, an dem kein deutscher Fürst, wenn es beklagenswertherweise stattfinden sollte, sich betheiligen dürfe. Er wies deshalb, wie ich so vielen gegentheiligen Behauptungen gegenüber nicht bestimmt genug versichern kann, die österreichischen Bündnißvorschläge vom ersten Augenblicke, in welchem

dieselben an ihn herantraten, auf das allerentschiedenste zurück. Umgekehrt erklärte er sich sogleich zu der von Preußen gewünschten Neutralität bereit, indem er bemerkte, daß diese Neutralität nur das von ihm verlange, was ohnehin seine Pflicht als Mitglied des Deutschen Bundes sei, nämlich sich von einem Kriege fern zu halten, an den er noch nicht glauben wolle und den er, wenn der Fall dennoch eintreten sollte, tief beklagen würde.

Graf Platen erklärte dann auch dem Prinzen Ysenburg die Bereitwilligkeit, die gewünschte Neutralität anzunehmen, zögerte jedoch fortwährend mit dem Abschlusse des formellen Vertrags, auf welchen der Prinz wiederholt drang. Er fürchtete sich vor dem Lärm, den ein solcher Abschluß, wenn er bekannt würde, in Frankfurt und Wien hervorrufen müßte.

Er wies auch die österreichischen Anerbietungen zurück, vielleicht aber nicht mit der Entschiedenheit, mit welcher der König seine Erklärung über diesen Punkt abgegeben hatte; denn Graf Platen gefiel sich zu sehr in seiner von beiden Seiten so eifrig umworbenen Stellung und äußerte häufig sehr befriedigt, daß Hannover noch nie eine so einflußreiche und bedeutungsvolle Rolle gespielt habe als gegenwärtig. Von Wien

aus wurden die Bemühungen, den Abschluß des Bündnisses zu erreichen, dennoch fortgesetzt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Graf Platen, dessen klarer, scharf empfänglicher Geist die Nothwendigkeit der Situation und die Richtigkeit der vom Könige befohlenen politischen Haltung vollkommen erkannte, sich in einer sehr schwierigen Situation befand, deren Anforderungen die Festigkeit seines Charakters wol überstiegen.

Fast ohne Ausnahme war die ganze hannoverische Gesellschaft, der Hof und die Umgebung des Königs prononcirt österreichisch gesinnt, und sie stimmten damals mit der liberalen Partei überein, welche, wie man sich erinnert, zu jener Zeit durchweg gegen Preußen agirte und in ihrer Presse unermüdlich für Oesterreich eintrat. Diesen verschiedenen Strömungen scharf und rücksichtslos entgegenzutreten und zwischen ihnen fest und ruhig dahinzuschreiten, lag nicht in der schmiegsamen Natur des Grafen Platen.

Der Staatsrath Zimmermann war einer der wenigen, welche die Gefahr einer österreichischen Politik Hannovers klar erkannten; aber auch er war zu sehr an das Princip des Lavirens gewöhnt, als daß er dazu beigetragen hätte, den Grafen Platen zu entschiedenerm Auftreten zu bestimmen.

Sein Grundsatz war: die Ohren anzulegen und sich unsichtbar zu machen, bis der Sturm vorübergegangen sei.

Graf Platen tröstete sich damit, daß er ja mit Preußen ganz vortrefflich stände, und daß zum wirklichen Abschlusse des Neutralitätsvertrags immer noch Zeit sein werde.

Ich unterließ es meinerseits niemals, so oft sich Gelegenheit dazu bot, den König auf die Nothwendigkeit der Gewinnung eines festen vertragsmäßigen Bodens für die Eventualitäten der Zukunft aufmerksam zu machen.

Der Hauptgrund, den die Freunde Oesterreichs für den Anschluß an die wiener Politik anführten, war der, daß Hannover im Falle eines österreichischen Sieges, an den sie glaubten, seine Zögerungen oder gar seine Hinneigung zu Preußen schwer werde büßen müssen. Ich glaubte darauf erwidern zu sollen, daß Oesterreich, so sehr es vielleicht auch durch einen hannoverischen Neutralitätsvertrag mit Preußen verstimmt werden möchte, doch im Falle eines entscheidenden Sieges, an den ich nicht glaubte, unmöglich dem überwundenen Preußen Hannover ausliefern könnte; daß es im Gegentheil trotz aller Verstimmung dennoch im Falle eines Sieges in Deutschland die hannoverische Macht im

Norden eher verstärken als verringern müsse; daß aber umgekehrt Preußen, wenn es siegreich bleiben sollte, mit dem zweifelhaften oder feindlichen Hannover sehr übel verfahren würde. Der Neutralitätsvertrag sichere also für den Fall des preußischen Sieges die Zukunft Hannovers vollkommen, während dieselbe umgekehrt bei einem Siege Oesterreichs ohnehin niemals gefährdet sein könne.

Der König erkannte die Richtigkeit dieser Gründe durchaus an und blieb unerschütterlich fest auf seinem Standpunkte. Freilich glaubte er auch damals noch immer nicht an den wirklichen Ausbruch des Conflicts und drang deshalb auch nicht entschieden genug auf den formellen Abschluß des Neutralitätsvertrags, für dessen Verzögerung Graf Platen fortwährend anführte, daß es nicht klug sei, die vortheilhafte, nach beiden Seiten günstige Stellung aufzugeben und Oesterreich bitter zu verletzen, solange nicht die Ereignisse den unbedingt zwingenden Moment dafür herbeigeführt haben würden.

Die Neutralität war beschlossen und die Gewißheit dieses Beschlusses beruhigte den König; sein Festhalten an dem als richtig erkannten Beschlusse war übrigens um so höher anzuschlagen, als auch andere diplomatische Einflüsse sehr entschieden auf ihn einzuwirken versuchten.

Der französische Gesandte hielt sich von jeder Aeußerung über den Gang der deutschen Angelegenheiten mit der äußersten Vorsicht vollständig fern, was bei dem Spiele, welches Napoleon während jener Zeit trieb, ja durchaus erklärlich war.

Dagegen entwickelte die englische Diplomatie eine sehr lebhafte, gegen Preußen gerichtete Thätigkeit. Mehrfach theilte mir der König mit, daß Lord Clarendon in persönlich an Se. Majestät gerichteten Briefen ihn zum entschiedenen Anschlusse an Oesterreich zu bewegen suchte, und Sir Charles Wyke wiederholte unausgesetzt die dringendsten Vorstellungen in demselben Sinne.

Ich konnte nicht umhin, bei einer solchen Gelegenheit an den bösen Dämon zu erinnern, welcher die Gestalt des Deiphobus annahm, um den Hektor gegen Achill zu reizen, und der dann, als der unglückliche Sohn des Priamus seinen Speer verschleudert hatte und sich nach einer neuen Waffe umsah, verschwunden war. Die spätere Haltung Englands sollte diesem Vergleiche völlig recht geben.

Die Mahnungen des Lord Clarendon und des Sir Charles Wyke gaben dem Grafen Platen einen Grund mehr, immer weiter den Abschluß eines Vertrages zu verzögern, der außer dem Deutschen Bunde und Oester-

reich auch noch die Hannover am nächsten stehende europäische Großmacht verletzen mußte.

Auch der Minister Bacmeister war entschieden für den Anschluß an Preußen in Form des geforderten Neutralitätsvertrags. Es läge, so äußerte er sich mehrfach, eine große Versuchung darin, durch die Annahme der österreichischen Vorschläge einen Weg zu betreten, der bei glücklichem Ausgange Hannover zu einer hoch bedeutungsvollen norddeutschen Macht erheben könne. Eine solche Versuchung würde im Stande sein, ihn zu reizen, wenn sich auf dem offen stehenden Wege eine begründete Aussicht auf Erfolg zeige; aber eine solche vermöge er nicht zu erblicken. Denn er traue Oesterreich nicht zu, daß es gegen die scharf concentrirte, wohlorganisirte und vortrefflich geleitete preußische Militärmacht siegreich in die Schranken treten werde, „und" — so fügte er dann gewöhnlich kopfschüttelnd hinzu — „für eine kühne Politik, welche mit hohem Einsatze um hohen Gewinn spielt, ist der König nicht gemacht; er müßte dazu sein eigener Minister und vor allem auch sein eigener General sein, und er müßte nicht bei all seiner Festigkeit in den Grundsätzen so viel Neigung zum Hinausschieben entscheidender Maßregeln haben". Die kühne Politik biete also keinerlei Aussicht auf Erfolg, und deshalb müsse man sich so

zeitig als möglich auf die sichere Stellung zurückziehen, welche durch den Neutralitätsvertrag mit Preußen geboten wäre.

So zogen sich die Dinge hin, bis es, wie vorher erwähnt, den preußischen Verhandlungen gelungen war, eine feste Rückendeckung nach Frankreich hin zu gewinnen, und es mußte nun dem berliner Cabinet vor allem darauf ankommen, auch in Deutschland die Basis für seine Action klar zu stellen und ganz besonders in Betreff der Haltung Hannovers eine feste Sicherheit zu gewinnen.

Anfang des Jahres 1866 erging die Aufforderung an den Grafen Platen, nach Berlin zu kommen, um in persönlicher Besprechung die eingeleiteten Verhandlungen zu erledigen. Graf Platen leistete dieser Einladung bereitwillig Folge.

Ich sah dieselbe ein wenig bedenklich an, denn ich fürchtete, daß dabei wenig Faßbares herauskommen würde. Was nothgethan und zu richtigen Zielen geführt hätte, wäre immer nur eine persönliche Begegnung der beiden Könige von Preußen und Hannover gewesen. Die hohen Herren hätten sich meiner Ueberzeugung nach ohne Zweifel verständigt, und eine geschickte Anregung der Traditionen des Siebenjährigen

Krieges wäre bei dem Könige Georg von großem Einflusse gewesen.

Man schien in Berlin indeß die hannoverischen Verhältnisse in dieser Beziehung nicht genügend zu kennen, und meine Befürchtungen sollten sich leider bestätigen; denn die Reise des Grafen Platen nach Berlin bewirkte in ihren Folgen, statt eine Verständigung herbeizuführen, größere Entfremdung.

Graf Platen wurde in Berlin mit der äußersten Zuvorkommenheit aufgenommen. Er war glücklich über die Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, und über die liebenswürdige Auszeichnung, welche auch der König Wilhelm persönlich ihm zutheil werden ließ. Freilich bewegte ihn auch dabei immer die Sorge, was man in Wien zu seinem berliner Aufenthalte sagen möchte, und er trachtete danach, in Oesterreich den Verdacht der Annäherung an Preußen oder eines Ueberganges in das preußische Lager abzuwenden. Auch wurde seine persönliche Empfindsamkeit ein wenig dadurch erregt, daß man ihm in Berlin trotz aller entgegenkommenden Aufmerksamkeiten nur das Großkreuz des Rothen Adlerordens verlieh, dessen Erste Klasse er bereits besaß. Da Herr von Beust und Herr von der Pfordten den Schwarzen Adlerorden besaßen, zu welchem sich Graf Platen als Mitglied des hohen Adels um so mehr

für berechtigt hielt, so erblickte er in jener Verleihung eine Zurücksetzung gegen die Minister von Baiern und Sachsen.

In politischer Beziehung sprach er sich sehr entgegenkommend, aber wol ebenso geschmeidig ausweichend aus. Er erklärte die principielle Zustimmung zur gewünschten Neutralität, suchte aber den formellen Abschluß derselben auf den Weg diplomatischer Detailverhandlungen hinauszuschieben, und so kehrte er zurück, ohne daß irgendein Resultat erzielt und irgendetwas definitiv abgemacht war, was er denn auch zu seiner großen Befriedigung dem Grafen Ingelheim, der seiner Rückkehr mit gespanntester Erwartung entgegensah, versichern konnte.

Weit verhängnißvoller war aber bei der Reise des Grafen Platen ein Zwischenfall, welcher ganz das Gegentheil der dabei obwaltenden Absicht zur Folge hatte.

Ich habe an einer frühern Stelle dieser Aufzeichnungen der vorsichtigen und vertraulichen Anknüpfung Erwähnung gethan, welche ich nach dem Aufenthalte in Norderney in Betreff einer Familienverbindung zwischen den königlichen Häusern der Welfen und Hohenzollern eingeleitet hatte. Dieselbe war in Berlin überaus günstig aufgenommen worden. Eines Tages

nun, während Graf Platen in Berlin war, fuhr Graf Bismarck bei demselben vor und erklärte, daß er vom Könige beauftragt sei, den Wunsch einer Verbindung des Prinzen Albrecht Sohn von Preußen mit der Prinzessin Friederike von Hannover auszusprechen.

Graf Platen, der die Eigenthümlichkeiten des hannoverischen Hofes und insbesondere die unberechenbaren Anschauungen der Königin in solchen Fragen kannte, erschrak über diese so plötzlich in officieller Form an ihn herantretende Frage. Er erwiderte, daß er in der angeregten Verbindung ein Glück für beide königlichen Häuser erblicke, und daß die in Frage stehenden hohen fürstlichen Personen auch nach seiner Ueberzeugung besonders füreinander passend seien. Er bäte jedoch, da er über einen so delicaten Punkt sich zu äußern keine Vollmacht habe, den Grafen Bismarck, dessen Frage nicht als eine officielle Aeußerung betrachten zu dürfen, sondern die Sache so aufzufassen, daß sie beide über diese vortreffliche Idee einig seien und so jeder an seinem Theile zur Ausführung derselben wirken wolle. Trotzdem war es aber nun unvermeidlich, daß das fürstliche Heirathsproject an die hannoverische Königsfamilie, wenn auch nicht in absolut officieller Form, so doch als ein Gegenstand politischer Natur herantrat.

Dasselbe fand, von dieser Seite betrachtet, denn

auch bei der Königin, deren Einfluß in Familienangelegenheiten bei dem Könige stets maßgebend war, den allerhärtesten Widerstand.

Ihre Majestät erklärte, daß ihre Tochter noch zu jung sei und daß dieselbe nicht der Politik geopfert werden solle.

Der König, ungemein, ja fast sensitiv empfindlich für alle Trübungen des Familienfriedens, zögerte mit der Entscheidung, um Zeit zu gewinnen, seine Gemahlin für die ihm durchaus willkommene und sympathische Idee zu stimmen; er glaubte dies vielleicht um so mehr thun zu können, als das Project auch jetzt nur in Form einer vertraulichen Anfrage an ihn gelangt war. Indeß ist einem großen Fürstenhause gegenüber in einer dasselbe so unmittelbar in delicatester Weise berührenden Angelegenheit jede Zögerung immer eine Verletzung, und sie mußte in Berlin um so mehr als eine solche empfunden werden, als man dort ja die Sache bereits zu einem formellen Antrage für reif gehalten hatte.

Als der König daher endlich durch den Grafen Platen erwidern ließ, daß er in der projectirten Verbindung eine freudige und ehrenvolle Befestigung der alten Verwandtschaftsbande der königlichen Häuser von Preußen und Hannover erblicke, daß er aber niemals

einen zwingenden Einfluß auf die Wahl seiner Tochter auszuüben entschlossen sei, und daß er daher wünsche, den beiden jungen fürstlichen Personen Zeit zu näherer Bekanntschaft miteinander und zur Prüfung ihrer Gefühle zu lassen, so mochte und mußte der berliner Hof vielleicht in einer solchen gewundenen Antwort die Ablehnung des Antrages erblicken und jedenfalls sich zu der Erwartung berechtigt halten, daß die Wiederaufnahme der Sache demnächst von Hannover zu erfolgen habe. Auch mußte dadurch in Berlin erneute Verstimmung gegen den hannoverischen Hof und neues Mistrauen gegen die hannoverische Politik erweckt werden, um so mehr, als die unmittelbar nach der Rückkehr des Grafen Platen durch den Prinzen Ysenburg aufgenommenen Verhandlungen über den Abschluß des Neutralitätsvertrags wieder verzögernden Hinhaltungen begegneten, indem Graf Platen dem Prinzen unter Wiederholung der principmäßigen Bereitwilligkeit fortwährend in der liebenswürdigsten Weise erklärte, daß ja die Sache durchaus nicht so große Eile habe und in den formellen Punkten der reiflichsten Erwägung bedürfe.

Ich war tief betrübt über diese Wendung einer Sache, welche in ihrem Anlaufe so viel Erfolg versprach und auf welche ich so große Hoffnungen gesetzt hatte.

Das Unglück lag daran, daß das Project zu früh auf den officiellen Weg kam; hätte etwa durch einen Besuch des Prinzen Albrecht in Hannover oder an einem befreundeten Hofe eine Begegnung der fürstlichen Herrschaften stattgefunden und hätte die Sache dann an die Königin in Gestalt einer Herzensneigung, womöglich mit romantischer Färbung, gebracht werden können, so würde die hohe Frau unzweifelhaft ebenso eifrig und entschieden für dieselbe gewirkt haben, als sie ihr jetzt entgegentrat.

Auch Graf Platen bedauerte den Vorfall aufrichtig und theilte ganz meine Ansicht über den peinlichen Eindruck, den die Zögerung in Berlin hatte hervorrufen müssen; doch tröstete er sich damit, daß man ja immer das Project wieder aufnehmen könne und daß der Faden nicht abgeschnitten sei. Es ist mir indeß ein wenig zweifelhaft, ob er mit der vollen Entschiedenheit, welche diese wichtige Angelegenheit verdiente, für dieselbe auch der Königin gegenüber eingetreten sein möge. In politischer Beziehung war ihm vielleicht die Zögerung nicht unerwünscht, da die Familienverbindung mit dem berliner Hofe zu jener Zeit unzweifelhaft die feste Annäherung an Preußen und die höchste Verstimmung in Oesterreich, ja vielleicht einen Bruch mit dem wiener Cabinet hätte herbeiführen müssen. Aber auch diese

ganze Angelegenheit war ein klarer Beweis dafür, wie hohen Werth man in Berlin damals auf die freundliche Verständigung mit Hannover legte und wie sehr der König von Preußen und die preußische Regierung bemüht waren, für eine solche Verständigung den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Weg zu öffnen. Wäre der Neutralitätsvertrag damals geschlossen und während des darauffolgenden Krieges streng gehalten worden, so hätte nicht nur von einer spätern Annexion von Hannover niemals die Rede sein können, sondern das Königreich Hannover würde auch nach dem Kriege eine ganz besondere und eximirte Stellung in Norddeutschland eingenommen haben, denn der König von Preußen hätte auch als Sieger an einem einmal geschlossenen Vertrage unverbrüchlich festgehalten. Die diplomatische und militärische Unterordnung, welche man von Berlin aus später im Norddeutschen Bunde den Besiegten auferlegte, hätte man von einem Bundesgenossen, der einen vor dem Kriege geschlossenen Vertrag treu erfüllte, niemals fordern können und würde sie auch nicht gefordert haben. Um dann später Hannover dem Norddeutschen Bunde einzufügen, hätten besondere Verhandlungen stattfinden müssen, bei welchen Hannover die volle Freiheit seiner Entschließungen und zugleich den Vortheil der dankbaren Rücksicht gehabt haben würde,

welche ihm Preußen schuldete. Der König von Hannover wäre also im Stande gewesen, Zugeständnisse, welche er der norddeutschen Bundeseinheit und später etwa dem Deutschen Reiche machen wollte, an die für ihn vortheilhaftesten und ehrenvollsten Bedingungen zu knüpfen, sodaß also die wenigen Paragraphen jenes Neutralitätsvertrags noch heute die Grundlage einer besonders ehrenvollen und bevorzugten Stellung des hannoverischen Königreichs und des Welfenhauses im neuen Deutschland gebildet haben würden.

Ich wurde indeß nicht müde, den König bei jeder Gelegenheit auf die Gefahr der Situation und auf die Wichtigkeit einer Sicherung der Zukunft auf vertragsmäßiger Basis hinzuweisen. Meine Haltung und Ueberzeugung, aus der ich kein Hehl machte und welche ich auch, so oft das thunlich war und sich Gelegenheit dazu bot, in der Presse zum Ausdruck brachte, zogen mir viel Feindschaft und Verdächtigung zu. Man fing an, wie mir sehr wohl bekannt war, sich zuzuflüstern, daß ich wol ein geheimer preußischer Agent sein möge, und eigenthümliche Intriguen des Herrn von Stockhausen in Berlin, die mir durch das offene Vertrauen des Königs vollkommen bekannt wurden, trugen zu solchen Verdächtigungen bei. In der wol sehr natürlichen Verstimmung darüber enthielt ich mich

soviel als möglich jeder Berührung des Gebietes der auswärtigen Politik und bat auch den König, mich zu den Conseilsitzungen, welche über dieselbe stattfanden, nicht mehr zuzuziehen.

Auch über diese Zurückhaltung möchte ich mir heute fast Vorwürfe machen. Vielleicht wäre es meine Pflicht gewesen, noch rücksichtsloser und entschiedener meine Ansichten durchzufechten, statt mich darauf zu beschränken, sie so selten als möglich und niemals ohne Aufforderung auszusprechen.

Preußen drang inzwischen immer fester und entschiedener auf den Vertragsabschluß, während Oesterreich im Gegentheil alles aufbot, um denselben zu verhindern.

Es wurden nicht nur von österreichischer Seite fortwährende Vorstellungen über vermuthete preußische Separatverhandlungen gemacht, sondern man stellte von Wien auch endlich den Antrag am Bunde, die Bundesversammlung möge den Regierungen von Preußen und Hannover die Erwartung aussprechen, daß sie keine Verträge abschließen möchten, die den Bundesgrundsätzen widersprächen.

Alle diese Schritte machten den Grafen Platen immer noch ängstlicher und bestärkten ihn in der fortwährenden Verzögerung der Verhandlungen mit Preußen.

Er fürchtete vor allem eine Isolirung Hannovers; um auch diesem Grunde zu begegnen, regte ich beim Könige den Gedanken an, sich mit dem Kurfürsten von Hessen und demnächst mit dem Großherzog von Oldenburg in Verbindung zu setzen und mit beiden gemeinschaftlich den Neutralitätsvertrag mit Preußen zu schließen. Der König hätte dadurch nicht nur Preußen einen Dienst geleistet, denn die Neutralität Kurhessens und Oldenburgs war im hohen Grade erwünscht, sondern er hätte auch durch die Schaffung eines größern, vertragsmäßig verbundenen neutralen Gebietes für alle Fälle eine mehr widerstandsfähige Macht vereinigt.

Die Beziehungen zu Kurhessen waren in der letzten Zeit ganz besonders intim geworden. Ich war dem Minister Abée persönlich näher getreten; derselbe schloß sich unter der billigenden Zustimmung des Kurfürsten der hannoverischen Politik so vollständig an, daß sogar die diplomatischen Erklärungen vollständig identisch von beiden Regierungen abgegeben wurden und daß ich mehrfach in Gemeinschaft mit dem Legationsrath von Kaltenborn in Kassel auch die hessischen diplomatischen Schriftstücke ausarbeitete. Es war daher begründete Aussicht vorhanden, den Kurfürsten zum gemeinsamen Neutralitätsabschlusse mit dem Könige, den er persönlich in hohem Grade verehrte, zu bewegen, dadurch alle Beden-

ken abzuschneiden und diese so unglückselig verzögerte Frage endlich zum Abschlusse zu bringen.

Der König billigte meinen Gedanken durchaus, ebenso Graf Platen, dem jede, wenn auch noch so kurze Frist für eine definitive Erklärung erwünscht war, und der auch bei der endlichen Entscheidung lieber an der Seite anderer deutscher Mächte stehen und mit diesen den österreichischen Unwillen theilen wollte.

Der König befahl mir, sogleich zum Kurfürsten zu reisen und die Sache in dem von mir angegebenen Sinne dort zur Anregung, womöglich zum Abschlusse zu bringen. Um meine Sendung, wegen welcher Graf Platen eine österreichische Interpellation fürchtete, mit dem vollständigsten Geheimniß zu umgeben, nahm ich zum äußern Vorwande derselben die früher erwähnte Reuter'sche Telegraphenangelegenheit. Der Vertrag, welchen Kurhessen über seine Telegraphenlinien abgeschlossen hatte, lief ab, und wir wünschten nun mit dem Kurfürsten einen ähnlichen Vertrag zu Gunsten Hannovers abzuschließen, wobei dann der Reuter'schen Compagnie auch auf den hessischen Linien die ihr in Hannover zugestandenen Begünstigungen zutheil werden sollten. Obwol auch diese Angelegenheit für uns von großer Wichtigkeit war und mir lebhaft am Herzen lag, so trat sie doch in jener Zeit vor den drängenden

politischen Tagesfragen zurück und bildete damals gewissermaßen nur den äußern Vorwand meines Erscheinens in Kassel.

Ich nahm einen Brief des Königs an den Kurfürsten mit, in welchem der König erklärte, daß er es für nöthig halte, den unsichern Zuständen in Deutschland gegenüber sich zu einer absolut neutralen Haltung, welche ohnehin durch die Bundesgesetze vorgeschrieben sei, zu verpflichten und dadurch den Frieden seines Landes zu sichern. Er wünsche indeß, in einer so wichtigen Sache sich mit seinem nächsten Nachbar und Bundesgenossen zu verständigen und, wenn der Kurfürst seine Ansichten theile, in Gemeinschaft mit ihm den rechtlich und politisch als nothwendig erkannten Schritt zu thun.

Ich reiste am 16. Mai nach Kassel ab und fand die dortigen Zustände in einer ähnlichen Lage wie diejenigen in Hannover.

Der Minister Abée begrüßte meine Ankunft mit großer Freude. Er erkannte die Gefahr der Situation sehr scharf und hielt die von Preußen auch in Kurhessen verlangte Neutralität für den einzigen Weg der Rettung. Der ganze Hof war fast fanatisch österreichisch gesinnt; beim Kurfürsten war dies nicht der Fall, aber in ihm lebte noch die alte, grollende Ver-

stimmung gegen Preußen aus der Zeit der Verfassungswirren, und zugleich hatte er Rechtsbedenken gegen die Zulässigkeit eines Separatvertrags in einer Sache, welche den ganzen Deutschen Bund anging.

Ich überzeugte mich bei den Besuchen, die ich mit den Cavalieren des Hofes wechselte, daß man mich hier mit großem Mistrauen betrachte und nichts mehr fürchte als eine Annäherung an Preußen. Der Minister Abée im Gegentheil hoffte, daß die von dem Könige von Hannover geschehene Anregung den Kurfürsten zum Abschlusse des Neutralitätsvertrags bewegen werde, den er vom praktisch politischen Gesichtspunkte ebenfalls für nützlich und geboten erachtete, zu dem er sich jedoch aus den vorstehend angeführten Beweggründen noch immer nicht entschließen konnte. In Kassel war also, wenn sonst die Verhältnisse ähnlich wie in Hannover lagen, der Kurfürst selbst das zögernde Element, und es galt ganz besonders, ihn zu dem nothwendigen, aber seinem Gefühle peinlichen Entschlusse zu bestimmen.

Der Kurfürst empfing mich in seiner gewohnten liebenswürdigen Weise und hörte, nachdem er das Schreiben des Königs gelesen, meinen Vortrag, den der Minister Abée eifrig unterstützte, äußerst aufmerksam an, indem er häufig sogar Zeichen der Zustimmung

machte. Er behielt sich jedoch, wie dies in seinem Charakter lag und in so wichtiger Sache ja auch völlig natürlich und richtig war, die Entscheidung vor und forderte mich auf, mit dem Minister die Sache zunächst noch weiter zu besprechen und in Bezug der Form zu erörtern.

Bei den Conferenzen, die ich mit dem Minister Abée hatte, und an welchen auch der Legationsrath von Kaltenborn und Herr von Meyer, der kurhessische Gesandte in Paris, theilnahmen, herrschte vollständige Einstimmigkeit über die Nothwendigkeit, die Neutralität abzuschließen, und der Minister Abée sagte mir auch nach den ersten Tagen, daß der Kurfürst sich immer mehr dieser Ansicht zuneige, und daß es wol gelingen werde, ihn zu dem Abschlusse zu bestimmen.

Es war eine eigenthümlich schwere und verhängnißvolle Zeit. Die Schwüle des schon hoch heraufgestiegenen Wetters lastete auf Seele und Geist. Ich erinnere mich immer noch wehmüthig eines Abends, an welchem ich mit dem Minister Abée einen längern Spaziergang über die um die Stadt Kassel sich hinziehenden Höhen machte; auf einem Punkte, von welchem man die Stadt und die im Frühlingsgrün und im duftenden Blütenschmucke schimmernde Gegend weithin übersehen konnte, blieb der alte Herr stehen und

sagte mit feuchtem Blicke: „Wie entsetzlich ist es zu denken, daß bald vielleicht so viel Wohlstand und Friede von dem drohenden Kriege zerstört wird!“ Er faltete die Hände und fuhr mit fast andächtigem Tone fort: „Gott wolle es geben, daß es uns gelingt, meinen Herrn zu bestimmen, daß er den einzigen Weg der Rettung einschlägt und daß so wenigstens dieses schöne Land vor dem Unheile des Krieges bewahrt bleibe!“

Wir standen eine Zeit lang schweigend und tief bewegt nebeneinander, und ich schloß mich dem Wunsche und Gebete des treuen Dieners seines Fürsten und seines Landes aus tiefstem Herzen an.

Leider sollte dieser Wunsch nicht erfüllt werden; bereits waren die Schicksalslose geworfen und das schwarze Los war gefallen.

Am 20. Mai war ich zum Diner beim Kurfürsten auf Wilhelmshöhe. Nach der Tafel trat der Kurfürst zu mir heran und sagte: „Soeben habe ich die Anzeige erhalten, daß Graf Wimpffen mit einer besondern Mission des Kaisers von Oesterreich hierher kommen wird. Zu Ihrem Könige ist der Prinz Karl Solms geschickt. Es ist unmöglich, jetzt eine Entscheidung zu treffen; wir sind es jedenfalls dem Kaiser schuldig, zu hören, was er uns zu sagen hat. Auch der König wird vielleicht nach der an ihn gerichteten Botschaft

seine Entschlüsse bestimmen wollen und es natürlich finden, daß ich in diesem Augenblicke keine bestimmte Antwort geben kann."

Ich war im hohen Grade bestürzt über diese Mittheilung. Was auch von Oesterreich kommen mochte, es konnte in meinen Augen nichts an der Nothwendigkeit der Neutralität weder für Hannover noch für Kurhessen ändern; dagegen aber war jede Verzögerung verhängnißvoll, da die österreichisch-preußischen Differenzen auch am Bunde bereits einen immer drohendern Charakter annahmen.

Indeß war nichts zu machen, und ich bat den Kurfürsten um die Erlaubniß, mich verabschieden und sogleich nach Hannover zurückkehren zu dürfen, um mich über die dortigen Vorgänge zu informiren und des Königs weitere Befehle einzuholen.

Als ich in mein Hotel zurückkam, fand ich den nachstehenden Brief des Grafen Platen vor:

„Hannover, 19. Mai 1866.

Euer Hochwohlgeboren

interessantes Schreiben vom 17. d. habe ich erhalten und beeile mich, Ihnen darauf zu erwidern, daß die Verhandlungen in Bezug auf den mit Preußen abzuschließenden Neutralitätsvertrag noch nicht begonnen haben und schwerlich während des bevorstehenden Festes

beginnen werden. Besondere Vorsicht ist um so mehr bei den Verhandlungen anzuempfehlen, als Oesterreich in der heutigen Bundestagssitzung beantragt hat, die Bundesversammlung möge den Regierungen von Hannover und Preußen die Erwartung aussprechen, daß sie keine Verträge abschließen möchten, die den Bundesgrundsätzen widersprächen.

Was die Ordensangelegenheit betrifft, so hat mir der König die Annahme des Wilhelmsordens verboten. Die Behauptung des Kurfürsten, daß Beust, weil er den Stephansorden besitze, den Löwenorden hätte erhalten müssen, dürfte wol nicht stichhaltig sein.

Es wäre wol gut, wenn Sie recht bald zurückkehrten, da Ihre Anwesenheit zu Kassel zu der Vermuthung Anlaß geben könnte, wir suchten Hessen zu einem Neutralitätsvertrage zu bewegen — eine Vermuthung, die uns bei Oesterreich sehr schaden muß. Der König ist dieser Ansicht und hat mich beauftragt, Ihnen zu empfehlen, die Telegraphenangelegenheit schnell zu beendigen und dann zurückzukehren.

Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

(Gez.) Platen-Hallermund.

P.S. Meine besten Empfehlungen an den Minister Abée."

Es war klar, daß auch Graf Platen die österreichischen Mittheilungen abwarten und neue Frist gewinnen wollte, wozu das in jene Tage fallende Pfingstfest den Vorwand geben sollte.

Als ich nach Hannover zurückkehrte, fand ich dort alles in lebhaftester Unruhe, und die österreichische Parteibewegung ging in allen Kreisen außerordentlich hoch; besonders war der ganze Hof immer entschiedener für Oesterreich begeistert und setzte ein immer gläubigeres Vertrauen in die österreichischen Siege.

Prinz Ysenburg hatte am 29. Mai von neuem und immer dringender die schleunige Aufnahme der Verhandlungen über die Neutralität und den Abschluß des Vertrags beantragt, und zugleich war die Mobilisirung des westfälischen Armeecorps von Berlin aus angeordnet worden.

Prinz Karl von Solms-Braunfels, des Königs Halbbruder aus der frühern Ehe der Königin Friederike, Feldmarschallieutenant in der österreichischen Armee, war von Wien angekommen, und alle Welt fühlte, daß man sich in dem Scheitelpunkte der Krisis befinde und daß die Entscheidung fallen müsse.

Prinz Karl Solms hatte den Auftrag, noch einmal auf das dringendste den Antrag auf ein Bündniß mit Oesterreich zu wiederholen, bei welchem für die

Dauer des Krieges die in Holstein befindliche Brigade Kalik und der General von Gablenz dem Könige zur Verfügung gestellt werden sollten. Zugleich überbrachte der Prinz, den man in Wien ohne Zweifel wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause zu dieser Mission ausgewählt hatte, dem Könige ein Schreiben des Kaisers Franz Joseph, in welchem dieser persönlich auf das allerdringendste den Beitritt Hannovers zum österreichischen Bündnisse erbat, zugleich für den Fall des Sieges wesentliche Macht- und Gebietserweiterungen auf Kosten des Gegners, an dessen Niederwerfung man damals in der Hofburg nicht zweifelte, versprach. Da mir der Wortlaut dieses so bedeutungsvollen Schreibens nicht mehr vorliegt, so müssen hier alle nähern Angaben über die Details des Inhalts unterbleiben. Soviel ich mich erinnere, lagen die zugesagten Vergrößerungen theils in Holstein, theils in andern Gebieten, über welche man nach dem Siege glaubte verfügen zu können.

Es mag hier gleich hinzugefügt werden, daß dieses Schreiben des Kaisers von Oesterreich ein eigenthümliches Schicksal hatte; dasselbe war nicht in die Kanzlei gekommen, sondern bei der demnächst erfolgenden schleunigen Abreise des Königs auf dessen Schreibtische liegen geblieben. Der Hofmarschall Graf Alfred Wedel

fand, wie er mir später erzählte, den Brief dort, und im höchsten Grade erschrocken, auf einem so frei daliegenden Papier die Unterschrift des Kaisers Franz Joseph zu sehen, warf er den Brief ins Feuer und überwachte sorgfältig die Zerstörung des verhängnißvollen Documents durch die Flammen.

Der König war über seinen Entschluß keinen Augenblick im Zweifel und fand auch bei seinem Minister unbedingte Zustimmung, wenn auch Graf Platen im stillen vielleicht noch immer die Hoffnung hegen mochte, eine ganz definitive Entscheidung womöglich so lange hinauszuschieben, bis die Chancen des Erfolges sich noch klarer übersehen lassen würden. Der König erklärte auf das bestimmteste, daß seine Pflicht als Bundesfürst ihm verbiete, irgendein Bündniß abzuschließen für den Fall eines Krieges, den er als eine schwere Verletzung des Bundesgrundgesetzes betrachte und so lange für unmöglich halten müsse, bis die unheilvolle und nicht genug zu beklagende Thatsache ihm entgegentreten würde.

Er wies den Antrag Oesterreichs ohne jeden Rückhalt ab und äußerte sich auch dem Prinzen Karl Solms gegenüber fast verletzt über die Zumuthung, sich durch fremde Gebiete bereichern zu sollen, da es sein höchster Stolz sei, unter seinem Scepter nur angestammt

welfische Besitzungen vereinigt zu sehen. Alle Bemühungen des Prinzen Solms und des Grafen Ingelheim, den Entschluß des Königs zu ändern, waren umsonst, und nachdem dies in Wien bekannt geworden, erhielt die Brigade Kalik den Befehl, schleunigst zurückzukehren und ihren Platz in der österreichischen Armeeaufstellung einzunehmen.

Nachdem so das österreichische Bündniß definitiv zurückgewiesen war, wäre es nun wol unzweifelhaft an der Zeit gewesen, ohne die Verzögerung einer Stunde mit Preußen den Vertrag über die Neutralität abzuschließen, welche im Princip vom Könige angenommen war. Prinz Ysenburg drängte von neuem und stellte zur Erklärung der Situation die Anfrage, ob Hannover sich durch die zugesagte Neutralität verhindert erachten würde, Anträgen zuzustimmen, welche am Bunde mit feindlicher Absicht gegen Preußen gestellt werden möchten.

Graf Platen erwiderte, daß Hannover sich für verpflichtet halte, solange der Bund bestände, dessen Beschlüsse als bindend zu respectiren, daß es aber stets bemüht sein werde, feindliche Anträge gegen Preußen zu verhindern, und solchen Anträgen seinerseits niemals zustimmen werde.

Diese Erklärung konnte in Preußen wenig befriedigen. Schärfer noch drängte Prinz Ysenburg auf den

Abschluß des Vertrags, und in Berlin begann man, als Graf Platen immer noch zögerte, sich zu rüsten, um nöthigenfalls die von Hannover drohende Gefahr militärisch zu unterdrücken.

Am 12. Juni begann dann Oesterreich seine Offensivaction und stellte am Bunde den Antrag auf Mobilisirung der nichtpreußischen Armeecorps.

Die hannoverische Abstimmung über diesen Antrag suchte das bisher beobachtete Spiel vorsichtiger Zurückhaltung fortzusetzen. Hannover stimmte für die Mobilmachung, doch mit Ausschluß der österreichischen Armeecorps. Es war ja nun juristisch und diplomatisch ganz richtig, daß in dem Beschlusse der Mobilmachung der Bundesarmee ohne die österreichischen Corps ein Mistrauen und eine feindliche Absicht gegen Preußen direct nicht gefunden werden konnte, auch lehnte Hannover die gegen Preußen gerichteten Motive des österreichischen Antrages ausdrücklich ab; allein die Zeit war zu feinen juristischen und diplomatischen Unterscheidungen nicht mehr angethan. Die gewaltige Realpolitik trat in ihre Rechte und zerriß die kleinen Gewebe, welche man sonst am Bundestage zu spinnen gewohnt gewesen.

Preußen hatte den Mobilmachungsbeschluß als einen feindlichen betrachten zu müssen erklärt und mußte nun alle diejenigen, welche bedingt oder unbedingt für

diesen Beschluß stimmten, als seine Gegner betrachten. Dazu kam die verhängnißvolle Maßregel der Verfrühung der Exercirzeit, welche in Hannover getroffen wurde. Bei dieser Maßregel lag die Absicht vor, dem Bundesbeschlusse auf Mobilmachung in einer andern Form Folge zu geben, welche Preußen gegenüber nicht verletzend sein sollte; denn indem man der zu beschleunigenden Ernte wegen die Einberufung der Reserven zu den Fahnen früher als sonst anordnete, wurde die Armee thatsächlich mobil gemacht. Dem Bundesbeschlusse war also Genüge geleistet und man konnte dieselbe Maßregel in Frankfurt als Gehorsam gegen den Bund darstellen, welche man in Berlin als eine einfache Zweckmäßigkeitsanordnung erklärte.

Der König, im Bewußtsein der von ihm beschlossenen und gewissenhaft ernst gemeinten Neutralität, stimmte dieser militärischen Maßregel auf den Antrag seiner Generale zu, ohne sich wol über deren Tragweite klar zu werden; wie denn überhaupt in jenen Tagen alles im Fluge hastiger Eile sich abspielte. Auch hielt der König wol selbst den Ausbruch des Krieges damals noch nicht für so unmittelbar drohend; man erwartete immer noch Vermittelungen neutraler Großmächte, und er hoffte, die Exercirzeit beenden und die Truppen entlassen zu können, bevor ernste Conflicte

ausbrächen. Er hatte auch die Verhandlungen der gemeinsamen Neutralität mit Kurhessen immer noch im Auge, und die Identität der hannoverischen und kurhessischen Politik wurde fortgesetzt.

Noch vor der Abstimmung der Anträge am Bunde kam der Minister Abée spät am Abend persönlich nach Hannover, nachdem er mich durch ein Telegramm benachrichtigt hatte. Ich empfing ihn am Bahnhofe und führte ihn noch gegen Mitternacht zum Grafen Platen, wo dann die gleichlautende Abstimmung festgesetzt und auch die gemeinsame Neutralität ausführlich erörtert wurde, der gegenüber sich Graf Platen freilich immer noch mit zögernder Zurückhaltung aussprach.

Für das berliner Cabinet wurde nach dem Mobilmachungsbeschlusse in Frankfurt, welcher den Austritt Preußens aus dem Bunde zur Folge hatte, die Rücksicht der Selbsterhaltung allein maßgebend.

Im Begriff, den Kampf mit Oesterreich, Sachsen und den süddeutschen Staaten aufzunehmen, bei welchem die ganze Zukunft der Hohenzollernmonarchie auf dem Spiele stand, konnte Preußen nicht mitten in seiner Operationsbasis, ja in seinem Rücken, die hannoverische Macht zurücklassen, welche sich durch die Verfrühung der Exercirzeit allmählich auf den Kriegsfuß zu setzen begann. Nachdem auf dem Wege der Ver-

handlung der Neutralitätsvertrag nicht zum Abschlusse gekommen war, mußte man sich in Berlin zu raschem Handeln entschließen, und da man in der letzten Zeit ein tiefes Mistrauen gegen die hannoverische Politik gefaßt hatte und befürchtete, daß dennoch durch den Prinzen Solms irgendwelche Abmachungen getroffen seien, so glaubte man sich jetzt auch mit der Zusage der Neutralität nicht mehr begnügen zu können. Zeit zu weitern Verhandlungen war nicht mehr vorhanden, und so forderte denn die preußische Regierung jetzt in Form einer kategorischen Sommation ein Bündniß nach Maßgabe der Bundesreformvorschläge, welche sie inzwischen gestellt hatte.

Diese Sommation, welche in den politischen Actenstücken jener Tage veröffentlicht wurde, mag zum Verständniß der weitern Entwickelung hier im Wortlaut folgen:

„Der in der Sitzung des Bundestages vom 11. d. M. gestellte Antrag auf Mobilmachung eines Bundesheeres gegen Preußen in Verbindung mit der Haltung, welche eine Anzahl von Bundesregierungen in Anlehnung an bundeswidrige und drohende Rüstungen Oesterreichs gegen Preußen angenommen, hat den Bruch des bisherigen Bundesverhältnisses herbeigeführt.

„Des Unterzeichneten Allerhöchste Regierung hat sich

darüber in der Sitzung vom 14. d. M. in der Erklärung ausgesprochen, von welcher der Unterzeichnete Sr. Excellenz dem königlich hannoverischen Herrn Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Reichsgrafen Adolf von Platen zu Hallermunde anliegend eine Abschrift ergebenst zu überreichen die Ehre hat.

„Diese Vorgänge legen Sr. Majestät dem Könige, des Unterzeichneten allergnädigstem Herrn, die Pflicht auf, die zum Schutze Preußens gegen den beabsichtigten Angriff geeigneten und durch das Bedürfniß der Selbsterhaltung gebotenen Mittel zur Anwendung zu bringen.

„Die geographische Lage des Königreichs Hannover macht dasselbe zu einem wichtigen Moment in dem System dieser Vertheidigung. Die königlich hannoverische Regierung wird es daher gerechtfertigt finden, wenn in der Spannung der gegenwärtigen Situation Deutschlands, welche durch den bundeswidrigen Antrag Oesterreichs vom 11. d. M. gekennzeichnet wird, Preußen von ihr bestimmte Erklärungen und Bürgschaften über die zukünftige gegenseitige Stellung zu erbitten sich genöthigt sieht.

„Diese Bürgschaften können der Lage der Dinge nach, und dem Verhalten Hannovers seit der Mittheilung des Herrn von Stockhausen vom 14. d. M.,

nur in dem Abschlusse eines Bündnisses zwischen Preußen und Hannover auf folgende Bedingungen gefunden werden, daß 1) die königlich hannoverischen Truppen sofort auf den Friedensstand vom 1. März d. J. zurückgeführt werden; 2) Hannover der Berufung des deutschen Parlaments zustimmt und die Wahlen dazu ausschreibt, sobald es von Preußen geschieht; 3) Preußen dem Könige von Hannover sein Gebiet und seine Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge vom 14. d. M. gewährleistet.

„Der Unterzeichnete ist beauftragt worden, eine Erklärung darüber nachzusuchen, ob Se. Majestät der König von Hannover willens ist, das erwähnte Bündniß zu schließen.

„Im Falle der Zustimmung Sr. Majestät des Königs von Hannover ist der Unterzeichnete ermächtigt, im Namen Sr. Majestät des Königs, seines allergnädigsten Herrn, die Zusicherung zu ertheilen, daß Allerhöchstderselbe das Königreich Hannover vertheidigen und die Rechte und Interessen seines nunmehrigen Bundesgenossen mit seinen eigenen wahrnehmen werde.

„Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen, so würde Se. Majestät der König sich zu seinem lebhaften Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt finden, das Königreich Han-

nover als im Kriegszustande gegen Preußen befindlich zu betrachten und demgemäß in seinen Beziehungen zu demselben nur noch die Rücksichten auf den Schutz des eigenen Landes und das militärische Erforderniß maßgebend sein zu lassen.

„Indem der Unterzeichnete noch zu bemerken sich beehrt, daß er eine Antwort im Laufe des Tages zu erbitten angewiesen ist, benutzt er auch diesen Anlaß, um Sr. Excellenz den Ausdruck seiner ausgezeichnetsten Hochachtung ergebenst darzubringen.

Hannover, 15. Juni 1866.

(Gez.) Gustav Prinz zu Ysenburg.

Sr. Excellenz dem königlich hannoverischen Herrn Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Reichsgrafen Adolf von Platen zu Hallermund hierselbst."

Diese Sommation wurde am 15. Juni morgens vom Prinzen Ysenburg dem Grafen Platen übergeben mit der Erklärung, daß er noch an demselben Tage eine Antwort zu verlangen beauftragt sei.

Der Anfang des Endes war da — das Königreich Hannover stand vor dem Rubicon.

IV.

Der 15. Juni 1866. — Der Beschluß des Gesammtministeriums über die preußische Sommation. — Antrag des Herrn von Bennigsen in der Zweiten Kammer. — Der Entwurf der Antwort auf die preußische Note. — Unterzeichnung desselben durch den König in Herrenhausen. — Deputation der Residenzstadt. — Preußische Kriegserklärung. — Abreise des Königs. — Ankunft in Göttingen. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches. — Aenderung in dem Armeecommando. — General Gebser, General von Tschirschnitz, General von Arentschildt, Oberst Dammers. — Abmarsch von Göttingen. — Sendung des Kanzlisten Duve und des Dr. Klopp, um die hessischen und bairischen Truppen zur Vereinigung mit der hannoverischen Armee zu bewegen. — Planlose Märsche. — Uebertritt der Armee auf preußisches Gebiet bei Heiligenstadt. — Ankunft vor Langensalza.

Der 15. Juni 1866 war einer der aufgeregtesten und unruhigsten Tage, deren ich mich zu erinnern vermag. Bis zu diesem Tage hatte Hannover immer noch die Möglichkeit, nicht nur seine Existenz für alle Zukunft sicherzustellen, sondern sich auch unter allen deutschen

Staaten, wie auch die Würfel des Krieges fallen möchten, eine besonders bevorzugte Stellung zu verschaffen.

Die Sicherung der Existenz war freilich auch jetzt noch möglich, allein es mußten nun statt der früher nur geforderten einfachen Neutralität Opfer gebracht werden, zu denen der König sich nach der bei ihm als Glaubensartikel feststehenden Auffassung seiner monarchischen Rechte niemals und am wenigsten unter dem Zwange einer Drohung verstehen konnte.

Mit der Sommation vom 15. Juni begann jene Kette unglücklich verhängnißvoller Ereignisse, während welcher die preußische Regierung und der König Georg sich in zwei vollständig getrennten Kreisen verschiedener Anschauungen bewegten, zwischen denen eine Verständigung unmöglich war. Wäre von Preußen in jenem Augenblick der definitive Abschluß des Neutralitätsvertrages ebenfalls unter zwölfstündiger Frist gefordert worden, so würde derselbe ohne Zweifel erfolgt sein. In Berlin aber hatte man vollständig das Vertrauen zu dem guten Willen Hannovers verloren; man glaubte dort — und der Schein mußte ja dahin führen — an geheime Abmachungen mit Oesterreich; man zweifelte, selbst wenn der Neutralitätsvertrag zum Abschluß käme, an der Erfüllung desselben, und mußte daher

nun durch die früher nicht gestellte bestimmte Forderung eines Bündnisses um jeden Preis Klarheit in die Lage bringen, um sich Hannovers völlig zu versichern oder dasselbe militärisch niederzuwerfen, damit man die ganze Macht gegen den Hauptgegner richten könne.

Der König seinerseits fand in dieser Sommation und in dem unter Kriegsandrohung geforderten Bündniß auf Grundlagen, die er mit der Selbständigkeit seiner Krone für unvereinbar hielt, eine unbegründete und unberechtigte Provocation, da er ja seinerseits die Neutralität zugesagt hatte, da er sich bewußt war, die lockenden Anerbietungen Oesterreichs zurückgewiesen zu haben, und der formellen Abschließung des Vertrages, nachdem er einmal das Princip angenommen, keinen entscheidenden Werth beilegte.

Er war daher sogleich bei der Mittheilung der preußischen Note entschlossen, das von ihm geforderte Bündniß abzulehnen, wie er dasselbe ja kurz vorher den österreichischen Propositionen gegenüber gethan hatte. Dessenungeachtet erkannte er vollkommen die hochverantwortungsvolle und schwere Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidung.

Obgleich die Angelegenheit formell ja nur zum Ressort des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

gehörte und dem Könige nach der Verfassung das alleinige und ausschließliche Recht über Bündnisse, Krieg und Frieden zustand, so befahl er dennoch sogleich, die Minister zusammenzurufen, um ihnen die hochwichtige Frage vorzulegen. Er erklärte denselben, daß er die Erfüllung der preußischen Forderungen weder mit den deutschen Bundesverträgen noch mit der verfassungsmäßigen Selbständigkeit seines Königreichs für vereinbar halte; daß er Preußen nicht für berechtigt erachte, eine solche Forderung zu stellen, da der Deutsche Bund, an dessen Pflichten er streng festgehalten habe, ihm gegenüber nicht durch einseitige Willenserklärung einer andern Bundesmacht auflösbar sei. Er glaube deshalb die preußische Forderung ablehnen zu sollen. Da jedoch möglicherweise auf lange Zeit hinaus die Zukunft, der Friede und Wohlstand des Königreichs Hannover von der zu fassenden Entscheidung abhängig sein könne, so wünsche er, daß die Minister ihm frei und ohne jeden Rückhalt ihre Meinung über einen so verantwortlichen Beschluß aussprächen und alle Gründe geltend machten, welche sie etwa gegen seine Auffassung haben möchten.

Die sämmtlichen Minister ohne Ausnahme erklärten die preußischen Forderungen für unannehmbar, da sie unberechtigt seien und man durch die Annahme

derselben unter dem Druck einer augenblicklichen Lage, welche sich durch den Gang der Ereignisse völlig ändern könne, wichtige und unveräußerliche Hoheitsrechte der Krone für immer aufgeben würde.

Nach diesem einstimmigen Beschluß des Gesammtministeriums befahl der König dem Grafen Platen die ablehnende Beantwortung der preußischen Sommation.

Da man nun schnelles kriegerisches Vorgehen Preußens erwarten mußte, so beschloß der König, um jeden Zusammenstoß und jedes Blutvergießen zu vermeiden und um eine künftige Verständigung nach dem Gange der Ereignisse möglich zu erhalten, sich mit der Armee nach dem Süden des Königreichs zu begeben. Dort wollte er, je nach der weitern Entwickelung der Dinge, die Ereignisse abwarten oder die Vereinigung mit den süddeutschen Truppen zu erreichen suchen.

Unverzüglich wurden deshalb an alle Truppentheile Befehle gesendet, auf der Stelle nach Göttingen aufzubrechen und sich dort zu dem Weitermarsche zu vereinigen.

Der König selbst ließ alle Vorbereitungen für seine persönliche Abreise treffen, um bei der ersten Nachricht von dem Vordringen der Preußen über die hannoverische Grenze sich nach Göttingen zu begeben.

Es begann nun eine unruhige, angstvolle Bewegung

in der ganzen Stadt. Die Truppen marschirten zum Bahnhofe; die Eisenbahnen wurden dem Militärverkehr vorbehalten; die sämmtliche kleinere Bürgerschaft Hannovers, welche durchweg österreichisch gesinnt war und schon bei dem Abmarsch der Brigade Kalik den österreichischen Truppen demonstrative Ovationen dargebracht hatte, wogte auf den Straßen hin und her, die Truppen begleitend und sie mit Lebensmitteln versehend; alle stellten sich für die militärischen Maßregeln zur Verfügung, und wo die Pferde nicht sogleich ausreichten, spannten sich sogar die Bürger vor die Kanonen, um sie nach dem Bahnhofe zu bringen.

Als die preußische Sommation in der gerade versammelten Zweiten Kammer bekannt wurde, stellte Herr von Bennigsen sogleich den von vielen Abgeordneten unterstützten Antrag auf schleunigen Erlaß einer Adresse an den König, um an Se. Majestät das dringende Ersuchen zu stellen:

„Erstens diejenigen Räthe der Krone, welche die Abstimmung Hannovers am Bundestage über den österreichischen Mobilisirungsantrag befürworteten, unverzüglich zu entlassen.

„Zweitens diesen Bundesbeschluß nicht zur Ausführung zu bringen.

„Drittens jedes Heraustreten aus einer völligen

Neutralität durch Parteinahme, sei es für Oesterreich, sei es für Preußen, ohne die dringendste Nothwendigkeit zu vermeiden.

„Viertens auf schleunige Einberufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken."

Der Antrag wurde als dringlich anerkannt und für den nächsten Tag zur Berathung auf die Tagesordnung gesetzt.

Herr von Bennigsen ist gerade wegen seines Verhaltens in der letzten Zeit der Existenz des hannoverischen Königreichs, insbesondere auch wegen dieses Antrages vielfach scharf angegriffen und herbe verurtheilt worden. Ich habe während jener Zeit stets dem Parteistandpunkt und der politischen Thätigkeit des Herrn von Bennigsen durchaus und aus voller Ueberzeugung gegnerisch gegenübergestanden, halte es indessen doch für eine Pflicht der Gerechtigkeit, die Ueberzeugung auszusprechen, daß den Führer der damaligen Opposition bei diesem Antrage in der vorletzten Sitzung der hannoverischen Ständeversammlung ausschließlich die Sorge für das Wohl des Landes und für die Erhaltung der Existenz und Selbständigkeit des Königreichs Hannover geleitet habe.

Die Forderung, den verhängnißvollen Bundesbeschluß nicht auszuführen und eine stricte Neutralität

zu beobachten, stimmte ja mit dem Wunsche aller derer überein, welche die verhängnißvolle später eingetretene Katastrophe zu verhindern wünschten, und hätte Preußen nichts weiter als dies verlangt, so wäre die Zustimmung unbedingt erfolgt. Die Ablehnung der Sommation geschah nur wegen der in derselben gestellten Forderung eines Bündnisses, zu welcher Preußen sich durch das Mistrauen in den guten Willen Hannovers gezwungen sah. Diese Forderung war wol Herrn von Bennigsen damals noch nicht bekannt, jedenfalls enthält auch sein Antrag kein Wort von einem Bündniß, weist ein solches vielmehr entschieden zurück. Hätte er diesen Antrag früher gestellt und wäre er angenommen worden, so hätte vielleicht der Erlaß einer ständischen Adresse dem Zögern des Grafen Platen ein Ende gemacht. Daß Herr von Bennigsen in seinen Antrag die Entlassung der Minister mit aufnahm, beruhte wol auf der Gewohnheit der Opposition, und das Verlangen der schleunigen Einberufung eines deutschen Parlamentes zeigt, wie sehr der doctrinäre Politiker in seinen Theorien befangen war; denn welchen Einfluß ein deutsches Parlament auf die Entwickelung der Dinge in jenem Augenblick, in welchem sich bereits die Spitzen der Bajonnete entgegenblinkten, hätte ausüben sollen, ist in der That nicht abzusehen.

Das rhetorische Wort Cicero's: „Cedant arma togae", hätte damals wol kaum die österreichischen und preußischen Armeen auf ihrem Vormarsch gegeneinander aufzuhalten vermocht.

Auch die liberalen Parteien in Preußen waren ja damals tief erbittert gegen die preußische Regierung und insbesondere gegen den Ministerpräsidenten von Bismarck, sie verurtheilten den Krieg und den Austritt Preußens aus dem Bunde in schärfster Weise, und die „Magdeburgische Zeitung", welche durch ihren hannoverischen Correspondenten, einen beschäftigungslosen Advocaten, besonders eng mit der Leitung des Nationalvereins liirt war, schrieb noch nach dem Ausbruche des Krieges:

„Der Krieg mit Oesterreich hatte vielleicht nicht mehr vermieden werden können, wohl aber würde das deutsche Volk, wenn es zu den Männern, welche die deutsche Bundesreform und die Einberufung des deutschen Parlaments beantragt, Zutrauen gehabt hätte, seine Regierungen gezwungen haben, ihre dynastischen Interessen dem gemeinsamen Wohle des deutschen Vaterlandes zu opfern. Der Krieg, den auch wir leider als den deutschen Bruderkrieg bezeichnen müssen, der Krieg mit den Sachsen, Hannoveranern, Baiern, hätte vermieden werden können, wenn noch in den letzten vierzehn Tagen die bisherigen Regierungsgrund-

sätze in Berlin geändert worden wären, selbst wenn diese Aenderung nur durch einen theilweisen Ministerwechsel constatirt wäre. Statt eines deutschen Bruderkrieges hätten wir dann ein deutsches Parlament, statt des gewaltsamen Bundesbruchs hätten wir dann eine friedliche Bundesreform."

Diese Auffassung theilte ohne Zweifel auch der hannoverische Liberalismus, und Herr von Bennigsen dachte zu jener Zeit gewiß viel mehr daran, den Grafen Bismarck und dessen von ihm damals wie von vielen Andern nicht begriffene und stets angegriffene Politik zu beseitigen, als durch seinen Antrag die preußische Regierung zu unterstützen.

Herrn von Bennigsen's Antrag war also jedenfalls gut gemeint, wenn er auch freilich an jenem Tage, an welchem die Ereignisse nach Stunden zählten, naturgemäß ohne jede Wirkung bleiben mußte.

Bacmeister, welcher zwar für die Ablehnung der Sommation gestimmt hatte, aber diese äußerste Alternative, in welche die hannoverische Regierung gedrängt war, für eine verhängnißvolle Folge der unglückseligen Verzögerung des Vertragsabschlusses über die Neutralität ansah, und der an der Fortsetzung einer so schwankenden und unsichern Politik keinen Theil mehr haben wollte, hatte dem Könige sein Entlassungsgesuch gesendet.

Der in der Ständeversammlung gestellte Antrag war bald in der Stadt bekannt, und dies alles steigerte immer mehr die allgemeine Aufregung.

Dazu trafen Nachrichten ein, daß die preußischen Truppen unter General von Manteuffel vor Harburg angelangt seien. Der Chef der dortigen Eisenbahnverwaltung hatte sämmtliche Waggons nach Hannover gesendet, um sie der preußischen Benutzung zu entziehen und den Vormarsch des Manteuffel'schen Corps zu verzögern.

Auch von andern Seiten liefen Meldungen über die Annäherung preußischer Corps an die hannoverische Grenze ein. Immer unruhiger wogte die Bevölkerung durcheinander; überall auf den Straßen sah man bleiche, angstvolle Gesichter und lebhaft discurirende Gruppen.

Graf Platen hatte mir den Auftrag gegeben, die preußische Sommation zu beantworten, und während der allgemeinen Unruhe, selbst schmerzlich erregt, setzte ich mich an meinen Schreibtisch, um dem Beschluß des Gesammtministeriums gemäß die Note an den Prinzen Ysenburg zu entwerfen.

Ich suchte der Erklärung der hannoverischen Regierung die thunlichst milde und versöhnliche Form zu geben, um die Möglichkeit der Anbahnung einer Verständigung noch in der letzten Stunde offen zu halten,

wenn ich mir auch wohl bewußt war, daß sich Preußen auf dem einmal betretenen, zu seiner eigenen Sicherheit für nothwendig erkannten Wege kaum noch werde aufhalten lassen.

Ziemlich spät am Abend fuhr ich mit dem Entwurf zum Grafen Platen, der denselben sogleich unterzeichnete und sich mehr noch als ich der Hoffnung hingab, daß man in der zwölften Stunde noch zu einer Verständigung kommen könnte. Ich fuhr dann mit dem verhängnißvollen Schriftstück nach Herrenhausen hinaus und fand den König im Kreise seiner Familie am Theetisch. Er befahl mir, den Entwurf der Note dort vorzulesen, obwol er sonst niemals im Familienkreise von Geschäften zu sprechen pflegte. Dabei bemerkte er, daß dieses Actenstück nicht nur für sein Land, sondern auch für sein Haus von großer und folgenschwerer Bedeutung sei, und daß er deshalb wünsche, auch die Seinigen möchten die Vorlesung desselben anhören und dem Inhalte ihre Zustimmung geben.

Nachdem ich den Entwurf langsam und nach jedem Satze innehaltend vorgelesen hatte, erklärten die Königin, der Kronprinz und die beiden Prinzessinnen sich mit dem Inhalt völlig einverstanden. Der König hatte, den Kopf in die Hand gestützt, aufmerksam zugehört. Er zögerte einige Augenblicke und sagte dann:

„Die Antwort ist vollkommen treffend und sagt genau das, was ich zu sagen wünsche; auch bin ich mit der freundlichen Form durchaus einverstanden.“ „Aber“, fügte er dann hinzu, „es sind darin einzelne Stellen enthalten, welche den Gedanken erwecken könnten, als ob ich weiter verhandeln wolle und vielleicht doch noch den preußischen Forderungen mit irgendwelchen Modificationen zustimmen möchte; das ist aber nicht der Fall. Ich war entschlossen, neutral zu bleiben, und bin es noch, aber von den souveränen Rechten meiner Krone werde ich niemals ein Titelchen aufgeben und niemals werde ich den preußischen Forderungen in dieser Beziehung nachgeben. Man muß in einem so entscheidenden Augenblicke wie dieser vollkommen aufrichtig sein. Es wäre unrecht, etwas zu sagen, was ich nicht so meine, und Erwartungen zu erregen, die ich niemals erfüllen werde.“

Der König befahl mir darauf, den Entwurf noch einmal zu lesen. Dann ließ er diejenigen Stellen, aus welchen ihm die Möglichkeit eines spätern Entgegenkommens gegen die preußischen Vorschläge hervorzugehen schien, modificiren oder streichen. Es war dies politisch wol ohne Bedeutung, denn auch wenn jene Stellen so, wie ich sie entworfen, stehen geblieben wären, würden sie doch wol niemals einen zurück-

haltenden Einfluß auf die unaufhaltsam vorwärts drängenden Ereignisse ausgeübt haben.

Ich führe den Vorgang nur deshalb an, weil er einen Beweis liefert für die edle Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, welche in dem Wesen des Königs lag und welche es ihm selbst in so entscheidendem Augenblick unwürdig erscheinen ließ, durch seinen Minister etwas sagen und andeuten zu lassen, das nicht vollständig seiner Ueberzeugung und seinen Ansichten entsprach. Auch der Gegner, der kriegerisch drohend bereits an den Grenzen stand, sollte von ihm nicht getäuscht und hingehalten werden.

Die Antwortsnote, wie sie vom Könige nun definitiv festgestellt war, lautete nach dem mir vorliegenden Concept:

„Seiner Durchlaucht
dem königlich preußischen außerordentlichen Abgesandten
und bevollmächtigten Minister
Prinzen Gustav zu Ysenburg-Büdingen.

Herrenhausen, 15. Juni 1866,
9 Minuten vor 1 Uhr nachts.

(Gez.) G. R.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre gehabt, die Note Seiner Durchlaucht des Prinzen zu Ysenburg vom heutigen Tage zu empfangen und deren Inhalt Seiner

Majestät dem Könige, Seinem Allergnädigsten Herrn, zur Kenntniß zu bringen.

„Der in der Sitzung des Bundestages vom 11. d. M. gestellte Antrag ist — wie der Unterzeichnete zunächst zu bemerken sich beehrt — in der Sitzung vom 14. d. M. mit solchen Modificationen angenommen, daß in dem gefaßten Beschluß eine Feindseligkeit gegen Preußen nicht gefunden werden kann.

„Die königlich hannoverische Regierung insbesondere hat in ihrer Abstimmung und in deren Begründung, welche der königlich preußischen Regierung vollkommen bekannt sind, auf das sorgfältigste den bundesmäßigen Standpunkt strengster Parteilosigkeit festgehalten. Sie hat gegen die Mobilisirung der drei kaiserlich österreichischen Armeecorps gestimmt, um dem Bunde seine vollkommen objective Stellung zwischen den beiden streitenden Mächten zu wahren; sie hat ferner demjenigen Theile des Antrages nicht zugestimmt, welcher auf die den Bestimmungen über den Bundeskrieg entnommenen Maßregeln abzielte, und hat endlich die Vermittelung als den Endzweck aller Beschlüsse der Bundesversammlung ausdrücklich aufgestellt.

„Sie hat aber freilich auf der andern Seite die vor den Augen der Welt offen daliegende Thatsache nicht verkennen können, daß die innere Ruhe und

Sicherheit des Bundes bedroht sei, und hat sich ebenso wenig der bundesmäßigen Pflicht entziehen können, den zum Schutze dieser Ruhe und Sicherheit erforderlichen Beschlüssen zuzustimmen.

„Wenn die königlich hannoverische Regierung hiernach sich bewußt ist, nach genauester Erwägung und gewissenhaftester Prüfung der thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse ihren Pflichten als Mitglied des Deutschen Bundes gemäß gehandelt zu haben, wenn sie zugleich die Anerkennung glaubt beanspruchen zu können, die Wahrung des Bundesrechts mit der bundesfreundlichsten Rücksicht gegen die königlich preußische Regierung vereinigt zu haben, so hat der Unterzeichnete um so mehr überrascht sein müssen durch die Bedingungen des Vertrages, welche Seine Durchlaucht der Prinz Ysenburg ihm mitgetheilt hat, und über welche derselbe die Erklärung der königlichen Regierung verlangt.

„Die erste dieser Bedingungen geht dahin, daß die königlich hannoverischen Truppen sofort auf den Friedensstand vom 1. März d. J. zurückgeführt werden.

„Der Unterzeichnete kann in Betreff dieses Punktes nur erklären, daß die königliche Armee sich durchaus nicht im Kriegszustande befindet. Sie hat nur die jedes Jahr üblichen Exercitien in diesem Jahre früher

als sonst vorgenommen, und der Unterzeichnete kann nicht glauben, daß in dieser einfachen Maßregel, bei welcher weder Pferdeankäufe noch sonst irgendwelche Acte der Mobilisirung vorgenommen sind, eine Feindseligkeit gegen Preußen erblickt werden könne.

„Die königlich preußische Regierung ihrerseits aber wird gewiß nicht verkennen, daß die Zurücknahme einer an sich bedeutungslosen Maßregel unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein schwerer Schlag für die Ehre der hannoverischen Armee sein würde, daß Seine Majestät, des Unterzeichneten Allergnädigster Herr, einer solchen Zumuthung sich niemals unterwerfen kann.[1]

„Die zweite Bedingung verlangt, daß Hannover der Berufung des deutschen Parlaments zustimme und die Wahlen dazu ausschreibe, sobald es von Preußen geschieht.

„Der Unterzeichnete beehrt sich, in Betreff dieses Punktes darauf hinzuweisen, daß die Vorschläge zur

---

[1] Ursprünglicher Entwurf: „und Seine Majestät der König von Preußen wird gewiß Seiner Majestät des Unterzeichneten Allergnädigstem Herrn einen solchen Schlag gegen Seine eigene Armee zu führen nicht zumuthen wollen.“ Von Seiner Majestät dem Könige in obiger Weise verändert.

Berufung eines deutschen Parlaments der Bundesversammlung zur Beschlußfassung vorliegen und daß die königlich hannoverische Regierung, eingedenk ihrer Bundespflicht, eine vom Bunde abgesonderte Behandlung dieser für die ganze deutsche Nation so hochwichtigen und folgenschweren Angelegenheit nicht für zulässig erachten kann.

„Wenn drittens Preußen dagegen Seiner Majestät dem Könige von Hannover sein Gebiet und seine Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge vom 14. d. M. gewährleisten will, so kann der Unterzeichnete in der That in den erwähnten Reformvorschlägen eine Garantie für die Souveränetätsrechte des Königs, Seines Allergnädigsten Herrn, nicht erblicken. Die Reformvorschläge vom 14. d. M. greifen so tief und so wesentlich gerade in die Souveränetätsrechte ein, daß sie einen einer Mediatisirung gleichen Erfolg besorgen lassen.[1]

„Wenn hiernach der Unterzeichnete sich in der Lage erklären muß, die von Seiner Durchlaucht dem Prinzen

---

[1] Ursprünglicher Entwurf: „und jedenfalls nicht in der von der Königlich Preußischen Regierung gestellten Frist in eine der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Erwägung gezogen werden können." Von Seiner Majestät dem Könige gestrichen.

zu Ysenburg namens der königlich preußischen Regierung ihm mitgetheilten Vertragsbedingungen abzulehnen, so kann er dabei nur auf das entschiedenste wiederholen, daß die königlich hannoverische Regierung sich bewußt ist, auf dem Boden des unanfechtbaren völkerrechtlich garantirten Bundesrechts zu stehen, und daß das Festhalten an diesem Rechte nach ihrer Ansicht der königlich preußischen Regierung keine Veranlassung bieten kann, das Königreich Hannover als im Kriegszustand mit Preußen zu betrachten.

„Die königlich hannoverische Regierung hält unabänderlich daran fest, daß das Bundesrecht den Krieg zwischen Bundesgliedern verbiete, und sie wird daher keine kriegerische Maßregel gegen die ihr verbündete königlich preußische Regierung vornehmen, solange ihre Grenzen nicht angegriffen werden. Zu einem solchen Angriff aber kann die königlich hannoverische Regierung auch bei der gegenwärtigen Spannung der Verhältnisse in Deutschland weder einen Rechtsgrund, noch selbst eine politische Veranlassung finden, und mag auch jetzt der Hoffnung nicht entsagen, ihre bundesfreundliche Gesinnung und deren stets erfolgte Bethätigung von der königlich preußischen Regierung anerkannt und das bisherige für beide Regierungen werthvolle nachbarliche Verhältniß erhalten zu sehen.

„Indem der Unterzeichnete Seine Durchlaucht den Prinzen zu Ysenburg ersucht, die vorstehenden Erklärungen zur Kenntniß seiner allerhöchsten Regierung zu bringen, benutzt er mit Vergnügen auch diesen Anlaß, um Seine Durchlaucht seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu versichern.

Hannover u. s. w. (Gez.) Pl."

Der König unterzeichnete das Concept in margine auf dem Schreibtisch der Königin und befahl mir, unter seinen Namenszug ganz genau die Stunde zu setzen, zu welcher er dieses Document vollzogen habe, welches in der That zum Todesurtheil für das Königreich Hannover wurde.

Es war, wie oben bemerkt, 9 Minuten vor 1 Uhr nachts.

Der König ordnete darauf sogleich an, daß das Reisegepäck für ihn und den Kronprinzen in Bereitschaft gesetzt werde.

Ruhig und heiter, wie er es immer war, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, bat er die Königin, welche lebhaft bewegt war, in Hannover zu bleiben und durch ihre Gegenwart den Muth und das Vertrauen der Bürger zu erhalten. Dann befahl er mir, sogleich nach Hannover zurückzukehren, dem Grafen Platen und dem Kriegsminister General von Brandis

sowie dem General von Tschirschnitz mitzutheilen, daß er um 4 Uhr morgens nach Göttingen abreisen wolle; er erwarte die genannten Herren sowie mich selbst auf dem Bahnhofe, um ihn zu begleiten.

Schmerzlich bewegt verabschiedete ich mich, und die königliche Familie blieb die letzten Stunden, welche sie in der alten Residenz ihres Hauses verleben sollte, miteinander allein.

Ich habe das Schloß Herrenhausen und jene Gemächer, in welchen unter Georg IV. das Welfenhaus seinen höchsten Glanz erlebte und in welchen nun die verhängnißvolle Entscheidung sich vollzogen hatte, seitdem niemals wiedergesehen. Aber immer noch schwebt mir das Bild dieser edeln fürstlichen Familie in jenen so glänzenden und zugleich so traulichen Räumen vor Augen, welche von dort aus in eine heimatlose Verbannung zu ziehen bestimmt war und deren menschliche Tugenden ihr Unglück wurden, indem sie die politische Klugheit heiligen Ueberzeugungen gegenüber zurückdrängten.

Als ich aus dem hellerleuchteten Schloßhofe von Herrenhausen in die dunkeln Schatten der uralten Lindenallee, welche nach der Stadt führt, hineinfuhr, begegnete mir eine Wagenreihe, welche mir in der Erregung jenes Augenblickes fast wie ein gespenstischer

Leichenzug erschien. Es war eine Deputation des Magistrats und der Bürgervorsteher der Residenz, welche kamen, um den König dringend um Erhaltung des Friedens durch Verständigung mit Preußen zu bitten. Der König erklärte den Herren fest und bestimmt, daß sein Entschluß unwiderruflich sei, daß er gewünscht hätte, seiner Residenzstadt die Last einer feindlichen Besetzung zu ersparen, daß er aber als Christ, als Monarch und als Welfe nicht anders handeln könne und die Königin zurücklasse, um alles, was auch kommen möge, mit der Bürgerschaft zu theilen.

Auch über diese letzten Worte des Königs an die Bürgerschaft Hannovers hat man vielfach gespottet, und doch konnte der König nach seiner ganzen Charaktereigenthümlichkeit nicht anders sprechen. Sein monarchisches Recht und seine monarchische Machtvollkommenheit, die er als eine unmittelbare Gabe und Bestimmung Gottes ansah, bildeten für ihn einen Glaubensartikel, an dem er allen Gefahren gegenüber unverbrüchlich festzuhalten sich für verpflichtet betrachtete. Dieses Gefühl der unabweislichen und heiligen Pflicht drückten jene Worte aus, nicht aber, wie man wol annehmen mochte, eine hochmüthige Selbstüberhebung.

Ich fand den Grafen Platen, der sich, um nach den erschöpfenden Aufregungen und Anstrengungen ein

wenig auszuruhen, halb angekleidet auf sein Bett niedergelegt hatte, sehr ernst und bewegt. Er erzählte mir, daß mit dem Glockenschlage der Mitternacht der Prinz Ysenburg in sein Zimmer getreten sei, um sich die Antwort auf die preußische Sommation zu holen. Graf Platen hatte ihm erwidert, daß die Antwort dem Könige in diesem Augenblick zur Genehmigung vorläge und daß er sie in der Frühe des nächsten Morgens erhalten werde. Prinz Ysenburg aber erwiderte, daß er so lange zu warten nicht ermächtigt sei und daß er den Grafen Platen bitten müsse, ihm sogleich zu sagen, ob die preußischen Vorschläge angenommen seien oder nicht.

Graf Platen antwortete nun, daß eine augenblickliche Annahme nicht habe erfolgen können, daß man aber über diese Sache noch weiter sprechen könnte und daß sich vielleicht die preußischen Forderungen in der Form modificiren ließen. Er wiederholte dabei nochmals die Versicherung der unbedingten Neutralität unter Bereitwilligkeit, allen Wünschen Preußens auf das möglichste entgegenzukommen. Prinz Ysenburg aber schnitt jede weitere Unterredung ab, da er keine ausweichende oder verzögernde Antwort annehmen dürfe, und erklärte auf Befehl seines Herrn dem Könige von Hannover den Krieg mit dem Bemerken, daß er nach

dieser Erklärung nichts weiter mehr auszusprechen habe als das persönliche Bedauern, daß die langjährigen angenehmen Beziehungen, in denen er zu dem hannoverischen Hofe und dem Grafen Platen gestanden, auf eine so schmerzliche Weise unterbrochen seien, worauf er sich, jede weitere Bemerkung abschneidend, entfernte.

Dem Grafen Platen war der volle Ernst der Situation, welche er doch noch nicht erwartet haben mochte, klar geworden, und es ist merkwürdig, wie dieser sonst so schwankende Charakter sich nun dem unvermeidlich drohenden Ereignisse gegenüber zu thatkräftiger Entschlossenheit aufraffte. Persönliche Furcht und Scheu vor Anstrengung und Gefahr kannte er überhaupt nicht, und er sprach es sogleich aus, daß nun, nachdem der Würfel einmal gefallen, alle Energie aufgeboten werden müsse, damit der König mit der hannoverischen Armee eine sichere Stellung und womöglich den Anschluß an die bairischen Truppen erreiche, um die Ereignisse abwarten und nach dem Gange derselben die künftigen Entschließungen treffen zu können.

Ich stimmte ihm darin vollkommen bei, erinnerte mich aber in diesem Augenblicke schon an Bacmeister's Worte, in denen er mir seine Zweifel ausgesprochen hatte, daß der König eine kühne Politik durchzuführen im Stande sein möchte.

Ich hatte nur noch Zeit, die Generale von Brandis und von Tschirschnitz zu wecken und von dem Befehle des Königs in Kenntniß zu setzen.

In äußerster Hast traf ich die nothwendigsten Reisevorbereitungen und begab mich nach dem Bahnhofe.

Alles ging wie im Traume vor sich. Die Abreise hatte den Schein eines kurzen Ausfluges, und doch sollte sie ein Abschied für immer sein. Ich habe mein Haus in Hannover niemals wieder betreten und meine Familie erst neun Monate später in Straßburg wiedergesehen.

Auf dem Bahnhofe waren trotz der Morgenstunde und obgleich im weitern Publikum von der Abreise des Königs nichts bekannt geworden, ziemlich zahlreiche Gruppen versammelt, welche den König, der pünktlich eintraf, herzlich, aber traurig begrüßten. Der König sprach aus dem Fenster seines Salonwagens einige kurze Worte, welche im wesentlichen dasselbe sagten, was er in einer zurückgelassenen Proclamation den Bürgern der Residenzstadt verkündete, indem er unter Vermeidung jeder politischen Andeutung nur einfach aussprach, daß er, im Begriff, mit dem Kronprinzen sich zu seiner Armee nach dem südlichen Theile des Königreichs zu begeben, die Königin und die Prinzessinnen unter dem Schutz der bewährten Treue, Liebe

und Anhänglichkeit der Bürger der Residenzstadt zurücklasse.

Als der königliche Extrazug sich in Bewegung setzte, erschallten laute Rufe auf dem Perron, unter denen man wiederholt die Worte vernahm: „Auf Wiedersehen!“

Alle Gesichter waren ernst, alle Augen feucht.

Auch der König wiederholte, auf den Kronprinzen gestützt und mit der Hand winkend, die Worte: „Auf Wiedersehen!“

Es waren die letzten Worte, welche die Bürger Hannovers aus seinem Munde vernahmen; — der Wunsch sollte nicht erfüllt werden — der König sollte seine Residenz und sein Land niemals wiedersehen.

Am nächsten Tage fand eine letzte Sitzung der Zweiten Kammer statt, in welcher eine noch am Tage vorher vollzogene Proclamation verlesen wurde, welche den Landtag auflöste. Zugleich erklärte der Minister Bacmeister, daß der König mit dem Kronprinzen nach Göttingen abgereist sei, und daß er, der Minister, sein Entlassungsgesuch eingereicht habe, auf dasselbe jedoch noch ohne Antwort geblieben sei.

In der ganzen Stadt herrschte bange Bestürzung; alles drängte sich zum Bahnhofe, um den dort nach dem Süden durchpassirenden Truppenzügen sympathische Theilnahme zu beweisen.

Die Königin fuhr mit den Prinzessinnen im offenen Wagen durch die Straßen; sie wurde überall umringt, mit lauten Hochrufen begrüßt und auch vielfach von den Bürgern selbst angesprochen, wobei die hohe Frau die Versicherung wiederholte, daß sie sich von der Bürgerschaft nicht trennen und deren Schicksal theilen werde.

Trotz der tiefen Niedergeschlagenheit war man allgemein überzeugt, daß es sich nur um eine kurze Zeit kriegerischer Unruhe handle; denn mehr als je vorher glaubte man in der Aufregung jener Tage im allgemeinen immer noch an einen Sieg der österreichischen Waffen, welcher Preußen zwingen würde, seine Truppen von Hannover zurückzuziehen, um alle seine Kräfte nach dem Süden zu werfen, und auch diejenigen, welche nicht zu den Freunden Oesterreichs gehörten, hofften auf einen solchen Gang der Dinge, der dann die Möglichkeit bieten würde, neue Verhandlungen aufzunehmen, um die Neutralität des Königreichs sicherzustellen. Niemand dachte damals schon ernstlich an einen wirklichen Krieg zwischen Preußen und Hannover; der König hatte ja nur sich und seine Armee in Sicherheit bringen wollen; und auch in Berlin nahm man noch keinen unversöhnlichen Kriegszustand an, wie die Proclamation und die Haltung des am näch-

sten Tage in Hannover einrückenden commandirenden Generals bewiesen.

Der König war mit dem in höchster Schnelligkeit fahrenden Extrazuge am frühesten Morgen in Göttingen angekommen, und die Bewohner dieser Stadt waren bei ihrem Erwachen nicht wenig erstaunt, als sie vernahmen, daß sie so plötzlich in den Mittelpunkt der entscheidenden Ereignisse versetzt waren.

Der König nahm mit seinem ganzen Gefolge in dem Gasthof Zur Krone Quartier. Alle Zimmer des Hotels wurden mit Beschlag belegt, und der Wirth desselben pflegte später scherzend zu sagen, daß seine Krone die erste depossedirte in Deutschland gewesen sei.

In schneller Folge langten nun die verschiedenen Regimenter der hannoverischen Armee in Göttingen an. Sie waren aus ihren Standquartieren in dem Zustande aufgebrochen, in welchem sie sich gerade befanden, da die Befehle über die Verfrühung der Exercirzeit eben erst in die ersten Stadien der Ausführung getreten waren. Zugleich trafen Nachrichten ein über das Vordringen des Manteuffel'schen Corps nach Süden, welches einen schleunigen Weitermarsch der hannoverischen Armee nothwendig machte, um einen auf beiden Seiten unerwünschten Zusammenstoß zu vermeiden.

Ueber dieses so schnelle und noch vor der Kriegserklärung begonnene Vorgehen der preußischen Truppen sind mehrfach Vorwürfe gegen die preußische Regierung erhoben worden, welche indeß, wie ich hier besonders hervorheben möchte, nicht begründet erscheinen. Denn die preußische Regierung hatte früher schon für das Manteuffel'sche Corps die Erlaubniß des Durchzuges durch das hannoverische Gebiet erbeten, und diese Erlaubniß war ertheilt worden, wobei nur der Wunsch ausgedrückt war, den Durchzug so einzurichten, daß keine Collision mit der von Holstein zurückkehrenden österreichischen Brigade Kalik stattfände. Es war also keine Verletzung des Völkerrechts, wie man wol hat behaupten wollen, wenn das Manteuffel'sche Corps schon vor der Kriegserklärung das hannoverische Gebiet betreten hat. Freilich erblickte der König in dieser Benutzung preußischer Truppen, denen nur der Durchzug durch hannoverisches Gebiet gestattet war, zu kriegerischen Operationen eine vorbedachte feindliche Absicht, welche den ersten Grund zu seiner von nun an stets steigenden persönlichen Erbitterung legte, von der er vorher ganz frei gewesen war.

Es handelte sich nun also, wenn die hannoverische Armee wirklich in Sicherheit gebracht und verhängnißvolle Collisionen vermieden werden sollten, um einen

unverzüglichen schnellen Vormarsch nach Süden. Der König befahl denselben auch sogleich, aber hier nun begann jene Kette unglückselig verhängnißvoller und auch heute bei ruhigem Rückblick auf jene Zeit mir fast unerklärlich erscheinender Ereignisse, welche von Schritt zu Schritt zu dem blutigen Tage von Langensalza führten und der Grund für den Zusammenbruch der welfischen Krone wurden.

Der Generalstab der hannoverischen Armee, nur der Thätigkeit auf dem Manöverfelde gewohnt und unfähig, sich in die Nothwendigkeit ernster militärischer Operationen hineinzufinden, erklärte, daß die ohne Vorbereitung aus ihren Standquartieren aufgebrochene Armee nicht marschfertig sei, und daß man wenigstens vier Tage bedürfen würde, um sie in marschfertigen Zustand zu bringen. Mir erschien diese Ansicht durchaus unrichtig. Es kam vor allen Dingen darauf an, die Armee in dem Zustande, in welchem sie sich eben befand, fortzubringen, da es ja doch durchaus nicht in der Absicht lag, sogleich zu schlagen, und da die Verpflegung der Truppen im eigenen Lande und in der günstigen Jahreszeit keinerlei Schwierigkeiten bieten konnte. War die Armee nicht marschfertig, so konnte nach meiner Ueberzeugung in dieser Beziehung auch in dem kurzen Zeitraum weniger Tage nichts an ihrem

Zustande geändert werden, um so mehr, als ein großer Theil des Landes bereits unter feindlicher Occupation stand und die Depots in Hannover nicht mehr verfügbar waren. Graf Platen theilte diese Ansicht vollkommen. Er begriff, daß jede Möglichkeit, die Verhandlungen mit Preußen wieder aufzunehmen und etwa doch noch zu einer endlichen Verständigung zu gelangen, ausgeschlossen werden mußte, sobald einmal ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden hätte, zu welchem der lange Aufenthalt der Armee in Göttingen bei dem fortgesetzten Herabziehen preußischer Truppen von Norden her nur zu leicht Veranlassung geben könnte. Für den Augenblick freilich war jeder Weg zu verständigenden Verhandlungen abgeschnitten.

Graf Platen hatte seine Antwortsnote expediren und dem Prinzen Ysenburg zustellen lassen. Der Prinz sendete dieselbe uneröffnet mit dem Bemerken zurück, daß er nach Eintritt des Kriegszustandes nicht mehr in der Lage sei, von der hannoverischen Regierung irgendwelche Mittheilungen entgegenzunehmen.

Allein wenn es gelang, die hannoverische Armee intact und von den kriegerischen Operationen entfernt zu halten, so war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bei einer für Preußen bedenklichen Wendung auf dem großen Kriegstheater ein Augenblick eintreten

könnte, in welchem noch einmal eine Verständigung ohne die Bedingungen der Sommation auf dem Boden der bloßen Neutralität zu erreichen sein mochte.

Der König erkannte durchaus die Richtigkeit der Vorstellungen des Grafen Platen; er verzehrte sich in schmerzlicher Ungeduld über den Aufenthalt in Göttingen. Allein wie war es möglich, daß Graf Platen und ich als Civilisten ohne alle Berechtigung zu einem militärischen Urtheil unsere Ansicht der bestimmten Erklärung des ganzen hannoverischen Generalstabes hätten entgegenstellen können? Wie konnte der König, dessen Blindheit ihn gerade in militärischen Fragen von einem eigenen Urtheil und von einem selbst bestimmenden Vorgehen zurückhalten mußte, über seinen Generalstab hinweg den Vormarsch befehlen, der nach der Versicherung der Generalstabsoffiziere mit dem völligen Zerfall des Gefüges der militärischen Ordnung enden würde? Die kostbare Zeit wurde also unter einer vielgeschäftigen Thätigkeit verloren, welche, wie ich heute noch überzeugt bin, überflüssig war und die darin ihren Grund hatte, daß man nicht im Stande war, von den für Manöveroperationen als maßgebend angenommenen Principien in diesem Falle dringender und äußerster Nothlage abzusehen. Diese Verzöge-

rungen hatten noch eine weitere und, nach meiner Ueberzeugung, noch bedenklichere Folge.

Der König hatte zum Commandeur der Armee den Generallieutenant Gebser bestimmt, einen Mann, über dessen strategische Befähigung ich nicht zu urtheilen vermag, der aber ohne allen Zweifel all die muthige Energie und Entschlossenheit besaß, welche die Verhältnisse erforderten. Freilich wurde die Aufgabe des commandirenden Generals durch die Anwesenheit des Königs im Hauptquartier ganz unendlich erschwert, da ja Seine Majestät sich den Oberbefehl über seine Armee stets ausdrücklich selbst vorbehalten hatte und denselben durch seinen Generaladjutanten ausführen ließ.

Der Generaladjutant, Generallieutenant von Tschirschnitz, ein alter Veteran von Waterloo, war nun schon seit längerer Zeit der Gegenstand vielfacher Angriffe aus den Kreisen der Offiziere gewesen. Man tadelte seinen strengen Formalismus, durch welchen vielleicht dieser oder jener verletzt sein mochte, und hielt ihn für zu alt und zu sehr befangen in den Anschauungen vergangener Zeiten, um die Armee auf der Höhe der modernen Anforderungen zu halten.

Ich constatire diese gegen den General von Tschirschnitz und dessen Einfluß auf die Armeeleitung gerichteten Angriffe als Thatsache; über deren Begründung

vermag ich natürlich mir ein irgendwie competentes Urtheil nicht anzumaßen; nach meiner Ueberzeugung habe ich indeß dieselben niemals für begründet halten können, da der Zustand der hannoverischen Armee, soweit er einem nichtmilitärischen Auge wahrnehmbar war und wie er sich auch in jenen verhängnißvollen Tagen bewies, als ein vortrefflicher erschien. Genug, während des Aufenthaltes in Göttingen wurden aus den Kreisen der Offiziere aller der Regimenter, die sich dort versammelt hatten, immer zahlreichere Stimmen laut, welche dem mangelnden Vertrauen in die Armeeführung, und zwar sowol was den General von Tschirschnitz als was den General Gebser betraf, Ausdruck gaben und die Befürchtung enthielten, daß das mangelnde Vertrauen der Truppen von äußerst nachtheiligem Einfluß auf die militärischen Operationen sein würde.

Diese Stimmen drangen bis zum Kronprinzen Ernst August, und derselbe hielt es in einer so ernsten Zeit für seine Pflicht, seinem königlichen Vater davon Kenntniß zu geben.

Auch der General Gebser hatte von diesen Aeußerungen der Stimmung in den Offizierkreisen Kenntniß erhalten. Mit der ganzen offenen Loyalität, welche in seinem Charakter lag, machte er auch seinerseits selbst

dem Könige Mittheilung darüber und bat, ihm das Commando der Armee abzunehmen und dasselbe einem General zu übertragen, der mehr als er das Vertrauen der Truppen besäße.

Der König war durch diese Mittheilungen tief erschüttert. So sehr er von der Tüchtigkeit seines Generaladjutanten und von der Richtigkeit seiner auf den General Gebser gefallenen Wahl überzeugt war, so verkannte er dennoch nicht, daß das unbedingte Vertrauen der Truppen zu ihren Führern bei einem so schwierigen, anstrengenden und gefahrvollen Zuge, wie man ihn unternehmen sollte, von der höchsten Wichtigkeit sei.

Er fragte seine Flügeladjutanten und einige ihm näher stehende Offiziere, und von allen Seiten wurde ihm das Vorhandensein der vorbezeichneten Stimmung in der Armee bestätigt.

Vielleicht hat der König Georg niemals so bitter als in jener Zeit den Mangel des Augenlichtes empfunden, der ihn verhinderte, mit eigenen Augen sehen und die eigene Verantwortlichkeit für die zu treffenden Befehle übernehmen zu können.

Ich meinerseits empfand immer schmerzlicher die traurige Bewahrheitung, welche Bacmeister's prophetisches Mahnwort fand.

Der König befahl dann, weitere Erkundigungen einzuziehen, welche Persönlichkeiten denn im Stande wären, der Armee das Vertrauen einzuflößen, welches dieselbe nach den ihm gewordenen Mittheilungen den Generalen von Tschirschnitz und Gebser nicht entgegenbrächte, und man bezeichnete ihm den Obersten Dammers und den Generallieutenant von Arentschildt.

Der König entschloß sich, dem General von Tschirschnitz die ihm überaus schmerzliche und peinliche Mittheilung von der Lage der Dinge zu machen. Er enthob ihn unter Ernennung zum General der Infanterie von seiner Stellung, und der alte Soldat von Waterloo, dessen ganzes Leben in strengster Pflichterfüllung aufgegangen war, der kein anderes Interesse als den Dienst seines Königs und seines Landes kannte, kehrte in dem Augenblick, in welchem die Armee, der er so lange alle seine Sorge und Kraft gewidmet, ins Feld ziehen sollte, nach Hannover zurück.

Der König ernannte nun den Obersten Dammers zum Generaladjutanten und den Generallieutenant von Arentschildt zum commandirenden General der gesammten Armee.

Der Oberst Dammers war ein Mann von hoher Intelligenz, großer Energie und unerschrockenem Muthe; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er der Stel-

lung eines Generaladjutanten, welche neben dem blinden Könige eine so hohe Wichtigkeit hatte, vollkommen gewachsen war und daß er an jugendlicher Kraft und Beweglichkeit dem General von Tschirschnitz bei weitem überlegen war. Allein es schien dennoch auch für die eminenteste Kraft sehr bedenklich, gerade in einem solchen Augenblick in eine Stellung einzutreten, welche gewissermaßen die Seele und den Mittelpunkt der ganzen Armee bildete. Das Gefüge der bisher bestandenen Verhältnisse wurde dadurch zerrissen, und es war keine Zeit vorhanden, dasselbe neu zu kräftiger Wirksamkeit zu organisiren.

Der Generallieutenant von Arentschildt war ein tüchtiger und muthiger Soldat, welcher wohl geeignet war, den Truppen Vertrauen einzuflößen und ihnen im entscheidenden Augenblick durch eigenes Beispiel voranzuleuchten. Er schien indeß in strategischer Beziehung gar sehr von seinem Generalstabe abhängig zu sein, und es fehlte ihm die Initiative selbständiger weitblickender Leitung, welche unter so kritischen Verhältnissen unumgänglich nothwendig war. Die Verantwortlichkeit des ihm übertragenen Obercommandos lastete um so schwerer auf ihm, als er dasselbe vollkommen unerwartet und unvorbereitet übernehmen mußte. Ich habe mich niemals überzeugen können,

daß der in Göttingen vorgenommene Wechsel in der obersten Führung der Armee nützlich gewesen sei. Mochte der bisherige Zustand ein mangelhafter sein, so glaube ich doch, daß die militärische Maschinerie unter demselben besser und zusammenhängender gearbeitet haben würde als unter Verhältnissen, die allen neu und ungewohnt waren, und welche die Führer selbst der Natur der Sache nach nicht so vollkommen beherrschen konnten, wie es nothgethan hätte. Indessen erregte die Ernennung des Obersten Dammers und des Generallieutenants von Arentschildt bei den Truppen laute Freude. Ueberall hörte man Aeußerungen der Hoffnung und des Vertrauens und voll Zuversicht setzte sich die Armee endlich in Marsch.

Um nicht abgeschnitten und umzingelt zu werden, kam es vor allen Dingen darauf an, die Vereinigung mit den hessischen und dann mit den bairischen Truppen zu erreichen.

Die Nachrichten, welche der Generalstab über die militärischen Verhältnisse auf dem von Göttingen aus einzuschlagenden Wege erhielt, waren so vielseitig widersprechend und fanden, selbst trotz ihrer Ungeheuerlichkeiten, an einzelnen Stellen so verwirrenden Glauben, daß der König, um irgendetwas Gewisses zu erfahren, was für die einzuschlagende Richtung maßgebend sein

könnte, zwei Offiziere, wenn ich nicht irre den Rittmeister von Schnepen und den Hauptmann Reichardt, voraussendete, um über die Stellung der hessischen und bairischen Corps Näheres zu erfahren und dieselben zu einer Bewegung behufs der Vereinigung mit der hannoverischen Armee zu veranlassen.

Ich sendete meinerseits, um möglichst genaue Auskunft zu erhalten, einen außerordentlich tüchtigen und gewandten Beamten meines Bureau, den Kanzlisten Duve, ab, um Erkundigungen einzuziehen und zugleich die südwärts stehenden Bundestruppen zum Heraufrücken zu bewegen. Er nahm ein Schreiben des österreichischen Gesandten Grafen Ingelheim, welcher die Armee im Hauptquartier des Königs begleitete, an den österreichischen Bundestagsgesandten Baron Kübeck und ebenso einen Brief des Generals von Arentschildt an den kurhessischen General von Loßberg mit.

Der Kanzlist Duve erfüllte auch seine Mission, allein er konnte, von derselben zurückkehrend, nicht mehr zu der von preußischen Truppen umgebenen hannoverischen Armee durchdringen. Ueber den Erfolg seiner Sendung spricht der folgende, später an mich gelangte Bericht:

„Mit der Depesche des Herrn Grafen Ingelheim sowie dem Briefe des Generals von Arentschildt d. d.

Göttingen, den 19. Juni 1866, abends 9 Uhr, versuchte ich es, ein Privatfuhrwerk zu bekommen. Dies mislang und ich war gezwungen, Extrapost zu nehmen, mit der ich Göttingen am 19. abends 11½ Uhr verließ.

„Ich erreichte Fulda am 20. Juni abends 9 Uhr, fand aber keine hessische Armee, bekam vielmehr von dem Stadtcommandanten von Specht die Nachricht, daß das kurhessische Hauptquartier in Hanau und der Höchstcommandirende General von Loßberg sei.

„Ohne Aufenthalt als den, den das Umspannen der Extrapost verursachte und oft wegen Mangel an Pferden erheblich war, sowie die Anfertigung eines Briefes an Euer ꝛc., den ich mit der gerade Fulda verlassenden Post absandte, setzte ich meine Reise nach Hanau fort.

„Hanau erreichte ich am 21. Juni morgens 9 Uhr und überbrachte sofort dem General von Loßberg den Brief des Generals von Arentschildt. General von Loßberg erklärte mir, daß er nichts thun könne, da der Prinz Alexander von Hessen bereits das Obercommando übernommen; er wolle jedoch sofort seinen Adjutanten an diesen absenden.

„Nebenbei sagte von Loßberg, die kurhessische Armee bestehe aus einer Brigade; es sei alles immobil.

„Ich verließ Hanau und begab mich nach Frankfurt

zum Baron von Kübeck und überreichte die Depesche des Grafen Ingelheim mittags.

„Der Herr Baron von Kübeck gab mir eine Depesche an den Prinzen Alexander von Hessen, der sich in Darmstadt befand, und diese überreichte ich 3½ Uhr nachmittags persönlich. Dem Prinzen Alexander theilte ich, da ich bei diesem mit dem Adjutanten des Generals von Loßberg zusammentraf, die Dislocation unserer Truppen mündlich ausführlich mit.

„Nach einstündiger Anwesenheit entließ mich der Prinz mit folgendem mündlichen Auftrage an Seine Majestät unsern König:

1. Die Baiern, die vor 24 Stunden (also am 20. Juni) bei Schweinfurt gestanden — seit 24 Stunden habe er aber keine Nachrichten von Schweinfurt — wolle er ersuchen, schnell nach Norden vorzugehen.
2. Das 8. Armeecorps solle über Fulda nach Eschwege schleunigst vorrücken, um dort unserer Armee die Hand zu reichen.
3. Die kurhessische Brigade solle als Scheindemonstration von Hanau nach Gießen vorgeschoben werden.

„Bemerken muß ich noch, daß mir Prinz Alexander bei meiner Ankunft sagte, ich sei der erste, der über

den Stand unserer Armee bestimmte Nachrichten überbringe.

„Sofort nach Empfang meiner Instruction begab ich mich über Frankfurt wieder nach Hanau, welchen Ort ich am 21. abends wieder mit Extrapost verließ, um nach Göttingen zurückzugelangen. Wegen Mangel an Fuhrwerk mußte ich vier Meilen zu Pferde machen (was mir sehr schwer wurde, da ich in mehrern Jahren nicht geritten hatte), und so erreichte ich am 22. mittags Eschwege, fand aber anstatt unserer Truppen preußische, die auf Göttingen zogen.

„Die Preußen ließen mich durch bis Allendorf, hier aber wies man mich zurück. In Allendorf erfuhr ich, daß die hannoverischen Truppen Heiligenstadt besetzt hätten.

(Gez.) Ernst Duve.

Frankfurt a/M., den 4. Juli 1866, nachts."

Zu gleicher Zeit wurde der Archivrath Klopp, welcher sich vor der preußischen Occupation der Stadt Hannover nach Göttingen geflüchtet hatte, von dem Grafen Ingelheim mit Depeschen an den Baron von Kübeck und an den Grafen Mensdorff nach Wien gesendet, damit man von beiden Orten aus entschieden auf das Vorrücken der bairischen Truppen zur Vereinigung mit der hannoverischen Armee bringen möge.

Auch Dr. Klopp konnte den Rückweg ins Hauptquartier nicht finden, und erst später langte der folgende Bericht an Graf Platen über seine Sendung an:

„Hochgeborener Herr Graf!

„Ew. Excellenz beehre ich mich gehorsamst zu melden, daß ich hier in Frankfurt bin und die Befehle von Ew. Excellenz durch die königliche Gesandtschaft erwarte.

„Gestatten Ew. Excellenz mir noch eine kurze Recapitulation der letzten Tage. Von Lichtenfels aus habe ich sofort nach der Ankunft am Abend des 24. Juni (Sonntag) nach Wien (zweimal), nach Frankfurt und München telegraphirt. Da die Eisenbahnzüge nicht regelmäßig gingen, so mußte ich bis Montag, 25. Juni, nachmittags in Lichtenfels verweilen. Am Morgen desselben erhielt ich eine Antwort vom Baron Kübeck. Sie lautet wie folgt:

> «Aeußerst dringend. Archivrath Klopp. Lichtenfels. Telegramm heute früh erhalten. Falls nicht schon geschehen, bitte, sich sofort ins Hauptquartier nach Bamberg zu begeben, um S. K. H. Prinzen Karl nähere Nachrichten zu geben, welcher sofort verständigt worden ist, wie auch Prinz Alexander und Wien. Kübeck.»

„Da ich den wesentlichen Inhalt der Depesche des

Grafen Ingelheim an den Grafen Mensdorff, die ich überbringen sollte, bereits telegraphirt hatte, so glaubte ich dieser Weisung folgen zu dürfen und zu müssen. Ich ging daher sogleich nach Bamberg ab, sprach dort zuerst den General von der Tann und dann auch S. K. H. den Prinzen Karl. Ich stellte so nachdrücklich wie ich vermochte die Lage der Dinge vor. Das Ergebniß liegt in folgenden Worten, welche ich sofort von Bamberg aus an den Baron Kübeck telegraphirte:

«Baron Kübeck. Frankfurt.

«Der Weisung von Excellenz gemäß nach Bamberg gegangen. Prinzen Karl und General Tann gesprochen. Allgemeine Vertröstung erhalten, mit Aufzählung der militärischen Fehler der Hannoveraner. Sie müssen, sich selbst helfen. Ein Gerücht spricht von Capitulation. Ich verneine es entschieden. Der König capitulirt nicht. Ein anderes sagt, daß sie bei Gotha die Bahn forcirt. Ich flehe Excellenz, zu thun was möglich. Ich gehe im Auftrage Ingelheim's nach Wien. Klopp.»

„Jene Worte: «Sie müssen sich selbst helfen», beziehen sich auf die Unterredung mit dem Prinzen Karl. Als ich auf seine Frage, wie stark die Armee sei, erwiderte: 19000 Mann, gab er die Antwort: «Mit

19000 Mann muß man sich durchschlagen können.» Die umstehenden Offiziere des Generalstabes nickten dazu bejahend.

„Mit schmerzlich bittern Gefühlen fuhr ich von Bamberg ab nach Wien, kam am Mittwoch Morgen früh dort an, fuhr sogleich nach der Staatskanzlei und gab meine Depesche ab. Um 10 Uhr ging ich persönlich dahin und stellte dem Grafen Mensdorff die Lage der Dinge vor, sodann den andern Herren, die sämmtlich für Hannover aufs wärmste bewegt waren. Dann zum General Knesebeck, bei dem ich auch am Nachmittage wieder verweilte.

„Am andern Morgen ward ich aufmerksam gemacht, daß es zweckmäßig sei, mich auch beim Generaladjutanten Grafen Crenneville melden zu lassen. Er nahm mich sofort an und versicherte, daß alles geschehen, was von da aus nur möglich sei. Auch meine Klagen über Baiern fanden bei ihm Widerhall. Er bat dann mit einigen schriftlichen Worten Seine Apostolische Majestät den Kaiser um eine Audienz für mich. Die Gewährung erfolgte sofort. Der Kaiser war sehr gnädig gegen mich. Er sagte mir, daß er dem General Knesebeck den Auftrag gegeben, sich ins bairische Hauptquartier zu begeben, und daß es gut sein würde, wenn ich auch wieder mitginge und durchzubringen versuchte.

«Falls Sie zu Ihrem Könige zurückgelangen», setzte er hinzu, «so sagen Sie Seiner Majestät, daß ich tiefes Mitgefühl für seine Lage empfinde und Bewunderung für seine Haltung.»

„Am Nachmittage reisten der General Knesebeck und ich ab, gelangten am folgenden Tage, den 29. Juni, ins bairische Hauptquartier zu Neustadt a/S. und setzte ich am Sonnabend, den 30. Juni, mit demselben die Reise nach Meiningen fort. Dort erfuhren wir durch die Herren Graf Ingelheim und Oberstlieutenant von Kohlrausch die Katastrophe und kehrten dann sofort wieder um.

„Da ich nicht wußte, wo Ew. Excellenz ich sicher treffen würde, so bin ich, mit Zustimmung des Grafen Ingelheim, hier nach Frankfurt gereist, um hier die Befehle von Ew. Excellenz abzuwarten.

Ew. Excellenz

ehrerbietigst gehorsamer

(Gez.) O. Klopp.

Frankfurt a/M., 2. Juli 1866."

Die Armee marschirte also so ziemlich ohne alle Kenntniß des ihr vorliegenden Terrains und der Stellung des Bundescorps, welches sie erreichen wollte, nach Süden hin. Das Ziel war, Eisenach und Gotha zu erreichen, dort die Eisenbahnlinien zu überschreiten

und sich auf diese Weise der Gefahr einer Einschließung durch preußische Truppen zu entziehen. Jeder Zusammenstoß sollte dabei sowol aus militärischen als aus politischen Gründen vermieden werden, und daher kam es, daß, als in der Nähe von Heiligenstadt Meldungen über starke entgegenziehende preußische Corps einliefen, der Generallieutenant von Arentschildt sich seitwärts wendete und in das preußische Gebiet einrückte, um auf dieser Linie sicherer und schneller nach Eisenach zu gelangen. Der König enthielt sich in bestimmter Absicht jedes unmittelbaren Eingreifens in die militärischen Befehle. Bei dieser Gelegenheit war jene Zurückhaltung nach meiner Ueberzeugung ein Unglück; denn da man noch immer an dem Princip festhielt, die hannoverische Armee nur in Sicherheit bringen und aus der Neutralität activ nicht herausgehen zu wollen, so war der Einmarsch in das preußische Gebiet ein politischer Fehler, der es unmöglich machte, die preußische Occupation Hannovers als einen unberechtigten Friedensbruch zurückzuweisen, indem nun von hannoverischer Seite selbst der thatsächliche Kriegszustand acceptirt wurde.

Es fanden viele Hin- und Hermärsche, viele Befehle und Gegenbefehle statt, welche die Truppen in hohem Grade ermüdeten und verstimmten und den Zug

der hannoverischen Armee fast als eine planlose Irrfahrt erscheinen ließen, sodaß später der Prinz Karl von Baiern eine gewisse Berechtigung zu der Aeußerung hatte, er sei außer Stande gewesen, der hannoverischen Armee die Hand zu reichen, da er nie gewußt habe, wo dieselbe sei, und da sie da, wo sie nach strategischen Voraussetzungen hätte sein müssen, niemals gewesen wäre.

Der alte General von Brandis, welcher als junger Offizier die spanischen Feldzüge unter Wellington mitgemacht, war über dieses eigenthümliche Hin- und Herziehen im hohen Grade entrüstet. Er drang darauf, auf der geradesten Linie vorwärts zu gehen, und da der Krieg nun doch da sei, sich durch etwa entgegentretende preußische Corps, welche damals kaum von großer Stärke sein konnten, durchzuschlagen. Allein auch er konnte als Kriegsminister auf das einmal dem General von Arentschildt übertragene Armeecommando nicht einwirken.

Der Zug ging von Heiligenstadt über Mühlhausen auf Langensalza, fast unter den Kanonen von Erfurt vorbei, ohne daß man trotz der fortwährend einlaufenden Meldungen über die Nähe außerordentlich starker preußischer Corps irgendetwas von preußischen Truppen wahrnahm.

Die Armee marschirte in einer ungemein gestreckten Linie, in der Mitte der König mit seinem Gefolge, den Wagen und Handpferden, nur gedeckt von einer schwachen Abtheilung Dragoner. Die Truppen wurden auf das äußerste angestrengt und oft auf die Meldung von der Annäherung preußischer Corps mitten im Abkochen alarmirt. Die Hitze war ganz außerordentlich und die Armee befand sich im Zustande äußerster Abgespanntheit. Der ganze Marsch machte auf das Auge eines Laien einen wundersamen und bedenklichen Eindruck. Ich erinnere mich, daß wir uns einmal zwischen Heiligenstadt und Mühlhausen auf einer von weiten Flächen umgebenen Chaussee, abgesehen von der Dragonerbedeckung, ganz isolirt befanden. Ein Stallmeister des Königs ritt auf der Chaussee weit voraus und ebenso weit zurück, ohne etwas von unsern Truppen entdecken zu können. Zwei Schwadronen preußischer Husaren hätten den König entführen können, und wir mußten lange warten, bevor die zunächst hinter uns marschirenden Regimenter herangekommen waren.

Ein andermal bemerkten die Adjutanten des Königs auf einem seitwärts liegenden Höhenzuge Vedetten, deren Umrisse sich scharf gegen den Horizont abhoben. Es trat eine allgemeine Bestürzung ein, weil man

glaubte, an feindliche Vorposten gerathen zu sein. Endlich wurden einige Leute zum Recognosciren dorthin geschickt und man fand, daß jene Vedetten hannoverische Dragoner waren.

Manche dieser Vorkommnisse hätten geradezu erheiternd wirken müssen, wenn die ganze Situation nicht in so hohem Grade tragisch gewesen wäre.

Zwischen Mühlhausen und Langensalza begannen nun jene eigenthümlichen Verhandlungen, deren Basis und Zusammenhang niemals vollständig aufgeklärt worden ist, und welche durch das über jene ganze Zeit waltende Verhängniß wieder gerade das Gegentheil von dem bewirkten, was sie erreichen sollten.

V.

Hauptmann von Zielberg als Parlamentär des Herzogs von Sachsen-Koburg. — Anerbieten des Herzogs zur Vermittelung. — Sendung des Majors von Jacobi an den Herzog. — Vormarsch auf Eisenach. — Verhandlungen des Herzogs von Sachsen-Koburg mit dem Major von Jacobi. — Hauptquartier zu Langensalza. — Erscheinen des russischen Gesandten Herrn von Persiani im Hauptquartier. — Wiederabreise desselben. — Generaladjutant Oberst Dammers nach Gotha gesendet. — Telegramm des Grafen Bismarck an den Herzog von Koburg dem Könige gesendet. — Antwort des Königs. — Einnahme von Eisenach durch die Avantgarde. — Rückzug der Brigade aus dem Gefecht auf ein Telegramm des Majors von Jacobi. — Stockung des Vormarsches. — Preußische Besetzung von Eisenach. — Hauptquartier Großbehringen. — Der Generaladjutant von Alvensleben im Auftrag des Königs von Preußen. — Waffenstillstand. — Verhängnißvolle Misverständnisse über den Waffenstillstand. — Letztes preußisches Ultimatum durch den Obersten von Döring überbracht. — Preußischer Angriff durch den General Flies. — Schlacht bei Langensalza. — Kriegsrath nach derselben. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches nach Gotha. — Capitulation der Armee. — Der König beschließt, nach Wien zu gehen. Verzögerung der Reise durch eine Etikettenfrage. — Der König nimmt seinen Aufenthalt auf dem Schlosse Fröhliche Wiederkunft. — Meine Abreise nach Linz, um mit dem Grafen Platen den König dort zu erwarten.

In einiger Entfernung vor Langensalza meldete sich bei den Vorposten ein sachsen-koburg-gothaischer Hauptmann von Zielberg als Parlamentär im Auftrage des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, um unter Vermittelung dieses Fürsten nochmals eine Verständigung mit Preußen anzubahnen.

Der Hauptmann von Zielberg beobachtete indeß bei seinem Erscheinen nicht die nach völkerrechtlichem Kriegsgebrauch für die Parlamentäre üblichen Formen; auch war er nicht im Stande, irgendeine genügende Legitimation über seinen Auftrag vorzuweisen. Derselbe hätte daher unter gewöhnlichen Kriegsverhältnissen gefangen genommen oder mindestens ohne weitere Erörterungen zurückgewiesen werden müssen. Der General von Brandis, welcher vor allem jede Verzögerung des Vormarsches nach einem vor preußischer Umzingelung sichern Gebiet fürchtete, rieth auch dringend, den nicht legitimirten Offizier nicht als Parlamentär anzunehmen und ihn von den Vorposten zurückweisen zu lassen. Graf Platen indeß, welcher immer noch den Wunsch und die Hoffnung einer Verständigung und einer Abwendung des unwiderruflichen Bruches hegte, empfahl dem Könige, trotz der mangelhaften Form den Herrn von Zielberg anzunehmen und seine Mittheilungen wenigstens zu hören.

So verhängnißvoll die Verzögerung nun auch für die Entwickelung der weitern Ereignisse wurde, so war Graf Platen doch gewiß von der ganz richtigen und im Interesse der Zukunft des Königs wie des Landes gebotenen Rücksicht geleitet, das für die hannoverische Politik aufgestellte Princip zu wahren, nach welchem der König sich seinerseits als auf dem Boden des bundesmäßigen Vertragsrechts stehend betrachtete, den preußischen Einmarsch in Hannover für unberechtigt erklärte und seine militärischen Maßregeln nur zur Sicherung der Armee und zur Verhütung eines kriegerischen Zusammenstoßes getroffen hatte. Man konnte voraussetzen, daß die so über Erwarten schnell gesammelte hannoverische Armee, welche, wenn sie sich mit den Baiern vereinigte, ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung werfen konnte, in Berlin nochmals den Wunsch erregt habe, auch jetzt noch unter Zurückziehung der gestellten Sommation auf die Basis der Neutralität zurückzukommen, wodurch es dann möglich geworden wäre, unter Zurückführung der Armee auf den Friedensstand den Statusquo vom 15. Juni wiederherzustellen.

Der Hauptmann von Zielberg wurde also angenommen und meldete, daß er von dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha an den König abgesendet sei,

um die Bereitwilligkeit Sr. Hoheit zu erklären, sich auch jetzt noch der Vermittelung zu einer Verständigung mit Preußen zu unterziehen. Der König behielt den Hauptmann von Zielberg, da dieser, wie gesagt, keine Legitimation besaß, im Hauptquartier zurück und sendete den Major von Jacobi vom Generalstabe nach Gotha, wo sich der Herzog befand, um über die Absendung des Hauptmanns von Zielberg und über den Inhalt des demselben ertheilten Auftrages nähere Erkundigungen einzuziehen und danach den König zur Entscheidung über die zu machenden Vorschläge in den Stand zu setzen.

Der Major von Jacobi ging als Parlamentär legitimirt und zur Entgegennahme weiterer Mittheilungen für den König beglaubigt nach Gotha ab. Der König beschloß indeß, von diesen bis jetzt noch so unklaren, der Form und dem Inhalt nach zweifelhaften und unübersehbaren Verhandlungen die zur Erreichung des vorgesteckten Zieles nothwendigen militärischen Operationen nicht abhängig zu machen. Er befahl die Fortsetzung des Vormarsches der Armee und bezog das Hauptquartier in Langensalza, während die Avantgarde bis vor Eisenach hin vorgeschoben wurde.

Hier in Langensalza traf plötzlich und ganz unerwartet der russische Gesandte von Persiani ein.

Der alte Herr, welcher, von einem hannoverischen Postsecretär Denker begleitet, mit Extrapostpferden ohne Aufenthalt die Reise von Hannover durch die von Truppen durchzogene Gegend gemacht hatte, war körperlich und geistig auf das äußerste erschöpft, sodaß er kaum zu sprechen vermochte und erst längerer Erholung und Stärkung bedurfte, bevor er vor dem Könige erscheinen konnte.

Er erklärte, daß er von dem Kaiser Alexander den Befehl erhalten habe, sich ohne Verzug in das Hauptquartier des Königs zu begeben und seine Dienste Sr. Majestät zur Verfügung zu stellen für den Fall, daß, wie der Kaiser voraussetzte, noch Verhandlungen mit Preußen eintreten sollten.

Herr von Persiani theilte dies dem Könige mit thränenden Augen und zitternder Stimme mit — er vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und fügte ganz entsetzt hinzu, daß er nun zwar infolge des Befehls seines Herrn hier sei, daß er aber in der That nicht begreife, wie es ihm möglich sein werde, dem Hauptquartier des Königs zu folgen, da er solche erschöpfende Anstrengungen, wie er sie bei seiner Reise bis hierher ausgehalten, nicht weiter ertragen könne.

Nachdem Herr von Persiani, dessen körperlicher Zustand in der That mitleiderregend war, da der alte,

kränkliche und leicht erregbare Herr seit langen Jahren das regelmäßigste Leben führte und seine Gesundheit auf das äußerste schonen mußte, sich auf den dringenden Wunsch des Königs zu nochmaliger Ruhe und Erholung zurückgezogen hatte, stellte Graf Platen Sr. Majestät vor, daß es grausam sein würde, den so schwer erschütterten Diplomaten im Hauptquartier zu behalten, da eine Vermittelung desselben bei dem vom Könige als unabänderlich festgehaltenen Standpunkt kaum nöthig sei, und bei der Verfassung, in welcher sich Herr von Persiani befände, auch keinen Erfolg haben könne.

Graf Ingelheim, welchem vor allem daran gelegen war, jede mögliche Verständigung mit Preußen auszuschließen, und welcher daher auch eine russische Vermittelung auszuschließen bestrebt sein mußte, suchte seinen russischen Collegen auf und machte demselben eine so abschreckende Schilderung der Entbehrungen und Anstrengungen des Lebens im Hauptquartier einer im Felde befindlichen Armee, daß der arme Herr von Persiani von immer steigendem Entsetzen erfaßt wurde. Er war daher überglücklich, als der König ihn wieder rufen ließ und ihm erklärte, daß er für den Beweis der theilnehmenden Freundschaft des Kaisers Alexander die innigste Dankbarkeit empfinde, daß er aber an den

Eintritt und den Erfolg weiterer Verhandlungen mit Preußen kaum glaube und daher den Herrn von Persiani nicht veranlassen wolle, sich den Anstrengungen des Feldzuges auszusetzen.

Herr von Persiani dankte dem Könige tief gerührt für die Erlaubniß, nach Hannover zurückkehren zu dürfen, ließ sogleich wieder die Postpferde vor seinen Wagen spannen und begab sich, schon durch die Gewißheit, einer so mühseligen Aufgabe enthoben zu sein, neu gestärkt, auf die Rückreise, zu welcher ihm eine militärische Bedeckung mitgegeben wurde, um ihn durch die hannoverische Stellung zu geleiten und nöthigenfalls an die preußischen Vorposten abzuliefern, bei denen ihm ja in seiner Eigenschaft als russischer Gesandter der rücksichtsvollste Empfang sicher war.

Der Postsecretär Denker, welcher Herrn von Persiani begleitet hatte, wurde an den österreichischen Bundestagsgesandten Baron von Kübeck abgesendet und lernte die folgende Botschaft auswendig, da es bedenklich schien, ihm für den Fall seiner Festhaltung durch preußische Truppen etwas Schriftliches mitzugeben:

„Die hannoverische Armee hat den Versuch gemacht, den Uebergang über die Eisenbahn bei Eisenach zu forciren. Die von Preußen her concentrirten Truppen-

massen sind aber besonders bei der starken Stellung, welche sie einnehmen, zu groß, um den Uebergang mit Aussicht auf Erfolg zu versuchen. Da auch von Norden her preußische Truppen heranziehen, so ist die Position der hannoverischen Armee eine sehr gefährliche, und man muß auf das Schlimmste gefaßt sein. Wir werden uns aber mit aller Anstrengung behaupten, solange dies irgend möglich ist, und hoffen, es acht bis vierzehn Tage thun zu können, wenn wir bestimmte Aussicht haben, daß unsere Alliirten vom Süden uns zu Hülfe kommen und die preußischen Corps bei Gotha und Eisenach beschäftigen und ihre Macht theilen, sodaß wir wieder mit Aussicht auf Erfolg angreifen können.

„Wir bitten deshalb schleunigst um Nachricht:

1. Ob uns Truppen unserer Alliirten zu Hülfe kommen können?
2. Wann wir bestimmt auf diese Hülfe rechnen können?

„Es ist die höchste Gefahr im Verzuge, und wir übertragen unsern Alliirten die ganze Verantwortung für die traurige Wendung der Dinge, welche eintreten muß, wenn man nicht auf das allerschleunigste nachdrückliche militärische Operationen zu unserer Hülfe unternimmt.

„Wir bitten um schleunige Beantwortung unserer

Fragen durch mehrere sichere Boten, eine Rücksicht, die wir schon längst erwarten mußten, und bedauern im Interesse der allen gemeinsamen Sache, daß man uns so ganz ohne Nachricht gelassen hat."

Ob er seine Mission hat erfüllen können, weiß ich nicht; eine Nachricht von ihm ist niemals eingelaufen. Jedenfalls blieb auch diese Botschaft ohne Erfolg auf die Bewegung der süddeutschen Bundescorps.

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha erklärte dem Major von Jacobi, als dieser bei ihm erschien, daß er den dringenden Wunsch habe, für die Beseitigung des beklagenswerthen Kriegszustandes zwischen Hannover und Preußen zu wirken, daß er willens und in der Lage sei, in Berlin zu vermitteln, und daß er zu wissen wünsche, ob und unter welchen Bedingungen der König von Hannover zu einer Verständigung geneigt sei. Er bestätigte also die Sendung des Hauptmanns von Zielberg, und eigentlich hätte der Major von Jacobi nach Empfang dieser Bestätigung zur weitern Meldung zum Könige zurückkehren müssen. Er besprach indeß, wie unter den obwaltenden Verhältnissen wol natürlich war, mit dem Herzog die Möglichkeit eines Arrangements, und stellte, ohne dazu autorisirt zu sein, als seine Meinung den Gedanken einer Convention dahin auf, daß der hannoverischen

Armee der freie Durchzug nach dem Süden hin gewährt werden solle, wogegen dieselbe die Verpflichtung übernehmen würde, eine zu bestimmende längere Zeit nicht gegen Preußen zu fechten.

Bald nach dem Abgange des Majors von Jacobi beschloß der König, um seinerseits eine greifbare Basis für eine mögliche Verständigung zu bieten und die Erörterungen abzukürzen, den Generaladjutanten Dammers nach Gotha zu entsenden mit dem Vorschlage, daß er sich aller Feindseligkeiten enthalten würde, wenn Preußen dem freien und ungehinderten Durchzuge der hannoverischen Armee durch die thüringischen Bundesstaaten kein Hinderniß in den Weg legen wolle, sodaß dann die hannoverische Armee in neutraler Haltung den weitern Ausgang der Ereignisse und eventuell weitere detaillirte Verhandlungen abwarten könnte.

Oberst Dammers fand bei seiner Ankunft in Gotha den Herzog und den Major von Jacobi in der Erörterung der von Beiden ins Auge gefaßten Convention begriffen, und in seiner Anwesenheit wurde der Inhalt dieser Convention dahin präcisirt, daß die hannoverische Armee ein Jahr lang nicht gegen Preußen fechten solle. Für diese speciellen Conventionsvorschläge waren beide Offiziere vom Könige nicht autorisirt, sie konnten dieselben daher nur ad referendum nehmen.

Der Oberst Dammers kehrte zurück, um dem Könige Bericht zu erstatten, und ließ den Major von Jacobi in Gotha, um spätere Verhandlungen zu erleichtern.

Der Herzog von Sachsen-Koburg mußte indeß die von zwei legitimirten Parlamentären des Königs mit ihm erörterten und präcisirten Conventionsbedingungen als eine genügende Basis für weitere Verhandlungen betrachten und setzte die preußische Regierung von denselben in Kenntniß. Der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck telegraphirte sogleich an den Herzog, daß der König von Preußen die Gestattung des freien Durchzuges der hannoverischen Armee nach dem Süden angenommen habe unter der Bedingung, daß die Armee sich ein Jahr lang aller Feindseligkeiten enthalte; der preußische Generaladjutant von Alvensleben würde zu näherer Verabredung im Hauptquartier des Königs von Hannover erscheinen. Dieses Telegramm sendete der Herzog von Koburg durch den hannoverischen Rittmeister von der Wense, welcher inzwischen zur Zurückberufung des Majors von Jacobi nach Gotha geschickt war, an den König nach Langensalza. Der König begrüßte die Möglichkeit der Vermeidung eines blutigen Zusammenstoßes mit Freuden, hatte indeß erhebliche Bedenken gegen die Feststellung einer Jahresfrist, durch welche er und die hannoverische Armee, wenn dieselbe

namentlich auf bairisches Gebiet übertreten sollte, in eine äußerst schwierige und eigenthümliche Lage kommen mußte. Es war kaum vorauszusehen, daß der Krieg gegen Oesterreich die Dauer eines ganzen Jahres in Anspruch nehmen sollte, und in welcher Weise hätte dann die Stellung der hannoverischen Armee in einem fremden Lande geregelt werden sollen? Aber auch schon während des Krieges führte die Bedingung zu großen Schwierigkeiten. Wenn die hannoverischen Truppen als Verbündete auf bairisches Gebiet traten, so würden sie dort natürlich bereitwilligst aufgenommen und verpflegt worden sein, aber natürlich in der Voraussetzung, daß sie auf bairischer Seite am Kriege activ theilnähmen — kaum aber erschien es möglich, daß Baiern eine fremde Armee auf sein Gebiet aufnehmen und verpflegen sollte, welche zur absoluten Unthätigkeit verpflichtet war und welche doch dort ihre Verpflegung in Anspruch nehmen mußte, da sie von den Hülfsquellen des eigenen Landes abgeschnitten war. Der freie Durchzug durch die thüringischen Staaten konnte vielmehr nach der Ansicht des Königs nur den Zweck haben, eine von der Ausübung militärischen Drucks gesicherte Position zu erreichen, von der aus dann über die definitive Verständigung unterhandelt werden könnte und für welche nach der An-

sicht des Königs die einzig mögliche Bedingung sein mußte, daß die hannoverische Armee unter Aufhebung der preußischen Occupation Hannovers im Friedenszustande in ihre heimischen Quartiere zurückkehrte und die Neutralität definitiv abgeschlossen würde.

Da damals die Schlacht von Königgrätz noch nicht geschlagen war und man wol in Berlin selbst an eine so entscheidende und zerschmetternde Niederlage Oesterreichs kaum glauben konnte, so erschien die Möglichkeit der Wiedergewinnung einer solchen Basis der Neutralität nicht absolut ausgeschlossen. Der König war darum entschlossen, die Verhandlungen nicht abzubrechen, ebenso aber wollte er die militärischen Operationen durch diese Verhandlungen nicht aufschieben lassen, da die Aussicht vorhanden war, daß ein energischer Vormarsch ohne Blutvergießen und schnell dasselbe Resultat erzielen könnte, welches die Verhandlungen in Aussicht nahmen: nämlich die Erreichung eines sichern Gebiets für die hannoverische Armee. Denn nach den eingezogenen Ermittelungen stand in und vor Eisenach nur eine sehr geringe Truppenzahl. Der König dictirte mir deshalb sogleich an den Herzog von Koburg nachstehenden Brief, welcher dann Sr. Hoheit abermals durch den Rittmeister von der Wense überbracht wurde:

„Durchlauchtigster Fürst!
Freundwilliger Vetter!

„Ew. Hoheit haben mir soeben ein Telegramm des preußischen Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck durch meinen Rittmeister von der Wense zugesendet, nach welchem Seine Majestät der König von Preußen den durch meinen Generaladjutanten überbrachten, durch meinen Major von Jacobi präcisirten Vorschlag über den Durchzug meiner Armee durch die thüringischen Bundesstaaten genehmigt, jedoch dabei die Bedingung stellt, daß für die Nichttheilnahme meiner Armee an den Feindseligkeiten während der Dauer eines Jahres Garantien gegeben werden sollten.

„Ew. Hoheit werden ermessen, daß ich auf solche Bedingung nicht einzugehen vermag und von den Verhandlungen darüber eine Verzögerung der militärischen Operationen nicht abhängig machen kann. Die letztern haben bereits dadurch erheblichen Nachtheil erlitten, daß Ew. Hoheit mir gestern Morgen einen nicht völlig legitimirten Parlamentär, Ihren Hauptmann von Zielberg, zusendeten, und ich kann keine erneute Verzögerung der Operationen zulassen, muß daher auch Ew. Hoheit bitten, mir sofort meinen Major von Jacobi zurückzusenden.

„Dagegen bin ich aber gern erbötig, mit dem

mir von Seiner Majestät dem König von Preußen zugesendeten Generaladjutanten von Alvensleben Verhandlungen eintreten zu lassen, um allem Blutvergießen und dem Bedrucke der Einwohner möglichst vorzubeugen.

„Mit vollkommenster Hochachtung verbleibe ich Ew. Hoheit

freundwilliger Vetter

(Gez.) Georg, Rex.

Langensalza, 24. Juni 1866.“

Unmittelbar nach der am 24. Juni mittags erfolgten Absendung dieses Schreibens befahl der König die Fortsetzung des Vormarsches der Armee. Die Brigade von Bülow marschirte in der Avantgarde und stieß bei Mechterstedt auf eine sehr geringe preußische Truppenabtheilung. Nach einem kurzen Gefechte zog sich dieselbe zurück. Die äußerste hannoverische Avantgarde war bereits bis über Eisenach hinaus vorgedrungen und die Brigade von Bülow stand im Begriff, in Eisenach einzurücken. Durch die Besetzung von Eisenach wäre der Durchzug der hannoverischen Armee gesichert gewesen, denn weiter südwärts hin konnten keine preußischen Truppen mit der Eisenbahn befördert werden, und zu einer Vorschiebung preußischer Corps außerhalb der Eisenbahn war keine

Zeit vorhanden — nahe hinter Eisenach aber mußten bereits die bairischen Corps stehen.

Der Herzog von Koburg hatte in dem dringenden Wunsche, die von ihm angebahnte Verständigung zu Stande zu bringen, den Major von Jacobi noch auf kurze Zeit zurückgehalten, und bestimmte denselben, an den Brigadecommandeur von Bülow eine telegraphische Depesche zu senden, des Inhalts, daß der Abschluß der Convention sicher und daher die Feindseligkeiten abzubrechen seien. Der Brigadecommandeur von Bülow leistete dieser Depesche Folge, gab die gewonnenen Vortheile und die Besetzung Eisenachs auf und zog sich in die von ihm vor dem Gefechte von Mechterstedt eingenommene Position zurück.

Dieser ganze Vorgang, welcher den verhängnißvollen Wendepunkt für die Entwickelung der weitern Ereignisse bildet, erscheint vom militärischen Standpunkte aus befremdend und kaum erklärlich. Denn erstens hatte der Major von Jacobi nach dem ihm überbrachten Befehle des Königs in keine weitern Erörterungen einzugehen, jedenfalls nicht das Recht, irgendwelche Mittheilungen an einen im Gefecht befindlichen Truppencommandeur zu richten. Der Brigadecommandeur von Bülow seinerseits hatte unzweifelhaft irgendwelche Befehle nur von dem Generallieute-

[illegible]

digung beseelt waren — daß sie daher geneigt sein
machten, alles zu thun, was die eingeleiteten Verhand-
lungen fördern, und alles zu vermeiden, was dieselben
zum Scheitern bringen konnte.

Als die Meldung von diesen Vorgängen an den
König, der sich auf der Straße nach Eisenach befand,
gelangte, war derselbe über das nach seiner Auffassung
vom militärischen Standpunkte nicht zu rechtfertigende
und in politischer Beziehung ebenso verhängnißvolle
Verfahren hoch erzürnt. Er sendete sogleich den Ge-
[ne]raladjutanten Dammers nach den Vorposten, um
[illegible]bar die militärischen Operationen zur Siche-

rung Eisenachs wieder aufnehmen zu lassen. Allein es war inzwischen Nacht geworden, die ganze Marsch-colonne war ins Stocken gerathen, und es war unmöglich, an diesem Abende noch etwas zu thun.

Der König befand sich ungefähr zwei Stunden vor Eisenach.

Man suchte nach einem passenden Nachtquartier und bezog das in der Nähe liegende Schloß Großbehringen, welches einer mit ihrer Familie abwesenden Frau von Trützschler-Falkenstein gehörte. Es fehlte dort an allen Lebensmitteln und sowol das königliche Hauptquartier als der größte Theil der Armee litt dringend Mangel, da durch die eigenthümlichen Märsche und durch die Stockungen des Vorrückens die Proviant-colonnen niemals da waren, wo man ihrer bedurfte. An der Tafel des Königs gab es nur abgekochte Kartoffeln und kaltes Rindfleisch, und auch diese einfachen Nahrungsmittel nur in sehr beschränkter Quantität.

Es gelang mir, durch einen Kanzleibeamten des Auswärtigen Amtes in der Apotheke Großbehringen eine Flasche Rothwein aufzutreiben, dessen Zusammensetzung mir heute noch ein chemisches Geheimniß ist, der indeß damals eine unschätzbare Kostbarkeit war.

Während der Nacht nun fuhren auf der Eisenbahn von beiden Seiten her unausgesetzt bedeutende preußische

Truppenabtheilungen heran, sodaß am nächsten Morgen schon Eisenach sehr stark besetzt war und an einen Uebergang über die dortige Eisenbahnlinie nicht gedacht werden konnte.

Unmittelbar nachdem der König das Hauptquartier von Großbehringen bezogen hatte, meldete sich bei den Vorposten der preußische Generaladjutant von Alvensleben mit der Erklärung, daß er von Sr. Majestät dem Könige von Preußen abgesendet sei, um die Befehle Sr. Majestät des Königs von Hannover entgegenzunehmen.

Am frühen Morgen des 25. Juni traf der General von Alvensleben in Großbehringen ein behufs der Verhandlung über die von dem Herzoge von Koburg und dem Major von Jacobi präcisirte Convention.

Der General gab dem dringenden Wunsche des Königs von Preußen Ausdruck, unter den obwaltenden gespannten Verhältnissen wenigstens um jeden Preis einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden und die Möglichkeit einer weitern Verständigung offen zu halten. Dagegen äußerte er selbst Bedenken gegen die von dem Könige von Preußen acceptirte Bedingung des Herzogs von Koburg über die Enthaltung der hannoverischen Armee von allen Feindseligkeiten auf die Dauer eines Jahres. Er erkannte vollkommen die Schwierig-

keiten, ja beinahe Unmöglichkeiten an, die dadurch der hannoverischen Armee geschaffen werden würden, und erklärte, daß er für seine Person ein solches Arrangement zu befürworten nicht im Stande sei. Der König Georg seinerseits, um für alle weitern Erwägungen Zeit offen zu lassen, behielt sich für den definitiven Entschluß über den frühern Vorschlag der einjährigen Enthaltung von den Feindseligkeiten eine Bedenkzeit von 24 Stunden vor. Der General von Alvensleben übernahm es, über die Unterredung von Großbehringen die definitive Entscheidung seines königlichen Herrn einzuholen, und schloß zu diesem Behufe einen Waffenstillstand bis auf weiteres ab.

Infolge dieses Waffenstillstandes bezogen die hannoverischen Truppen Cantonnements, und der General von Arentschildt entsendete den Oberstlieutenant Rudorff vom Generalstabe in das Hauptquartier des commandirenden preußischen Generals Vogel von Falckenstein, um ein Arrangement der Quartiere mit den preußischen Vorposten herzustellen. Der General Vogel von Falckenstein erklärte jedoch dem Oberstlieutenant Rudorff, daß er von einem abgeschlossenen Waffenstillstande nichts wisse und unmittelbar angreifen werde.

Am andern Morgen, den 26., meldete sich ein Offizier aus dem Hauptquartier des Generals Vogel von

Falckenstein und erklärte dem Könige nochmals, daß die Preußen angreifen würden. Der König war in hohem Grade unwillig über diese Erklärung, welche er im Hinblick auf den mit dem General von Alvensleben abgeschlossenen Waffenstillstand für eine Verletzung des Völkerrechtes erachtete, wenn nicht ein Misverständniß durch mangelnde Benachrichtigung des Generals Vogel von Falckenstein vorliege. Er protestirte gegen den angekündigten preußischen Angriff im Namen aller Souveräne Europas und entsendete den Oberstlieutenant Rudorff nach Berlin, um das vorliegende Misverständniß aufzuklären und die in Aussicht genommene definitive Antwort des Königs von Preußen einzuholen. Der Oberstlieutenant Rudorff indeß wurde von den preußischen Vorposten nicht durchgelassen und kehrte also unverrichteter Sache zurück.

Die hannoverische Armee zog sich auf die Positionen um Langensalza zurück, und der König bezog abermals das Hauptquartier in diesem Orte. Hier erschien nun nochmals ein preußischer Parlamentär in der Person des Obersten von Döring, welcher den Auftrag hatte, dem Könige noch einmal die Sommation vom 15. Juni vorzulegen und die letzte und endliche Entscheidung Sr. Majestät darüber einzuholen. Es war also hier noch einmal die Möglichkeit vorhanden, alle Feind-

seligkeiten auszuschließen, die hannoverische Armee in die Friedensquartiere zurückzuführen und die preußische Occupation des Königreichs zu beenden. Freilich erklärte der Oberst von Döring selbst, bevor er die Sommation, seinem Auftrage gemäß, vorlas, daß er diesen Auftrag fast für überflüssig halten müsse, da die Avantgarde des Generals Vogel von Falckenstein sich bereits zum Angriff anschicke. Eine Annahme der Sommation würde indeß ohne allen Zweifel dennoch die Situation völlig geändert haben.

Es war ein schwerer, verhängnißvoller Augenblick; allein nach den mehrfach hervorgehobenen Anschauungen, welche in dem Charakter des Königs tief begründet waren, konnte dessen Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Er hielt es für eine heilige und religiöse Pflicht, an seinen Souveränetätsrechten unveränderlich festzuhalten und um den Preis einer Schmälerung derselben keiner Gefahr auszuweichen. Er lehnte die Annahme der Sommation ebenso bestimmt ab, wie er dies in Hannover gethan hatte, und damit war die letzte Brücke einer Verständigung abgebrochen.

Am Abend vorher schon, als das Vorrücken der Preußen in Angriffsstellungen zuerst gemeldet wurde, hatte der König die nachstehende Erklärung aufsetzen lassen, welche er mir versiegelt und an Seine Majestät

den König von Preußen adressirt übergab, um dieselbe, im Falle er während des vorauszusehenden Gefechtes gefangen genommen werden sollte, in die Hände des preußischen Offiziers zu legen, der die Gefangennehmung bewirken würde. Diese Erklärung kennzeichnet scharf die Auffassung des Königs und die tiefe Erbitterung, in welche ihn die unglückselig verwirrten Verhandlungen, welche vor Eisenach aufgenommen waren, versetzt hatten. Sie lautete folgendermaßen:

„Nachdem gestern zwischen dem vom Könige von Preußen an mich abgesendeten Generaladjutanten von Alvensleben und meinem Generaladjutanten *Obersten* Dammers ein Waffenstillstand bis auf weiteres abgeschlossen war, haben heute, als meine Armee im Vertrauen auf diesen Waffenstillstand zerstreute *Cantonnements* bezogen, die preußischen Truppen einen unvorhergesehenen Ueberfall unternommen.

„Ich gebe mich mit meinem theuern Sohne und Kronprinzen und mit meinem Heere, welches sich kämpfend zurückgezogen, nur der Uebermacht *weichend* gefangen, und erkläre hiermit feierlich vor dem dreieinigen Gott und der ganzen Welt, insbesondere zur Wahrung der Rechte meiner angestammten *Krone*, meines königlichen Hauses und meines Königreichs, sowie zur Rettung der Ehre meiner tapfern und treuen

Armee diesen Ueberfall für einen Act der größesten Roheit und Barbarei.

„Ich protestire im Namen aller Souveräne Europas, im Namen des Völkerrechts und im Namen der Ehre aller civilisirten Armeen gegen diesen unerhörten Wortbruch, und mache den Urheber desselben für alles daraus entstehende Unglück vor Gott und der Welt verantwortlich.

„Ich werde keine Gelegenheit versäumen, die mir, meinem königlichen Hause und meinem Königreiche — — entrissenen Rechte mit der Hülfe des Allmächtigen wiederzuerlangen, und vertraue dabei auf die ewige Gerechtigkeit Gottes, auf die unerschrockene Treue meiner Unterthanen, welche schon einmal den — — gestürzten Thron wieder aufrichtete, und auf die Waffen meiner Alliirten, und harre aus in der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß endlich der gerechten Sache der Sieg zutheil werden wird.

Langensalza, den 26. Juni 1866.

(Gez.) Georg, Rex."

Am 27. morgens bei Tagesanbruch wurde von den Vorposten eine stärkere Bewegung in der preußischen Armee gemeldet, welche auf einen beabsichtigten Angriff schließen lasse. Wir brachen von Langensalza auf, und der König begab sich in das auf einer ziemlich hoch

aufsteigenden Anhöhe gelegene Dorf Thamsbrück, wo er im Pfarrhause Quartier nahm, auf dessen friedlich gelegenem Hofe wir uns unter einer mächtigen Linde zu einem aus den primitivsten Bestandtheilen zusammengebrachten Frühstück niedersetzten.

Gegen 10 Uhr griff der General Flies von Gotha her an.

Die hannoverische Armee hatte ihre Aufstellung in und um Langensalza auf den die Stadt umziehenden Höhen und hinter der Unstrut.

Der General von Arentschildt, welcher weit überlegene feindliche Streitkräfte voraussetzte, oder immer noch die Vermeidung eines unheilbaren Bruches im Auge haben mochte, hatte den Befehl an die verschiedenen Truppentheile gegeben, sich fechtend zurückzuziehen. Er sendete, als die ersten Kanonenschüsse fielen, einen Offizier — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, den Rittmeister von Lenthe von der Garde-du-Corps — an den König mit der Bitte, daß Se. Majestät ihm, dem General, die Vollmacht ertheilen wolle, zu capituliren, wenn er es für erforderlich halte.

Der König hörte diese Meldung finster an. Er verweigerte die erbetene Vollmacht auf das bestimmteste und sendete den Rittmeister von Lenthe an den General von Arentschildt zurück mit dem Befehl, sich

gegen den Angriff, den er für eine Verletzung des Waffenstillstandes erachten müsse, zu vertheidigen bis auf den letzten Mann. Er stieg darauf zu Pferde und befahl dem Generaladjutanten, ihn sogleich auf einen Platz zu führen, auf welchem ihn die im Gefecht befindlichen Truppen von allen Seiten sehen konnten.

Wir begaben uns, von dem Generaladjutanten geführt, auf eine Anhöhe seitwärts von Langensalza über dem Dorfe Merxleben, wo der König fast von allen Stellungen seiner Armee aus sichtbar war. Der Armeebereiter, Major Schweppe von den Gardekürassieren, führte das Pferd des Königs am Leitseil, und obwol auf der Höhe der königliche Zug, den man von der Ferne her vielleicht für eine Cavalerieabtheilung halten mochte, das Ziel feindlichen Granatfeuers wurde, befahl der König, aller an ihn gerichteten Bitten und Vorstellungen ungeachtet, das weitere Vorgehen, indem er auf den zischenden Schlag der Granaten lauschte und unausgesetzt fragte, ob ihn die Truppen auch sehen könnten.

Wir hielten auf der von dem Generaladjutanten ausgewählten Höhe während der Dauer des Kampfes bis um 6 Uhr abends in brennender Sonnenhitze, und es war ein ebenso rührender als erhebender Anblick, der nie aus meiner Erinnerung verschwinden

wird, den blinden König zu sehen, der, von der rings-umher tobenden Schlacht nur durch das Gehör die Eindrücke empfangend, unbeweglich auf seinem Pferde hielt, unfähig einzugreifen, nur von dem einzigen Wunsche beseelt, seine Pflicht als Kriegsherr dadurch zu erfüllen, daß er seinen Truppen durch seinen Anblick Muth einflöße.

Wir beobachteten unausgesetzt den Gang des Gefechts, und der König ließ sich über jeden Vorgang, den wir wahrnahmen, Mittheilung machen, ohne daß sich auf seinem edeln, bleichen Gesicht die geringste Bewegung zeigte.

Das Gefecht schien zunächst eine ungünstige Wendung für die hannoverischen Truppen zu nehmen; dieselben wurden aus Langensalza zurückgeworfen, die Preußen besetzten diese Stadt und drangen bis über dieselbe hinaus vor. Das Gefecht verlief anfänglich den von dem General von Arentschildt gegebenen Befehlen entsprechend: die Hannoveraner zogen sich fechtend zurück.

Endlich aber, gegen Mittag, trug die Erbitterung und der Kampfeseifer der jüngern Offiziere und der Truppen den Sieg über die Anordnungen des Commandos davon. Ein Bataillon des hannoverischen Garderegiments unter der Führung des Oberstlieute-

nants von Landesberg ergriff zuerst die Offensive, ging über die Unstrut und warf die dort gegenüberstehenden Preußen zurück. Schnell wurde dieses Beispiel auf der ganzen Linie befolgt — überall griffen die einzelnen hannoverischen Abtheilungen mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die jungen Offiziere, nur noch von ihrem militärischen Ehrgefühle geleitet, wollten dem Befehle zum Rückzuge nicht mehr gehorchen — eine Abtheilung riß die andere mit fort und bald drang die ganze Armee siegreich vor.

Die Cavalerie, welche zuerst in der Reserve gehalten war, drang von allen Seiten in die Ebene hinab.

Um 6 Uhr war der Sieg entschieden.

Die preußischen Truppen zogen sich auf Gotha zurück, bis fast vor die Thore dieser Stadt von den hannoverischen Cavalerieregimentern verfolgt — wir sahen dies von unserm Standpunkte herab deutlich.

Merkwürdigerweise waren bei dem Könige während des ganzen Tages keine Meldungen über die Entwickelung des Gefechts eingelaufen, dessen Leitung der General von Arentschildt wol verloren haben mochte, der sich übrigens mit einer außerordentlichen persönlichen Unerschrockenheit im feindlichen Feuer bewegte. Generaladjutant Oberst Dammers hatte sich in die Gefechts-

linie begeben, wohin ihn der junge Prinz Hermann von Solms-Braunsfels begleitete, der bei dieser Gelegenheit mit einer für sein Alter bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit die hannoverischen Truppen mitten im Kugelregen zum Kampf anfeuerte.

Als der Generaladjutant mit der Meldung des Sieges zurückkehrte, stieg der König tief aufathmend vom Pferde. Er war auf das äußerste erschöpft und hatte, wie wir alle, vom frühen Morgen an nichts genossen. Ich hatte in meiner Feldflasche etwas Sherry und brachte denselben dem Könige in einem Reisebecher des Grafen Platen. Nachdem sich der König erquickt, nahm er meinen Arm und ging eine Zeit lang auf der Berghöhe auf und nieder.

„Ich danke Gott für diesen Sieg“, sagte er, „der mich mit hohem Stolze auf meine vortreffliche Armee erfüllt und mich zu unauslöschlicher Dankbarkeit gegen dieselbe verpflichtet — aber dennoch ist es ein großes Unglück, daß es so hat kommen müssen, und was soll nun werden?“

Ich bemerkte dem Könige, daß nach meiner Ueberzeugung jede Möglichkeit irgendeiner Verständigung mit Preußen nunmehr ausgeschlossen sei, daß das vergossene Blut wenigstens für die nächste Zeit einen unüberbrückbaren Abgrund bilde, um so mehr, als der

militärisch für Preußen ungünstige Ausgang des Gefechts in Berlin den nothwendigen Wunsch erzeugen müsse, nunmehr die hannoverische Armee um jeden Preis zu erdrücken. Ich sprach dem Könige ebenso meine Ueberzeugung aus, daß der einzige Weg zur Rettung und zur Offenhaltung späterer Entschließungen ja nach dem Gange der Ereignisse darin liege, unverzüglich und ohne jeden Aufschub nach Gotha aufzubrechen. Der Weg dahin müsse nach der Zurückwerfung des Flies'schen Corps frei sein, und wenn man über Gotha hinauskommen könne, so werde man dieselbe vortheilhafte Position erreichen, welche durch die traurig verhängnißvollen Vorgänge vor Eisenach damals verloren worden sei. Jenseits Gotha hin könnten keine namhaften preußischen Truppen gebracht werden, und unmittelbar hinter Gotha müßten schon die Vorposten der bairischen Armee stehen, mit welcher sich zu vereinigen jetzt die dringendste Aufgabe sei.

Graf Platen war vollständig derselben Ansicht. Die Gefahr und die nunmehr unwiderruflich gewordene Entscheidung hatten ihn mit einer ihm sonst nicht eigenen bewundernswürdigen Klarheit und Entschlossenheit erfüllt, und er drang mit mir in den König, daß derselbe sogleich, nachdem die Truppen sich nur ein wenig erfrischt hätten, den Vormarsch nach Gotha be-

fehlen möge. Der König stimmte unsern Ansichten und Gründen durchaus bei. Er kehrte nach Langensalza zurück und sendete Adjutanten ab, um den Generallieutenant von Arentschildt, den Chef des Generalstabes Obersten Cordemann und sämmtliche Brigadiers sogleich dorthin zu einem Kriegsrath zusammenzurufen.

Unser Zug über das Schlachtfeld hin nach der Stadt war ein außerordentlich schmerzlicher. Ueberall lagen die zum Theil gräßlich zerrissenen Leichen umher, die Pferde gingen durch Blutlachen, und der Anblick wurde um so schauerlicher durch das Gefühl, daß alle diese braven und tapfern Soldaten von beiden Armeen einem Kampfe zum Opfer gefallen waren, in welchem Deutsche gegen Deutsche, Freunde, nahe Verwandte und selbst Brüder einander gegenübergestanden hatten.

Es dauerte ziemlich lange, bis der commandirende General und die Truppencommandeurs in Langensalza eintrafen.

Der König hatte befohlen, so streng er sonst auf die Abscheidung der militärischen und civilen Ressorts von einander hielt, daß Graf Platen und ich dem abzuhaltenden Kriegsrathe beiwohnen sollten, und hatte auch den österreichischen Gesandten Grafen Ingelheim zu demselben eingeladen, da, wie er sagte, ihm alles daran gelegen sei, dem Kaiser von Oesterreich, mit dem

seine Interessen nun völlig identisch geworden, zu zeigen, daß er, wie auch der Ausgang sich gestalten möge, alles gethan habe, um seine Armee zu retten. Der König mochte fühlen, daß in jenem Augenblick die größere Entschlossenheit und die thatkräftigere Unterstützung seines Willens, den er bei seiner Blindheit nicht mit unumschränkter Selbständigkeit geltend machen konnte, bei seinen Civildienern zu finden war. Er befahl mir, da er die bedeutungsschwere Wichtigkeit jener Augenblicke und der zu fassenden Entscheidung vollkommen empfand, ein Protokoll über den von ihm versammelten Kriegsrath zu führen, um eine bleibende Aufzeichnung darüber zu besitzen.

Als der Kriegsrath versammelt war, sprach der König seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines schnellen Vormarsches auf Gotha aus und verlangte von dem General und den Truppencommandeurs ihre Meinung darüber.

Der Oberst Cordemann entgegnete nach den mir vorliegenden protokollarischen Aufzeichnungen: „daß wegen der verschossenen Munition, der mangelnden Verpflegung und der großen Ermüdung der Truppen, sowie wegen der Unmöglichkeit, diesen Mangel zu ersetzen, die Armee nicht in der Lage sei, gegen Preußen isolirt einen zweiten Kampf zu bestehen, solange sie

nicht eine Basis zur Ersetzung der Munition und der Verpflegungsvorräthe gewonnen habe, weil sie auf eine überraschende Weise aus dem Zustande des tiefsten Friedens nur zu provisorischer Schlagfertigkeit gebracht sei. Er halte daher für erforderlich: erstens eine möglichst lange Ruhe; zweitens frühzeitige Berücksichtigung des Punktes, daß die Armee momentan nicht schlagfertig gemacht werden könne, weil die Hülfsquellen, welche dazu nöthig seien, augenblicklich nicht in unserm Bereiche sich befänden."

Der Generallieutenant von Arentschildt trat dieser Erklärung des Generalstabschefs in allen Punkten bei und wiederholte, von den meisten der Truppencommandeurs unterstützt, daß die Truppen sich in der vollständigen Unmöglichkeit befänden, den Marsch nach Gotha zu machen.

Es entspann sich eine lebhafte und animirte Discussion darüber. Sowol Graf Platen als ich konnten trotz der schweren Verantwortlichkeit, welche für uns in einem Urtheil über militärische Verhältnisse lag, doch nach dem Eindruck, den wir von den verschiedenen Corps, denen wir auf dem Schlachtfelde begegneten, empfangen hatten, nicht an eine derartige Erschöpfung der Truppen glauben. Wir hoben besonders hervor, daß wenn auch einige tausend Mann auf dem Marsche

nach Gotha nicht folgen könnten und liegen bleiben würden, dies im Hinblick auf die Wichtigkeit des Zweckes der Rettung der übrigen Armee nicht in Betracht käme und keinen Grund bilden könne, den Vormarsch aufzugeben und so der Gefahr, ja der Gewißheit einer völligen Umzingelung sich auszusetzen.

Unsere Bemerkungen fanden fortwährenden und schließlich etwas gereizten Widerspruch, und der commandirende General sowie der Generalstabschef blieben mit Entschiedenheit dabei, daß die Armee absolut außer Stande sei, sich auch nur eine Stunde weit fortzubewegen.

Wiederum wurde ich hier an die unglücklich prophetische Mahnung des Ministers Bacmeister erinnert.

Der König war einer so übereinstimmenden Erklärung seiner Truppencommandeure gegenüber durch sein körperliches Gebrechen außer Stande, unter eigener Verantwortlichkeit durchzugreifen, der Kronprinz noch nicht alt und selbständig genug, um einen entscheidenden Einfluß auszuüben oder seinerseits die Verantwortung zu übernehmen, und so entschied denn der König endlich, da er dem commandirenden General eine Vollmacht, nach seinem Ermessen eine Capitulation abzuschließen, auch jetzt unter keiner Bedingung ertheilen wollte, daß der Generallieutenant von Arent-

schildt bei dem commandirenden General der preußischen Armee einen Waffenstillstand von acht Tagen beantragen solle.

Es hieß dies so gut wie nichts beschließen, denn die Annahme eines Waffenstillstandsvorschlages von preußischer Seite war völlig undenkbar, und als später der Rittmeister Volger von den Gardehusaren als Parlamentär nach dem inzwischen herangerückten General von Manteuffel gesendet wurde, wies dieser jeden Waffenstillstandsvorschlag auf das entschiedenste mit der Erklärung zurück, daß, nachdem einmal preußisches Blut geflossen sei, er nur noch über die Capitulation der hannoverischen Armee verhandeln könne.

Der Generallieutenant von Arentschildt und die Truppencommandeure drangen darauf, den Kriegsrath zu beschließen, da ihre Gegenwart bei den Truppen unerlaßlich nothwendig sei.

Der König machte noch am Abend eine Fahrt im offenen Wagen durch die Stadt, um den leichtverwundeten Prinzen Ernst Solms zu besuchen. Er befahl mir, ihn zu begleiten, und wir kamen, um die Vorstädte herumfahrend, durch die Cantonnements verschiedener Truppentheile, welche alle mit Jubelrufen den Wagen des Königs umringten, und bei welchen ich nicht die geringste Spur von Ermüdung bemerken konnte, viel-

mehr zeigten sie alle frischen Muth und freudige Zuversicht und verlangten in lauten Rufen, vorwärts geführt zu werden.

Ich machte den König abermals auch hierauf besonders aufmerksam und glaubte, ihn nochmals dringend bitten zu sollen, den Vormarsch auf Gotha noch an diesem Abend trotz aller erhobenen Schwierigkeiten und Bedenken zu befehlen, da ich überzeugt war, daß die Truppen in dem Bewußtsein des eben erfochtenen Sieges vor keiner Anstrengung zurückschrecken und das Aeußerste leisten würden. Der König aber schwieg traurig. Er wagte dennoch nicht, einen solchen Befehl zu geben, da ihm allein bei der entgegenstehenden Erklärung der Generale alle Schuld eines unglücklichen Ausganges zur Last gelegt worden wäre, und er nicht die Möglichkeit besaß, aus eigener Anschauung zu urtheilen.

Ich bin auch heute noch der Ueberzeugung, daß der Marsch auf Gotha an jenem Abend die hannoverische Armee gerettet haben würde. Er erschien damals um so nothwendiger, als ja die Schlacht von Königgrätz noch nicht geschlagen und das Schicksal des Krieges noch unentschieden war. Wäre etwa eine preußische Niederlage eingetreten oder hätte sich der Krieg nur längere Zeit schwankend hingezogen, so mußte die hannoverische Armee noch eine große Bedeutung ge-

winnen; aber auch nach der österreichischen Niederlage von Königgrätz würde der König eine wesentlich andere Stellung eingenommen haben, wenn er bei Beginn der Friedensverhandlungen noch an der Spitze einer intacten Armee im Felde gestanden hätte, und auch auf die Kriegführung der süddeutschen Bundescorps hätte die Gegenwart des Königs und der siegreichen hannoverischen Armee einen sehr entscheidenden Einfluß ausüben müssen.

Es wurde damals aus einer wol zu ängstlichen Schonung der Truppen das letzte Mittel versäumt, welches noch zur Rettung Hannovers hätte führen können. Der König hat dies auch stets vollkommen klar erkannt und mir noch am Jahrestage der Schlacht von Langensalza brieflich in den wärmsten Worten seinen Dank für den Eifer ausgesprochen, den ich ihm in jenem Kriegsrath am Abend nach der Schlacht durch meinen Rath zur Rettung der Armee bewiesen. Leider war dieser Rath erfolglos geblieben, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen wol natürlich war.

Viele Feldherren haben wol unter weit schwerern Verhältnissen, als sie damals vorlagen, angestrengte Gewaltmärsche gemacht und durch dieselben große Erfolge errungen und hochwichtige Entscheidungen herbeigeführt. Die Geschichte aller Kriege zeigt solche Bei-

spiele, und wenn Blücher nach der Schlacht von Ligny auf die Ermüdung seiner Truppen Rücksicht genommen hätte, so wäre der Ausgang bei Waterloo ein anderer gewesen und das Schicksal Europas hätte vielleicht eine andere Wendung genommen.

Solche Entschlüsse aber kann nur ein Feldherr fassen, der mit eigenen Augen die Lage der Dinge zu überschauen vermag, und daß der König sie nicht zu fassen wagte, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen.

Das Schicksal der hannoverischen Armee war nun besiegelt. Während der König am 28. Juni morgens die gefallenen Hannoveraner und Preußen in seinem Beisein bestatten ließ, lief die Meldung ein, daß das ganze Corps des Generals von Manteuffel auf den Eisenbahnen von Magdeburg und Nordhausen in unsern Rücken gekommen sei. Die ungefähr achtzehntausend Mann starke hannoverische Armee war also von wenigstens vierzig- bis funfzigtausend Mann preußischer Truppen umzingelt; jeder weitere Kampf wäre nur eine zwecklose und unverantwortliche Schlächterei gewesen.

Der Generallieutenant von Arentschildt erbat abermals die Vollmacht zu Capitulationsverhandlungen. Der König forderte eine schriftliche Erklärung des commandirenden Generals, des Chefs des Generalstabes und der sämmtlichen Brigadiers, in welcher die-

selben auf ihre militärische Ehre und ihren Fahneneid vor Gott und ihrem Gewissen versicherten, daß die Armee infolge der gehabten großen Anstrengungen und wegen der fast ganz verschossenen Munition kampfunfähig sei und mit aller Anstrengung nur noch auf einen Tag mit Lebensmitteln versorgt werden könne. An diesem Tage konnte ohnehin von einem Marsch auf Gotha nicht mehr die Rede sein; die Wahl stand nur zwischen der Ergebung und einem völlig aussichtslosen Kampfe. Nachdem diese Erklärung von den sämmtlichen betreffenden Offizieren unterzeichnet war, ertheilte nunmehr der König dem Generallieutenant von Arentschildt die Vollmacht, eine militärische Capitulation abzuschließen, um das Leben der in der Armee die Waffen tragenden Landeskinder nicht in einem unnützen und erfolglosen Kampf aufzuopfern.

Diese Capitulation wurde am 29. Juni morgens zu Langensalza zwischen dem Generallieutenant von Arentschildt und dem inzwischen dort eingetroffenen preußischen General von Manteuffel abgeschlossen. Sie bestimmte, daß die hannoverische Armee die Waffen und Pferde an vom Könige zu ernennende Commissare zur Uebergabe an Preußen abliefern und sich dann in ihre Heimat begeben sollte. Die hannoverischen Offiziere und Armeebeamten mit Offiziersrang behielten ihre

Waffen und die freie Wahl ihres Aufenthaltes; es wurde ihnen ohne Fristbestimmung und weitere Bedingungen der Bezug ihrer vollen Competenzen von der preußischen Regierung gewährleistet, und der General von Manteuffel bemerkte, daß diese für die Offiziere so ehrenvollen Bedingungen ausdrücklich von Sr. Majestät dem Könige von Preußen bestimmt seien, um der Tapferkeit der hannoverischen Armee seine Anerkennung zu beweisen.

Auf diese Bestimmungen der Capitulation von Langensalza ist besonderes Gewicht zu legen, weil dieselben bei den demnächstigen Verhandlungen über die Verhältnisse der frühern hannoverischen Armee nach der Einverleibung des Königreiches eine wichtige Bedeutung gewannen, worauf ich in der spätern Folge dieser Aufzeichnungen zurückkommen werde. Die Capitulation war übrigens rein militärisch und berührte in keinem Punkte das politische Gebiet. Das Privateigenthum des Königs war von derselben völlig ausgeschlossen, und es wurde dem Könige freigestellt, während der Dauer des Krieges ganz nach Belieben seinen Aufenthalt außerhalb der Grenzen des Königreichs Hannover mit einem von ihm zu bestimmenden Gefolge zu wählen.

Der General von Manteuffel erschien im hanno-

verischen Hauptquartier, um sich nach abgeschlossener Capitulation bei dem Könige zu melden. Der kurze Empfang war ernst und traurig. Herr von Manteuffel sprach mit bewegter Stimme seinen Schmerz darüber aus, unter solchen Umständen vor Sr. Majestät erscheinen zu müssen, und der König erwiderte, daß die beklagenswerthen Verhältnisse keinen Einfluß auf seine persönlichen Gesinnungen gegen einen pflichttreuen General ausüben könnten, wenn derselbe ihm auch feindlich gegenüberstände.

Es mußte nun ein Entschluß über die nächsten Schritte und über die von seiten des Königs zu treffende Wahl seines Aufenthaltes gefaßt werden. Graf Ingelheim sprach dem Könige die dringende Bitte aus, daß derselbe sich nach Wien zum Kaiser von Oesterreich begeben möge. Der Graf war von unerschütterlicher Zuversicht auf den Sieg der österreichischen Waffen erfüllt, und versicherte in voller, gläubiger Ueberzeugung, daß der Kaiser, sein Herr, den König im Triumph wieder in seine Residenz zurückführen werde. Der vortreffliche, seinem Vaterlande und seinem Kaiser so treu ergebene Mann ahnte nicht, wie schnell die zerschmetternde Katastrophe auch über das Haus Habsburg hereinbrechen und dasselbe dahin drängen sollte, zu seiner eigenen Rettung den Beistand Napoleon's anzurufen.

Graf Platen unterstützte die Bitte des Grafen Ingelheim auf das entschiedenste und aus voller Ueberzeugung; er hob hervor, daß, wenn auch der König keinen Bündnißvertrag mit Oesterreich geschlossen habe, er dennoch durch die Entwickelung der Ereignisse und durch den entscheidenden Kampf bei Langensalza nunmehr thatsächlich zum activen Verbündeten der österreichischen Sache geworden und daß sowol für seine persönliche Würde als für seine politische Stellung Wien der angemessenste Aufenthalt für ihn sei.

Der König trat dieser Ansicht wenn auch nicht ganz ohne Zögern bei. Nun aber mischte sich in die großen politischen Rücksichten eine der kleinen Etikettenfragen, welche in dem Leben der Höfe und in den Beziehungen der Souveräne untereinander oft eine so große, den ferner stehenden Kreisen kaum begreifliche Rolle spielen.

Der König hatte in seinem Gepäck keine österreichische Uniform und hielt es für unmöglich, anders als in einer solchen in Wien und vor dem Kaiser Franz Joseph zu erscheinen; außerdem schien es ihm auch nothwendig, selbst unter diesen außerordentlichen Verhältnissen, seinen Besuch in Wien dem Kaiser von Oesterreich erst zu melden und sich des bereitwilligen Empfanges desselben zu versichern. Vergeblich hob Graf Ingelheim hervor, daß der Rock, den der König

bei Langensalza getragen, das schönste Ehrenkleid sei, in welchem er dem Kaiser entgegentreten könne; vergeblich versicherte er, daß der Kaiser auch ohne vorherige Anfrage mit der höchsten Freude den König in Wien begrüßen werde — alle diese Vorstellungen blieben erfolglos. Der König beschloß, seinen Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Kohlrausch nach Wien zu senden, um dem Kaiser seine Ankunft zu melden, sich selbst aber nach dem dem Herzog von Sachsen-Altenburg gehörigen Schloß Fröhlich Wiederkunft bei Altenburg zu begeben, um dorthin seine österreichische Uniform nachkommen zu lassen. Zugleich befahl er dem Grafen Platen, dem Kriegsminister General von Brandis und mir, sogleich nach Oesterreich abzureisen und ihn selbst in Linz zu erwarten, um ihn dann von dort aus nach Wien zu begleiten.

Wir reisten noch an demselben Abend mit dem Könige bis Erfurt und verabschiedeten uns dort von Sr. Majestät, um die Reise nach Linz anzutreten, während der König nach dem Schlosse Fröhlich Wiederkunft abreiste, dessen Namen indeß keine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft bilden sollte.

VI.

Reise über Suhl und Regensburg nach Linz. — Die bairische Armee. — Siegeshoffnung der österreichischen Bevölkerung. — Zögerung des Königs mit seiner Abreise. — Die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz. — Unsere Abreise nach Wien. — Pessimistische Stimmung in Wien. — Spionenriecherei. — Audienz des Grafen Platen bei dem Kaiser Franz Joseph. — Muth und Fassung des Kaisers. — Bemühungen des Grafen Münster, den König von der Reise nach Wien abzuhalten und zum Frieden mit Preußen zu bestimmen. — Sendung des Grafen Bremer nach Wien. — Brief des Königs an den Grafen Platen. — Antwort des Grafen Platen. — Der König entschließt sich zur Abreise. — Inzwischen erfolgte Veränderung der Situation in Wien. — Ankunft des Königs. — Zurückhaltung der österreichischen Politik.

Wir fuhren durch Gotha und fanden dort noch an allen Straßenecken die Plakate, in denen der Magistrat die Bürger aufforderte, ruhig in ihren Häusern zu bleiben und die hannoverischen Truppen gut zu empfangen, zu denen man das Vertrauen hegen dürfe, daß sie strenge Ordnung halten und nichts zur Bedrückung der Einwohner thun würden. Diese Procla-

mationen waren der beste Beweis, daß der Magistrat nach den Mittheilungen der preußischen Truppen, welche auf dem Rückzuge durch Gotha gekommen waren, die hannoverische Armee unmittelbar nach der Schlacht von Langensalza dort erwartete, während der hannoverische Generalstab dieselbe für unfähig zu dem Vormarsche erklärte. Die Gegner hatten also die Leistungsfähigkeit der Truppen, denen sie in heißem Kampfe gegenübergestanden, richtiger geschätzt, und da die Erreichung von Gotha und die Besetzung des dortigen Knotenpunktes der Eisenbahnen der militärische Kampfspreis der Schlacht von Langensalza war, so konnte freilich außerhalb des hannoverischen Hauptquartiers niemand ahnen, daß man jenen Preis aufgeben und unthätig die völlige Umzingelung erwarten werde.

Bei der Weiterfahrt von Gotha überzeugten wir uns, daß die Armee unter allen Umständen gerettet gewesen wäre, wenn sie Gotha hätte erreichen können, denn die unmittelbar südlich sich öffnenden Défiléen hätten die Nachführung preußischer Truppen in dieses Operationsgebiet bei der Nähe der bairischen Armee unmöglich gemacht.

In Suhl ereignete sich der komische Zwischenfall, daß ein Vertreter der Stadt den Kriegsminister von Brandis wegen der Aehnlichkeit der Uniform für

einen preußischen General hielt und bei unserer Ankunft eiligst erschien, um ihm Mittheilungen über die zur Sicherung der in Suhl befindlichen Kassen getroffenen Maßregeln zu machen. Die Bestürzung des armen Mannes war sehr groß, als Herr von Brandis ihm lächelnd erklärte, daß er zwar kein preußischer General sei, aber von dem Misverständniß keinen indiscreten Gebrauch machen wolle. Unmittelbar vor Suhl trafen wir die Avantgarde von dem Corps des bairischen Generals Feder, welches heranrückte, um der hannoverischen Armee die Hand zu reichen. Die bairischen Offiziere waren in hohem Grade bestürzt, als wir ihnen die Nachricht von der Capitulation der hannoverischen Armee brachten. Die Kunde von der Schlacht von Langensalza war zu ihnen gedrungen, und sie erwarteten jeden Augenblick, unsern siegreichen Truppen zu begegnen! Wir hörten manche halb unterdrückte bittere Bemerkung über die Langsamkeit der bairischen Operationen, welche verhindert hätte, daß man uns rechtzeitig habe zu Hülfe kommen können. Das Gefühl aber, das ich bei diesen Bemerkungen empfand, war noch bitterer. Denn wenn auch das Vorrücken der Baiern wirklich länger, als es nöthig gewesen, verzögert sein sollte, so hätten doch die bairischen Truppen, selbst wenn sie noch so schnell mar-

schirt wären, niemals über Gotha hinausrücken und uns niemals in dem Winkel bei Langensalza aufsuchen können. Und wenn die Baiern schon tagelang unmittelbar vor Gotha gestanden hätten, sie würden uns keine Rettung haben bringen können, wenn wir nicht am Abend der Schlacht auf dem völlig freien Wege von Langensalza nach Gotha vorrückten. Es fanden zu jener Zeit viele Erörterungen über diesen Punkt statt, die bairische Armeeführung wurde auch in der bairischen Presse selbst ungemein scharf angegriffen und für das Unglück der hannoverischen Armee verantwortlich gemacht — die Gerechtigkeit erfordert aber die ausdrückliche Anerkennung, daß bei den unberechenbaren und außer allen Voraussetzungen liegenden Bewegungen der hannoverischen Armee die Baiern völlig außer Stande waren, sich mit uns zu vereinigen, und daß andererseits, wenn wir Gotha erreicht hätten, wir der bairischen Armee kaum noch bedurften, da über Gotha hinaus die Preußen damals nicht operiren und uns jedenfalls nicht durch Uebermacht einschließen und zur Capitulation zwingen konnten.

Wir setzten unsere Reise unter bairischer Bedeckung fort, und zwar unter theilweise sehr interessanten, aber auch sehr unbequemen Verhältnissen. Die Eisenbahnen waren meist dem Verkehre entzogen, die Waggons zu

Truppenzügen benutzt, sodaß wir einmal genöthigt waren, in Begleitung eines bairischen Generalstabs-offiziers auf einer Locomotive eine Strecke zu befahren, von der man nicht gewiß wußte, ob die Schienen noch unbeschädigt seien. Wir fanden in der bairischen Armee namentlich unter den jüngern Offizieren viel Erbitterung gegen Preußen, dem man die Veranlassung zum Kriege schuld gab, aber wenig Vertrauen zu Oesterreich und kaum den Wunsch eines entscheidenden österreichischen Sieges. Ich hörte häufig die unumwundene Meinung aussprechen, daß, wenn Oesterreich als unzweifelhaft siegreiche deutsche Obermacht aus dem Kampfe hervorgehe, die süddeutschen Königreiche der österreichischen Macht gegenüber in dieselbe bedrohte Lage gerathen würden, in welcher Hannover und Sachsen sich bisher Preußen gegenüber befunden hätten. Jedenfalls waren die Baiern sehr wenig geneigt, für die österreichische Kaiserhoheit in Deutschland zu fechten, von der man in Wien träumte, und ich war damals schon überzeugt, daß die Baiern sich wol selbst ihrer Haut wehren, aber schwerlich große Anstrengungen machen würden, um Preußen zu Gunsten der österreichischen Suprematie niederzuwerfen.

In Regensburg bestiegen wir das Dampfschiff und machten die Fahrt auf der Donau, welche den Genuß

so wunderbar reicher Naturschönheit bietet, diesmal in trüber und angstvoll gespannter Stimmung und unter manchen Verzögerungen, denn auch die Dampfboote waren für militärische Zwecke requirirt; von Stein aus war die Communication völlig unterbrochen und wir mußten wieder Wagen und Postpferde zu erlangen suchen, um Linz zu erreichen. Hier fanden wir endlich einige Ruhe und Erholung, die uns in der That noththat, und richteten uns zu einem Aufenthalte von einigen Tagen ein, um den König seinem Befehle gemäß hier zu erwarten. Wir fanden die Bevölkerung überall von zuversichtlichen Siegeshoffnungen erfüllt. Die ersten Nachrichten über die stattgehabten Gefechte waren günstig gewesen und man zweifelte nicht an dem österreichischen Siege. Freilich war trotz dieser Zuversicht der Krieg nicht eben populär. Die Lasten desselben und die Unsicherheit der Geschäftsverhältnisse machten sich drückend fühlbar, und die Stimmung war die, daß Oesterreich sein Blut und sein Geld nicht um Deutschlands willen, das ihm noch nie etwas eingebracht, hingeben, und daß man nach der ersten entscheidenden Schlacht Frieden schließen und die Preußen nach Hause schicken solle, um dann mit der ganzen Macht die Züchtigung der Italiener durchzuführen. Denn gegen Italien herrschte, soviel

ich nach meinen Beobachtungen in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung wahrnehmen konnte, die tiefste Erbitterung. Nicht sowol wegen der italienischen Ansprüche auf Venetien — der italienische Besitz war, wenn er auch einzelne commerzielle Vortheile brachte, im eigentlichen Oesterreich niemals populär —, aber man war tief erbittert, daß Italien oder, wie man damals noch sagte, Sardinien trotz wiederholter Friedensversicherungen Oesterreich in dem Augenblicke, da dessen Macht im Norden engagirt war, in den Rücken gefallen sei.

Inzwischen erfuhren wir nichts über die Ankunft des Königs. Durch die Zeitungen wußten wir, daß der Kaiser Franz Joseph die durch den Flügeladjutanten von Kohlrausch überbrachte Anfrage mit der dringendsten Einladung nach Wien beantwortet und zugleich dem Könige das Commandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens und dem Kronprinzen das Ritterkreuz desselben Ordens — der höchsten militärischen Auszeichnung Oesterreichs — übersendet hatte, um dadurch der Haltung der hannoverischen Armee die ehrendste Anerkennung zu beweisen. Die Zögerung des Königs in dem Schlosse Fröhlich Wiederkunft war uns unerklärlich, nachdem er so bestimmt seinen Willen, nach Wien zu kommen, ausgesprochen, und wir vermochten dieselbe um so weniger zu begreifen, als nach telegraphischen

Anfragen, die wir an die Gesandtschaft in München richteten, der Weg über Hof noch von preußischen Truppen frei war.

Während dieser unruhigen Erwartung traf in Linz die erst nur zweifelnd aufgenommene, schnell dann aber in vollem Umfange bestätigte Nachricht von der verhängnißvollen Niederlage bei Königgrätz ein. Die allgemeine Entmuthigung, welche dieser Nachricht folgte, war eine außerordentliche. In der Bevölkerung sah man alles für verloren an, obgleich unmittelbar die Abtretung Venetiens an Frankreich und die Intervention Napoleon's bekannt wurde. Die Zeitungen brachten Telegramme, nach denen die französische Armee am Rhein stände — die siegreiche Armee von Custozza rückte in Eilmärschen von Italien herauf — eine schnelle günstige Wendung wurde mit Sicherheit in Aussicht gestellt. Aber das alles wirkte nicht, und die höchste Erbitterung machte sich überall gegen die militärische Führung und gegen die Regierung im allgemeinen kund.

Graf Platen war nun, da die Friedensverhandlungen jeden Augenblick eingeleitet werden konnten, der Ansicht, daß die Anwesenheit des Königs in Wien unerläßlich sei, da er nur an diesem Orte diplomatische Beziehungen unterhalten und für seine Interessen thätig sein könne. Er bat den König telegraphisch, schleunig

abzureisen, und erhielt durch den Geh. Cabinetsrath Dr. Lex die Antwort, daß die Abreise verzögert worden, weil Hof von den Preußen besetzt sei. Graf Platen sendete nun am 6. Juli das folgende Telegramm ab:

„Geh. Cabinetsrath Lex.

Schloß Fröhlich Wiederkunft, Sachsen-Altenburg,
via Hof.

„Depesche erhalten. Bedaure erneute Verzögerung so nothwendiger Reise hierher. General Brandis und mir scheint jede Verzögerung schwere Gefährdung der Interessen Sr. Majestät, und bitten dringend, sofort abzureisen. Da Se. Majestät nach Capitulation von Langensalza völlig freie Wahl des Aufenthalts hat, so kann auch Anwesenheit von Preußen, wenn bestätigt, in Hof seine Reise nicht hindern. Ich hoffe sehnlichst, daß Se. Majestät diesen Entschluß faßt, jedenfalls aber bitte den Kurier von Heimbruch abzuwarten, und wenn trotz dessen der Beschluß zum Dableiben gefaßt wird, mir wenigstens zu erlauben, nach Wien zu gehen und dort Sr. Majestät Sache zu vertreten.

(Gez.) Platen-Hallermund.“

Der in diesem Telegramm erwähnte Kurier sollte dem Könige ein ausführlicheres Schreiben überbringen, konnte aber wegen der militärischen Hemmungen des Verkehrs nicht durchdringen.

Am nächsten Tage reisten wir nach Wien ab und nahmen dort im Hôtel=de=l'Europe in der Leopoldstadt zu längerm Aufenthalte Wohnung. Graf Platen sendete den Oberstlieutenant von Kohlrausch, den wir in Wien fanden, an den König, um demselben mündlich seine Ansichten zu entwickeln und eine schleunige Abreise Sr. Majestät zu erbitten.

Die Aufregung in Wien war unbeschreiblich.

Man verwünschte den Marschall Benedek, welcher unmittelbar vorher noch der Mann des allgemeinen Vertrauens und der Held der aura popularis gewesen war. Man schob alle Schuld auf die Unfähigkeit der österreichischen Generale, welche den Dienst ihrer persönlichen Bequemlichkeit nachgesetzt hätten, — es bildeten sich Sagen und Märchen der abenteuerlichsten Art — die Person des Erzherzogs Maximilian, des unglücklichen Kaisers von Mexico, wurde gegen seinen kaiserlichen Bruder in allen öffentlichen Gesprächen in den Vordergrund gestellt, und auch die Proclamation des Kaisers Franz Joseph trug wenig zur Beruhigung bei, da sie ziemlich niedergeschlagen klang. Auch das Wort „Verrath“ wurde natürlich, wie das in solchen Verhältnissen immer zu geschehen pflegt, sofort ausgesprochen, und als man nun gar erfuhr, daß die Generale von Henikstein und Krismanic zur kriegs=

rechtlichen Untersuchung gezogen seien, da kannte der erbitterte Pessimismus keine Grenzen mehr.

Geradezu lächerlich war die Spionenfurcht und Spionenriecherei, welche zu jener Zeit in Wien epidemisch wurde. Unausgesetzt brachte man Spione ein, welche oft nur mit Mühe den Ausbrüchen der Volkswuth entzogen werden konnten und sich dann bei der Untersuchung fast immer als harmlose Reisende entpuppten. Es wurde damals ein kleines Gelegenheitsstück im Carl-Theater gegeben, in welchem diese Spionenjagd scharf persiflirt wurde. Ein Polizeibeamter einer Provinzialstadt erklärte darin, daß er jetzt keine Zeit habe, sich mit seinen Geschäften abzugeben, da er den halben Tag lang Spione arretiren und die übrige Hälfte damit hinbringen müsse, sich bei denselben wegen der ungerechtfertigten Arrestation zu entschuldigen. Diese Scene fand jedesmal lärmenden Beifall im Publikum. Ueberhaupt machte ich die Bemerkung, daß die Wiener überaus geschäftig waren, ihr eigenes Unglück lächerlich zu machen. Zahllos waren die oft sehr beißenden und bis zur höchsten Stelle hin treffenden Scherzworte, welche täglich in Umlauf gesetzt wurden — es schien fast, als ob allgemein eine kaum verhüllte Schadenfreude über die Niederlage der Regierung sich Luft mache. Nirgends bemerkte man eine Spur von ernster

Sammlung, wie sie nothwendig gewesen wäre, um ein so großes nationales Unglück würdig zu tragen und seine Folgen muthvoll abzuwenden. Auch in der Regierung und am Hofe herrschte eine zwischen den wechselndsten Stimmungen hin- und herschwankende Unruhe, — jene traditionelle ruhige Zähigkeit, welche früher eine specielle Eigenthümlichkeit der Habsburger gewesen war und das Haus Oesterreich durch manche schwere Katastrophe immer wieder hindurchgeführt hatte, schien völlig verschwunden zu sein. Mir flößte diese Beobachtung geringes Vertrauen in die innere Lebenskraft des Kaiserstaates ein.

Graf Platen hatte sich gleich nach unserer Ankunft bei dem Kaiser gemeldet und kam sehr ermuthigt von der ersten Audienz zurück.

Der Kaiser hatte ihm erklärt, daß alles noch sehr gut stehe, daß es nur darauf ankomme, eine Frist zur Sammlung zu gewinnen, wofür die französische Vermittelung eintrete. Die italienische Armee werde bald auf dem nördlichen Kriegstheater erscheinen, und dann könne alles sich wenden. Jedenfalls werde er keine Verletzung der Rechte der deutschen Bundesfürsten dulden. Zugleich hatte der Kaiser dringend den Wunsch ausgesprochen, den König bald in Wien zu sehen. Auch Graf Ingelheim, den wir bereits in Wien fanden und

der täglich zu uns kam, war voll Hoffnung, daß, wenn die eingeleiteten Verhandlungen an zu hohen Forderungen Preußens scheitern sollten, der Krieg dann von neuem unter ungleich günstigern Bedingungen beginnen und für Preußen, dessen Armee ebenfalls durch den Stoß von Königgrätz schwer erschüttert war, verhängnißvoll werden würde. Graf Platen sendete den Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Kohlrausch zum Könige, um dessen schleunige Abreise nach Wien zu erbitten.

Auf dem Schlosse Fröhlich Wiederkunft waren während dieser Zeit mehrere Mitglieder des hannoverischen Adels erschienen, um den König zu bestimmen, daß er nicht nach Wien gehen, sondern versuchen solle, auf Grund der vor dem Kampfe zurückgewiesenen Bedingungen und nöthigenfalls, wenn seine Person Hindernisse bereite, auf Grund der Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen Frieden mit Preußen zu schließen. Der Erblandmarschall Graf Münster, dessen Familie ihren Besitz und ihre Stellung wesentlich dem Welfenhause zu danken hatte, hielt sich vor allen verpflichtet, dem Könige in diesem Sinne Vorstellungen zu machen. Er war der Ueberzeugung, daß durch schnell eingeleitete Verhandlungen, zu denen er bei dem Könige Wilhelm und der preußischen Regierung Bereitwilligkeit voraus-

setzte, die Existenz Hannovers unter der welfischen Dynastie gerettet werden könne, wenn auch vielleicht unter Gebietsabtretungen und Einschränkung der selbständigen Souveränetät nach den von Preußen aufgestellten Bundesreformbedingungen. Der König sollte nach dem ihm vorgelegten Plane nach Pyrmont gehen und von dort aus die Verhandlungen mit Preußen, welche Graf Münster erfolgreich führen zu können glaubte, einleiten.

Dem Könige schienen die ihm vorgetragenen Gründe ernster Erwägung werth. Er wies den Gedanken des Grafen Münster nicht unbedingt zurück und es wurden bereits Vorbereitungen zu einem Aufenthalte in Pyrmont getroffen. Indeß hielt es der König für nöthig, vor einem definitiven Entschlusse die Ansicht des Grafen Platen einzuholen, welcher sich in dem Mittelpunkte diplomatischer Verbindungen befand, von denen der König in Fröhlich Wiederkunft abgeschnitten war. Er forderte daher telegraphisch den Grafen Platen auf, nach Fröhlich Wiederkunft zu kommen, und als dieser dringend bat in Wien bleiben zu dürfen, sendete der König den Geheimrath Grafen Bremer nach Wien, um dem Grafen Platen über das in Fröhlich Wiederkunft Vorgegangene Bericht zu erstatten und ihm die Meinung seines auswärtigen Ministers zu bringen,

der sich unter dem unmittelbaren Eindrucke der großen europäischen Ereignisse befand.

Die ganze damalige Situation, die Auffassung des Königs und die Gründe, welche für seine Entschlüsse bestimmend wurden, das alles tritt am deutlichsten und klarsten aus der Correspondenz hervor, welche Graf Bremer vermittelte.

Das Schreiben des Königs an den Grafen Platen lautete:

„Fröhlich Wiederkunft, 10. Juli 1866.

„Mein lieber Minister Graf Platen!

„Nachdem endlich am Schlusse der vorigen Woche die Antwort des Kaisers von Oesterreich durch meinen Gesandten General von Knesebeck mir zur Kenntniß gebracht worden, wonach meine Ankunft in Wien erwünscht sei, befahl ich meine Abreise nach Oesterreichs Hauptstadt. Durch die Entfernung Hofs von hier mußte mein Gepäck nothwendigerweise 24 Stunden früher von hier abgehen. Demnach sollte dies in der Nacht von Sonntag auf Montag nach jener Eisenbahnstation befördert werden, und wollte ich mit dem Kronprinzen und den mich Begleitenden in der Nacht von Montag auf den Dienstag Fröhlich Wiederkunft verlassen.

„Sonntag Nachmittag kam Kühl, welcher voraus-geschickt worden, um die Pferde zu bestellen, nun mit der Nachricht, daß das Einrücken der Preußen jeden Augenblick dort erwartet würde, wie ich Ihnen durch den Geh. Cabinetsrath Lex telegraphiren ließ, zurück. Und nun noch obendrein am Sonntag Abend 9 Uhr traf eine von dem wiener Kurier Rheinfelder aus Hof besonders hergesandte Estafette hier ein mit der Anzeige, daß der Betrieb auf der Eisenbahn von Hof bis Neumarkt unterbrochen sei. Dies hinderte vollends meine Abreise, wie Sie einsehen werden.

„Ich begreife vollkommen, daß Sie, wie ich aus Ihrem Telegramm ersehe, nicht verstehen konnten, daß der Einmarsch der Preußen in Hof mich von meiner Abreise abhalten konnte, da, wie Sie allerdings treffend bemerken, mir der freie Aufenthalt überall, mit Aus-nahme meines eigenen Landes, huldreichst gestattet ist.

„Nach den unangenehmen Erfahrungen aber, die ich, was Ihnen wahrscheinlich noch nicht bekannt ist, in Gotha gemacht, daß ich nämlich trotz der hohen preußischen Erlaubniß, ungestört zu reisen, vier ge-schlagene Stunden dort zappeln mußte, weil der Zug ohne Erlaubniß des Commandanten von Erfurt, der nicht früher zu antworten geruhte, nicht abfahren durfte, so besorgte ich, daß die Preußen namentlich nach den bei

dem General Vogel von Falckenstein gesammelten Erfahrungen, trotz der Erlaubniß des Königs von Preußen mich nicht durchlassen würden, wenn sie erführen, daß ich nach Wien ginge. Ueberdies war es nicht unwahrscheinlich, daß ich in ein Gefecht zwischen den Preußen und Baiern gerathen könnte.

„Dies die sämmtlichen Gründe des damaligen Zögerns.

„Während dieses Aufschubes wurden mir nun Graf Münster und Graf Bremer von Hannover gesandt, mit der von ihnen beiden dringend unterstützten Vorstellung, daß alle correct Gesinnten, nicht etwa Piepmeyer und Pfahlbürger-Politiker, sondern in der That einsichtsvolle Männer, große Besorgniß für Hannovers Zukunft von meiner Erscheinung in Wien befürchteten. Sie besorgen nämlich, daß, nachdem Oesterreich momentan dergestalt geschlagen, daß der Kaiser Franz Joseph, statt Hülfe gewähren zu können, diese für sich Preußen gegenüber vom Kaiser Napoleon begehre, Hannover und das Königshaus dadurch größern Gefahren ausgesetzt würde, weil der König von Preußen und seine Regierung durch meine und des Kronprinzen Gegenwart in Wien unversöhnlich erbittert werden würden und so, wo Oesterreich und seine sämmtlichen Verbündeten durch Napoleon's Vermittelung von Preußen

etwas zu erlangen suchen müßten, Hannover schlecht wegkäme.

„Da Graf Bremer gleichzeitig mit Ihrem Telegramm, worin Sie, theuerster Graf, meine Abreise dringend anheimgeben, hier eintraf, so sende ich ihn nach Ems, damit er Ihnen, dem die augenblicklichen Verhältnisse in Hannover nicht bekannt sein können, mündlich jene Gründe gegen meine Abreise nach Wien entwickele.

„Verschweigen kann ich Ihnen nicht, daß ich jene Auffassung nicht zu theilen vermag, da ich überall nicht verstehe, weshalb meine Anwesenheit in Wien Preußen mehr verstimmen kann, als es durch die Politik, die ich, Gott sei Dank, geführt und, so Gott will, rücksichtslos fortzuführen beabsichtige, weil nur sie allein durch des dreieinigen Gottes gnädigen und mächtigen Beistand zum richtigen Ziele führen wird, schon verstimmt ist. Ferner wird meiner Ansicht nach Oesterreich und jeder einzelne seiner Verbündeten gleichmäßig über Einen Kamm geschoren werden, mag ich nun nach Wien gehen oder nicht; denn sind jetzt Bedingungen von Preußen überhaupt zu erlangen, so werden sie meiner Ueberzeugung nach für alle gleich günstig oder gleich ungünstig ausfallen; wenn aber Preußen von Oesterreich und dessen Verbündeten Bedingungen ver-

langt, die diese nicht eingehen können, so wird der Krieg wieder aufgenommen werden, bis später unser Schicksal nach irgendeiner Richtung entschieden ist. Dann glaube ich ferner, daß Napoleon, von dem ich aus sicherer Quelle weiß, daß er über den jüngsten Erfolg der preußischen Waffen wahrhaft erschreckt ist, selbst im Interesse Frankreichs nie zugeben wird, daß Preußen auf Kosten Oesterreichs und der übrigen deutschen Monarchen zu mächtig werde.

„Irre ich hierunter nicht und sollte sich Preußen den Napoleon'schen Ansichten nicht fügen, so würden wir in Napoleon den wichtigsten Verbündeten für uns gegen Preußen bekommen und des letztern Vergrößerungspolitik bald ein Ende nehmen. Außerdem kann ich auch nicht verhehlen, daß, nachdem ich dem Kaiser Franz Joseph meinen Besuch in Wien angekündigt — ein Gedanke, der nach meiner Ansicht nach dem Siege und der leider unvermeidlichen Capitulation zu Langensalza ein richtiger war —, auch der Kaiser die Aussicht meines Kommens mit Freuden begrüßt, es jetzt, wo er im Unglück ist, und ich nicht erschiene, geradezu aussieht, als ob ich mich jetzt von ihm abwenden wolle und mich nur in seinem Glück an ihn angeschlossen hätte.

„Gewiß werden Sie sich wundern, daß nach Entwickelung dieser meiner Anschauung und bei meiner

Ihnen bekannten Gewohnheit, mich, wo ich etwas für recht erkenne, nicht von andern beeinflussen zu lassen, ich nur einen Augenblick mit meiner Abreise zaudere. Aber da in Hannover, wie man mich versichert, allgemein und übereinstimmend eine so entsetzliche Besorgniß über meine Reise nach Wien herrscht, und namentlich, wie ich oben schon bemerkte, auch bei den einsichtsvollsten Menschen, so vermochte ich, der ich ja auch eben die augenblicklichen Verhältnisse in Hannover nicht würdigen kann, nicht allein die Verantwortlichkeit zu übernehmen, und wünsche deshalb, daß Sie mit dem Grafen Bremer, der mit am entschiedensten meine gegenwärtige Politik theilt, die ganze Angelegenheit erwägen. Da ich, wie Sie wissen, das unbedingteste Vertrauen in Ihr Urtheil setze, so wünsche ich, daß Sie nach Anhörung und Prüfung der Gründe für und wider mir Ihre innige Ueberzeugung darüber schriftlich aussprechen.

„Bleiben Sie bei der Ansicht, daß es am besten, nach Wien zu gehen, so dürfte dieser Aufschub von wenigen Tagen von gar keiner Bedeutung gewesen sein.

„Ich verbleibe, Ihrer Antwort entgegensehend, theuerster Graf,

Ihr freundlichst wohlgeneigter

(Gez.) Georg Rex."

Graf Platen gab dem Grafen Bremer folgende Antwort auf den Brief des Königs mit:

„Wien, 14. Juli 1866.

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

„Ew. königl. Majestät danke ich vor allem unterthänigst für das allergnädigste Schreiben vom 10. Juli, das mir heute Graf Bremer überbracht hat und das ich als einen freudigen Beweis des Vertrauens ansehe, welches mein königlicher Herr mir auch in schwerer Zeit erhalten hat.

„Da Ew. königl. Majestät mein Telegramm aus Linz erhalten haben, so ist Allerhöchstdenselben bereits bekannt, warum ich sowol als General von Brandis dem Befehle, nach Fröhlich Wiederkunft zu kommen, nicht sogleich gefolgt sind. Wir hatten gleichzeitig mit dem Telegramm einen Brief an Ew. Majestät dem Bundestagsgesandten von Heimbruch zugesendet, um denselben durch einen Kurier in Allerhöchstihre Hände zu bringen. In diesem Schreiben war dargelegt, daß Ew. Majestät dringendstes Interesse Ihre sofortige Abreise nach Wien erheischte, und sowol General von Brandis als ich baten Ew. Majestät, uns die Abreise nach Wien sogleich zu gestatten, um hier Ihre Sache zu vertreten.

„Da Herr von Heimbruch dies Schreiben mit dem Bemerken zurücksendete, es sei für einen Kurier unmöglich, nach Fröhlich Wiederkunft zu gelangen, so mußten wir um so mehr überzeugt sein, daß für uns, die man ohne alle Legitimation als zu Ew. Majestät Gefolge gehörig gewiß nicht betrachten würde, die Gefangennahme und Abführung nach einer preußischen Festung sicher sein werde, wenn wir den Versuch machen würden, zu Ew. Majestät durchzubringen. Unter diesen Umständen hielten wir es beide für unsere Pflicht, nicht länger unthätig in Linz zu bleiben, sondern nach Wien zu gehen, wo nach unserer Ueberzeugung allein Ew. Majestät Interessen kräftig und erfolgreich vertreten werden können.

„Wir sind vorgestern abends spät hier angekommen, und der Oberstlieutenant von Kohlrausch, welchen ich gestern zu Ew. Majestät gesendet habe, wird Allerhöchstdenselben alle nähern Thatsachen mittheilen und meine von dem General von Brandis vollständig getheilten Ansichten eingehender entwickeln.

„Nach diesen unser Nichterscheinen bei Ew. Majestät rechtfertigenden Bemerkungen beehre ich mich, allerunterthänigst auf den Hauptinhalt des allergnädigsten Schreibens vom 10. Juli zu erwidern.

„Mit großer Freude hat es mich erfüllt, daß Ew.

königl. Majestät klare Einsicht und edles Gefühl sofort die Unrichtigkeit der von Hannover aus mitgetheilten Ansichten scharf erkannt und würdig empfunden hat.

„Ew. königl. Majestät versichere ich, daß ich in diesem ernsten Augenblicke die Lage der Dinge nur von dem Gesichtspunkte der Wohlfahrt und der Ehre Hannovers und seines Königshauses pflichtmäßig erwäge; aber in beiden Rücksichten muß ich nach meinem besten Gewissen vollkommen den Gründen beitreten, welche Ew. Majestät selbst für die Ausführung Ihres ersten Entschlusses anzuführen die Gnade gehabt haben.

„Es werden für Ew. Majestät Verbleiben auf altenburgischem Gebiet, das heißt innerhalb der preußischen Macht, zwei Gründe angeführt:

„Erstens die Stimmung in Hannover, welche einen Anschluß an Preußen verlange, und

„zweitens der Umstand, daß Ew. Majestät und des Kronprinzen Reise nach Wien den König von Preußen unversöhnlich beleidigen und daher zu einem ungünstigern Schicksale Hannovers führen könne.

„Beide Gründe halte ich für durchaus unrichtig.

„Was die Stimmung in Hannover betrifft, so habe ich allerdings aus den in meine Hände gelangten dortigen öffentlichen Blättern ersehen, daß das Organ der Demokraten, die «Zeitung für Norddeutschland», ganz

und gar für den Anschluß an Preußen plaidirt, und daß dieser Anschauung sich wunderbarerweise auch das Organ der sogenannten Conservativen, die «Nienburger Landeszeitung», anschließt.

„Die Stimme der hannoverischen Presse glaube ich aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen für nichts rechnen zu müssen.

„Denn alle diejenigen, welche theils aus landesverrätherischer Absicht, theils aus Zaghaftigkeit und Charakterlosigkeit für den Anschluß an Preußen sprechen, haben ausschließlich das freie Wort, während die treuen und charakterfesten Ansichten nicht laut werden dürfen. Da ist es denn leicht, eine öffentliche Meinung in der Presse zu machen, und es ist auch nicht zu verwundern, wenn auch sonst ruhige und einsichtsvolle Männer auf den verkehrten Weg mitgerissen werden, um so mehr, als ja natürlich nach Hannover nur allein die für Preußen günstigen Nachrichten gelangen, und man dort die immer noch großen Hoffnungen und Aussichten Oesterreichs gar nicht bekannt werden läßt.

„Was sodann zweitens die Besorgniß vor einer unversöhnlichen Erbitterung des Königs von Preußen betrifft, so kann ich auch hierin keinen Grund erkennen, Ew. Majestät beschlossene Reise nach Wien aufzugeben.

„Preußens Politik bestimmt sich nach den Interessen,

welche Graf Bismarck ohne Rücksicht auf Recht, Ehre und Treue verfolgt. Preußen wird versuchen, womöglich Hannover zu erwerben oder doch wenigstens die Militärkräfte des Königreichs in seine Hand zu nehmen. Von diesen Forderungen wird Preußen nicht ablassen, wenn es die Macht behält, sie durchzusetzen, und die persönlichen Beziehungen Ew. Majestät zum Könige von Preußen werden dabei ganz gleichgültig sein.

„Wer hat größere Rücksicht bis zum letzten Augenblicke gegen Preußen beobachtet als Hannover, das stets vermied, Preußen zu verletzen, und in seinen Bemühungen, zu vermitteln und zu versöhnen, so weit ging, daß dieselben Personen, welche jetzt zum Anschlusse an Preußen rathen, damals nicht müde wurden, Ew. Majestät Regierung als im preußischen Lager befindlich darzustellen und anzugreifen? Dennoch ist Ew. Majestät Königreich das erste gewesen, über welches Preußen herfiel, das erste, in welchem es die legitime Regierung außer Kraft setzte.

„Was haben Mecklenburg und Oldenburg ihre Rücksichten geholfen?

„Die Großherzoge müssen jetzt — ein trauriger Hohn — für ihre eigene Mediatisirung ins Feld ziehen.

„Vom guten Willen Preußens ist also in keinem Falle etwas zu erwarten, und die Ew. Majestät an-

gerathene Politik würde die Würde verletzen, ohne irgendeinen Erfolg zu erzielen, d. h. sie würde schwach und unklug zugleich sein, wie Ew. Majestät es so klar und richtig erkannt haben.

„Wenn nun die Ew. Majestät angeführten Gründe für ein Verbleiben in Fröhlich Wiederkunft nicht im geringsten stichhaltig sind, so sprechen dagegen auf der andern Seite überwiegende und höchst gewichtige Gründe für Ew. Majestät schleunige Abreise nach Wien.

„Vor allen Dingen dürfen Ew. Majestät nicht innerhalb der preußischen Machtsphäre bleiben, wo Allerhöchstdieselben von allen wahren und authentischen Nachrichten und von der Verbindung mit den Mittelpunkten der großen politischen Action abgeschnitten sind. Um das zu beschließen und zu thun, was die jedesmaligen Verhältnisse erheischen, müssen Ew. Majestät jederzeit schnell und sicher über die Vorgänge und Wandlungen an den großen Welthöfen unterrichtet und in der Lage sein, dort nach allen Richtungen Allerhöchstihre Interessen wahrzunehmen.

„Mindestens müßten also Ew. Majestät Altenburg verlassen und einen sicherern und den Verbindungen zugänglichern Ort wählen.

„Am richtigsten und würdigsten bleibt aber nach meiner innigsten Ueberzeugung für Ew. königl. Ma-

jestät der Aufenthalt in Wien bei Sr. Majestät dem Kaiser, Ihrem einzigen festen Verbündeten.

„Es ist richtig, daß Oesterreich hart getroffen ist, aber seine Macht liegt bei weitem nicht so zu Boden, wie dies vielleicht in den von Preußen beherrschten Gegenden angenommen wird.

„Die österreichische Nordarmee ist völlig wieder gesammelt und kampftüchtig, die Südarmee rückt in starken Märschen herauf und der Erzherzog Albrecht hat Entschlossenheit und das Vertrauen der Soldaten.

„Ein glücklicher Schlag kann die ganze Situation verändern, und wenn dies geschehen sollte, so werden Ew. Majestät selbst fühlen, welche Deutung Allerhöchstihr Fernbleiben im Unglück erfahren könnte.

„Nimmt man aber auch den unglücklichsten Fall an, daß nämlich Oesterreich nicht im Stande wäre, durch Waffenerfolge die Niederlage von Königgrätz wieder gut zu machen, so wird doch der Kaiser stets im Stande sein, für Ew. Majestät das zu thun, was zu thun überhaupt möglich ist.

„Oesterreich wird auch nach der größten Niederlage eine Großmacht bleiben, und zwar eine Großmacht, deren volle Kraft zu erhalten alle europäischen Mächte das dringendste Interesse haben. Frankreich insbesondere kann nicht dulden, daß Oesterreich aus Deutsch-

land ausgeschieden werde, und daß Preußen, die aggressivste und unruhigste Macht, die militärischen Kräfte Deutschlands in seiner Hand concentrire.

„Napoleon ist in diesem Augenblicke nicht völlig zum Kriege gerüstet, und zögert daher, um Zeit zu gewinnen; ich theile aber vollkommen Ew. königl. Majestät Ueberzeugung, daß Oesterreich und die deutschen Souveräne in dem Kaiser der Franzosen den besten und kräftigsten Verbündeten haben werden.

„Selbständige und einseitige Schritte in Paris zu thun, halte ich für Ew. Majestät in diesem Augenblicke nicht für gerathen, weil dieselben jetzt von keinem Erfolg sein würden, sehr gehässig beurtheilt werden und später eine Waffe des Angriffs abgeben würden, wie denn auch Herr von Beust nur im Auftrage Oesterreichs nach Paris gegangen ist. Aber es bietet sich doch eine Gelegenheit, auch von seiten Hannovers etwas in Paris zu thun, indem Se. königl. Hoheit der Herzog von Cambridge, wie mir mein Neffe, Ew. Majestät Gesandter in London, schreibt, sich bereit erklärt hat, nach Paris zu gehen und dort für die Erhaltung Hannovers zu wirken.

„Der Herzog will dabei, um einen Rechtstitel für seine Thätigkeit zu haben, seine eventuellen Erbrechte geltend machen; er hat aber dabei ausdrücklich erklärt,

daß er selbstverständlich lediglich im Interesse Ew. Majestät handeln wolle. Ich habe geglaubt, daß eine solche Thätigkeit Sr. königl. Hoheit nur nützlich sein könne, und meinem Neffen deshalb den Auftrag ertheilt, den Herzog in seinem Vorsatze entschieden zu bestärken. Wie also die Sachen auch kommen mögen, die festeste Stütze, die Ew. Majestät haben können, bleibt der Kaiser und durch ihn die französische Zurückweisung der preußischen Uebergriffe.

„Se. Majestät der König von Sachsen hat dies vollkommen erkannt und bleibt treu an der Seite seines kaiserlichen Alliirten — und ich glaube, daß der König von Sachsen sich mit Ew. Majestät in ganz gleicher Lage befindet. Er ist ein anerkannt bundestreuer Fürst, ein in seinem Lande geliebter und in ganz Deutschland hochgeachteter Regent; ich glaube fest, daß Ew. Majestät sich dem Schicksale dieses erhabenen Alliirten ruhig und unbesorgt anschließen können, und nach der dem Kaiser gemachten Anzeige Ihrer Ankunft auch anschließen müssen, wie Allerhöchstdieselben selbst ausgesprochen haben.

„Aus allen diesen Gründen glaube ich Ew. königl. Majestät dringend bitten zu sollen, Allerhöchstihren ersten Entschluß unbeirrt festzuhalten und auszuführen.

„So weit, was den Inhalt Allerhöchstihres Schreibens betrifft. Graf Bremer hat mir aber auch noch mündliche Mittheilungen gemacht, über welche Ew. Majestät Schreiben nichts enthält, und welche dazu beigetragen haben, mich über den Charakter der Ew. Majestät von Hannover aus gemachten Vorstellungen aufzuklären und dieselben als eine große politische Intrigue erscheinen zu lassen.

„Graf Bremer hat mir nämlich mitgetheilt, daß von seiten des Grafen Münster und des Sir Charles Wyke Ew. Majestät dringende Vorstellungen gemacht würden, Ihr Ministerium zu ändern und mit dem Grafen Bennigsen über die Bildung eines neuen Ministeriums zu unterhandeln. So verlange es die öffentliche Stimmung in Hannover.

„Ew. Majestät kennen und beurtheilen den Grafen Münster wie ich, und wissen wie ich, daß er in den Händen des Abgeordneten Rudolf von Bennigsen ist. Sir Charles Wyke ist eng liirt mit dem Grafen Bennigsen, und dieser ist wiederum ebenfalls von seinem Vetter, dem Präsidenten des Nationalvereins, politisch vollständig abhängig. Alle Fäden führen hiernach auf Rudolf von Bennigsen und somit auf den Grafen Bismarck zurück.

„Die Absicht, welche Preußen hat, Ew. Majestät zu

verhindern, nach Wien zu gehen und zugleich Allerhöchst-ihnen ein constitutionell preußisch gesinntes Ministerium zu geben, liegt für mich klar auf der Hand. Man will Ew. Majestät mit Männern umgeben, welche den Grundsätzen des Nationalvereins huldigen, und dabei zugleich durch constitutionelles Regiment Allerhöchst-ihre eigenen und selbständigen Entschließungen verhindern oder unwirksam machen. Preußen will dies im Wege der Verhandlung und Intrigue erreichen vor der Endentscheidung über die Geschicke Deutschlands, um sozusagen Hannover für alle Fälle vorwegzunehmen.

„Denn man weiß in Berlin sehr wohl, daß Oesterreich noch lange nicht niedergeworfen ist, und daß, selbst wenn dies gelingen sollte, Frankreich und die Großmächte die Errichtung einer preußischen Suprematie in Deutschland schwerlich zulassen würden. Man will daher Ew. Majestät vom Kaiser und Ihren bundestreuen Alliirten trennen, in constitutionelle Fesseln legen und so bei dem spätern Arrangement mit einem fait accompli hervortreten.

„Ich kann Ew. Majestät vor dieser Intrigue nur auf das dringendste warnen und ehrfurchtsvoll bitten, keinen auf Ministerveränderungen gerichteten Vorschlägen Gehör zu geben.

„Es ist ja möglich, daß später Modificationen in der Regierung eintreten müssen; dieselben werden dann aber von den Bedingungen abhängig sein, unter denen Ew. Majestät in Ihr Königreich wieder einziehen, und es wäre sehr gefährlich, wenn Ew. Majestät sich jetzt die Hände binden und der möglicherweise günstigen Wendung der Zukunft vorgreifen wollten.

„Hiernach kann ich Ew. königl. Majestät nur inständigst bitten, auf das schleunigste abzureisen und hierher zu kommen.

„Was nun die Ausführung der Reise betrifft, so bin ich der Meinung, daß insofern Vorsicht angewendet werden müsse, als Preußen, bei welchem auf Treue und Glauben ohnehin nicht zu rechnen ist, Versuche machen könnte, Ew. Majestät Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wenn es seinen fein angelegten Plan für gescheitert hält.

„Ich bin daher der unterthänigsten Ansicht, daß Ew. Majestät dem Grafen Bremer sagen und auch sonst gegen jedermann laut aussprechen, Allerhöchstdieselben hätten Ihre Reise nach Wien aufgegeben und wollten sich auf bairisches Gebiet nach Regensburg begeben, um von dort aus nach der Schweiz oder in die bairischen Alpen zu gehen. Auch Ew. Majestät Gefolge müßte nichts anderes erfahren.

„Von Regensburg aus würde ich dann Ew. Majestät unterthänigst bitten, mir sofort hierher Allerhöchstihre Ankunft mitzutheilen, damit ich anzeigen kann, ob etwa weitere Truppenbewegungen der directen Reise hierher entgegenstehen sollten.

„Um nach allen Richtungen vorsichtig zu sein, bitte ich Ew. Majestät zugleich, in Betreff der Vorschläge auf Ministerveränderungen dem Grafen Bremer allergnädigst sagen zu wollen, Ew. Majestät wollten die mitgetheilten Ansichten in Erwägung ziehen, bedürften aber dazu der Ruhe im Gebirge; Allerhöchstdieselben wollten dem Grafen Bremer überlassen, in Hannover etwaige Vorschläge genau zu präcisiren und Ihnen dann zu überbringen.

„Ich weiß, daß Ew. Majestät zu diesen Maßregeln der Vorsicht nach allen Richtungen wol nur ungern sich entschließen werden; ich halte dieselben aber für dringend geboten, ihre Anwendung einem Feinde wie Preußen gegenüber völlig gerechtfertigt und für Ew. Majestät Sicherheit unerläßlich.

„Ew. Majestät würden, wenn Allerhöchstdieselben anders handelten, als ich es allerunterthänigst mir vorzuschlagen erlaubt habe, wenn Sie der preußischen Pression, in welcher Form dieselbe auch immer geübt werden möchte, auch nur im geringsten nachgeben würden,

die Frucht Allerhöchstihrer bisherigen Politik, d. h. die Hochachtung und Bewunderung Deutschlands, nach meiner festen Ueberzeugung verscherzen, dann würde das edle Blut von Langensalza in der That umsonst vergossen sein.

„Das aber werden Ew. Majestät nie thun, dafür bürgt mir die Kenntniß der hochherzigen Festigkeit und des edeln Muthes meines königlichen Herrn.

„In jedem Falle aber bitte ich Ew. Majestät, mir allergnädigst zu erlauben, bei Sr. Majestät dem Kaiser zu bleiben und hier Allerhöchstihre Interessen zu vertreten, wo sie allein richtige Vertretung finden können.

„Indem ich Ew. Majestät nochmals meinen unterthänigsten Dank für Allerhöchstderselben mich hochbeglückendes Vertrauen auszusprechen mich beehre, verharre ich in tiefster Ehrfurcht als

Ew. königlichen Majestät

allerunterthänigster pflichtschuldigster Minister

(Gez.) Graf Platen-Hallermund."

Nachdem Graf Bremer dieses Schreiben überbracht, reiste der König sogleich ab und traf, nachdem wir kurz vor seiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt waren, in Wien mit dem Kronprinzen ein, begleitet

von seinen Flügeladjutanten, dem Geh. Cabinetsrathe und dem Adjutanten des Kronprinzen, Rittmeister von Klenck von der Garde-du-Corps.

Der Würfel war nun gefallen und der unbedingte Anschluß an die österreichische Politik geboten, denn nur durch Oesterreich konnte jetzt noch der König eine Wiederaufnahme des Kampfes und durch einen siegreichen Ausgang desselben seine verlorene Position wiedergewinnen oder bei einem Friedensschlusse mit den möglichst geringen Opfern sein Königreich erhalten.

Inzwischen war indeß in Wien die Situation ganz wesentlich verändert.

Graf Mensdorff war zur böhmischen Armee abgegangen, um sich von dem Zustande derselben und der Möglichkeit ihrer Reorganisation zu überzeugen. Er kehrte voll tiefer Entmuthigung zurück, und der Bericht, den er dem Kaiser erstattete, ließ kaum eine Hoffnung auf eine Wiederaufnahme und erfolgreiche Fortsetzung des Kampfes übrig. Graf Mensdorff war vor allem General, er hatte nur widerstrebend das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behalten und das Vertrauen der öffentlichen Meinung in den Marschall Benedek niemals getheilt. Dies alles und persönliche Kränklichkeit wirkte zusammen, um ihn

die allerdings schwer verwickelte Lage noch schwärzer ansehen zu lassen, als er es unter andern Umständen vielleicht gethan hätte.

Dazu kam, daß man nach Ungarn hin Sondirungen gemacht hatte, welche ergaben, daß man auf eine Anspannung der so reichen Militärkraft Ungarns nicht rechnen konnte. An eine nationale Erhebung der Magyaren wie zur Zeit Maria Theresia's war nicht zu denken, vielmehr war es unverkennbar, daß die Ungarn mit Befriedigung die österreichische Niederlage ansahen, von welcher sie die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche und den Zusammenbruch des bisher in Wien herrschenden Regierungsprincips erhofften.

Freilich hätte man damals wol durch die später zugestandene Autonomie und vielleicht mit geringern Concessionen, als man sie kurz darauf gewährte, die Unterstützung Ungarns erkaufen können. Allein man scheute, noch befangen in den so lange festgehaltenen Anschauungen, vor einem so kühnen Schritte zurück und wollte lieber durch die Abtretung Venetiens die Hülfe Napoleon's, als durch die Gewährung nationaler Autonomie diejenige des ungarischen Volkes erkaufen. So verhängnißvoll diese scheue Zurückhaltung gegen die Wünsche Ungarns in jenem entscheidenden

Augenblicke nun auch für Oesterreich wurde, so dürfen doch die Bedenken, welche damals in der Hofburg maßgebend waren, nicht als völlig unbegründet erklärt werden. Denn in ganz Ungarn herrschte gegen die wiener Regierung eine tiefe Erbitterung, welche auch die Anhänglichkeit an das Haus Habsburg unverkennbar zu erschüttern begann; dagegen war das ungarische Volk von lebhafter Sympathie für Preußen erfüllt und ganz entschieden abgeneigt, für die Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Deutschland zu kämpfen. Unter diesen Umständen konnte die freie Entfesselung der ungarischen Nationalkraft in jenem Augenblicke auch in hohem Grade gefährlich werden. Es wäre ein äußerstes Mittel auf Leben und Tod gewesen, welches den Organismus des österreichischen Kaiserstaates vielleicht retten, ebenso gut aber auch unheilbar zerstören konnte.

Außerdem trat Napoleon nicht in der Weise, wie man es in Wien erwartet hatte, für Oesterreich ein. Der Herzog von Gramont mochte — und in gutem Glauben — Erwartungen erweckt haben, die sich nun nicht erfüllten. Er wünschte persönlich eine energische militärische Intervention Frankreichs; er that alles, um seine Regierung zu einer solchen zu bestimmen, und glaubte auch an dieselbe, da Drouyn de l'Huys

ganz derselben Ansicht war. Noch heute ist das, was damals in Paris vorging, nicht völlig aufgeklärt.

Als die Friedensbedingungen, welche Preußen aufstellen würde, in ihren großen Umrissen in Paris bekannt wurden, beantragte Drouyn de l'Huys eine energische Einsprache unter Aufstellung eines Beobachtungs- und Demonstrationscorps am Rhein. Im ersten Augenblicke zeigte sich der Kaiser auch dazu geneigt; dann aber begann er zu zögern. Er hatte mehrere seiner Marschälle befragt, und die französische Armee schien nach deren Urtheil nicht in der Verfassung, um mit der Zuversicht des Erfolgs eine Interventionspolitik zu unterstützen, welche zu einem gewaltigen Nationalkampfe führen konnte. Denn bereits wurden in ganz Deutschland Stimmen laut, welche zu einer rücksichtslosen Zurückweisung jeder französischen Einmischung mahnten. Drouyn de l'Huys erwiderte zwar auf diese militärischen Einwendungen, daß in dem damaligen Augenblicke ein Corporal mit der französischen Fahne am Rhein genügen würde, um Frankreich die Rolle des Schiedsrichters zu sichern. Denn auch nur die Andeutung einer militärischen Demonstration am Rhein würde Preußen, das mit einer erschütterten Armee in weit vorgeschobener und trotz des Sieges gefährdeter Position stünde, in eine äußerst kritische Lage bringen

und dazu zwingen, einen erheblichen Theil seiner Streitkräfte aus Oesterreich zurückzuziehen.

Allein Drouyn de l'Huys — ich zeichne dies alles nach den mir später von jenem Staatsmanne selbst gemachten Mittheilungen auf — konnte den Kaiser Napoleon nicht zu dem von ihm als nothwendig erkannten und so dringend befürworteten Entschlusse bewegen. Napoleon versuchte seinem Charakter entsprechend, sich durch möglichst unthätige Zurückhaltung aus der Verlegenheit zu ziehen. Er scheute einen Kampf mit Deutschland, das er genauer als irgendjemand in Frankreich kannte, auf das äußerste, und wenn ihm auch Drouyn de l'Huys vorhersagte, daß er diesem Kampfe, wenn er jetzt unthätig bliebe, später doch nicht werde ausweichen können und denselben dann unter ungünstigern Verhältnissen werde aufnehmen müssen, so glaubte der Kaiser einer künftigen Gefahr durch die Reorganisation seiner Armee, die er dem Marschall Niel übertrug, begegnen zu können. Er war mit dem Resultat der Ereignisse, wenn er auch über den zerschmetternden Sieg von Königgrätz erschrocken war, dennoch nicht unzufrieden. Die Abtretung Venetiens an Italien hatte sein Wort „Frei bis zur Adria" erfüllt und der italienischen Actionspartei eine theilweise Befriedigung verschafft, sodaß er

hoffen konnte, die römische Frage, an welcher ihm vor allem gelegen war, bis auf günstigere Zeit vertagen zu können.

Die Theilung Deutschlands durch die Mainlinie entsprach im allgemeinen seinen Anschauungen und Wünschen, und was die Vergrößerung Preußens betraf, so hoffte er dieselbe durch Compensationen ausgleichen zu können, zu denen die preußische Regierung durch die ihr aus der Assimilirung der neu erworbenen Gebietstheile erwachsenden Verlegenheiten gezwungen werden würde. Zwar wurde ihm durch den Grafen Bismarck zu jener Zeit durchaus keine Veranlassung zu solcher Voraussetzung gegeben, denn nach der Schlacht von Sadowa wies der preußische Ministerpräsident alle solche mehr oder weniger directen Andeutungen auf das entschiedenste und selbst schroff zurück. Ja er nahm die ziemlich vorsichtig auftretende Vermittelung Napoleon's nur kühl widerstrebend auf und sprach es dem französischen Botschafter Benedetti unumwunden aus, daß die französische Einmischung ihm lästige Verlegenheiten bereite.

Indeß Napoleon hielt an seiner Anschauung fest; er setzte voraus, daß Preußen nach dem Frieden durch innere Verlegenheiten und durch die Furcht vor einem neuen Kampfe nach so erschöpfendem Kriege gefügiger

werde gemacht werden, und wies die dringenden Vorstellungen seines Ministers Drouyn de l'Huys definitiv zurück, der damals schon den bald darauf ausgeführten Entschluß faßte, sein Portefeuille niederzulegen.

Oesterreich konnte also von Napoleon nichts erreichen als die Zusicherung, daß die europäische Stellung des habsburgischen Kaiserstaates nicht erschüttert werden solle, — woran preußischerseits auch gar nicht gedacht wurde. In Bezug auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse konnte von Frankreich keine Unterstützung erwartet werden, und man überzeugte sich in Wien, daß Preußen nach dieser Richtung hin an seinen Forderungen unbedingt, selbst auf die Gefahr einer Fortsetzung des Krieges, festhalten werde.

Unter diesen Umständen gewann in Wien jene Anschauung wieder die Oberhand, welche in Deutschland nur eine Fessel für die europäische Macht Oesterreichs erblickte und die vollständige Trennung von Deutschland mehr für eine Stärkung als für einen Verlust des Kaiserstaates ansah.

So bitter der Stolz des Kaisers Franz Joseph auch die zu erleidende Demüthigung empfand, welche um so peinlicher war, je mehr er sich persönlich noch bei dem frankfurter Fürstentage mit den Ansprüchen

Oesterreichs auf die Führung in Deutschland identi-
ficirt hatte, so fanden jene Anschauungen auch in sei-
nem zu plötzlichen Aufwallungen und ebenso plötzlichen
Entmuthigungen neigenden Geiste Eingang und wur-
den für die österreichische Politik maßgebend.

Der fernere Widerstand wurde aufgegeben, die
Preisgebung Deutschlands beschlossen.

Nach dieser Wendung der Verhältnisse und der
Ansichten in Wien, welche man vor uns noch sorg-
fältig zu verbergen suchte, wurde unsere Stellung dort
ziemlich peinlich. Graf Ingelheim kam seltener zu uns;
er war traurig und niedergeschlagen, denn die öster-
reichische Politik, welche er uns gegenüber doch nicht
abfällig beurtheilen durfte, widersprach vollständig sei-
nen persönlichen Ueberzeugungen und den Versiche-
rungen, welche er in gutem Glauben bis zum letzten
Augenblicke wiederholt hatte.

Die Ankunft des Königs mußte unter diesen Um-
ständen fast eine Verlegenheit für den Kaiser und die
österreichische Regierung werden.

Aber der König war bereits unterwegs und traf,
wenn ich nicht irre, am 19. Juli in Wien ein.

Schon bei seinem Empfange wurde der in den Ver-
hältnissen eingetretene Rückschlag fühlbar.

Der Kaiser, welcher kurz zuvor den König von Sachsen

persönlich empfangen, erschien zu unserm Befremden nicht auf dem Bahnhofe, sondern sendete den Feldmarschallieutenant Baron Reischach zur Begrüßung seines erhabenen Gastes. Wenn auch der König eigentlich officiellen Empfang verbeten hatte, so hatten wir doch unter den obwaltenden Verhältnissen — wie dies auch bei der Ankunft des Königs von Sachsen geschehen war — das persönliche Erscheinen des Kaisers erwartet, und auch der König schien eine solche Aufmerksamkeit wol eigentlich vorausgesetzt zu haben.

Der König trug nun die bei Langensalza fehlende Oberstenuniform seines österreichischen Infanterieregiments „König von Hannover“ und fuhr sogleich vom Bahnhofe nach der Hofburg.

Die Begrüßung der beiden hohen Herren war überaus herzlich. Der Kaiser sprach seine höchste Bewunderung über die Haltung des Königs und der Armee bei Langensalza aus, — der König gab seinem unerschütterlichen Vertrauen zu dem endlichen Siege der Principien, die er für gottverordnetes, geheiligtes Recht hielt, Ausdruck; aber der Kaiser enthielt sich jeder Aeußerung über die politische Lage, jeder ermuthigenden Versicherung, und der König konnte sein Befremden über diese Zurückhaltung, die er nicht erwartet, kaum verbergen.

Der König nahm seine Wohnung in dem Hause Wallnerstraße Nr. 9. In dem zweiten Stockwerk dieses Hauses wohnte der hannoverische Gesandte General von dem Knesebeck, die übrigen Räume wurden von der Besitzerin Gräfin Wilczeck dem Könige und dem Kronprinzen zur Verfügung gestellt.

Unmittelbar nach der Ankunft des Königs in der für ihn bereit gestellten Wohnung erschien der Kaiser, um seinen Besuch zu machen, Doppelposten wurden vor dem Hause aufgestellt, und dann fuhren alle in Wien anwesenden Erzherzoge und Erzherzoginnen nacheinander vor. Ihnen folgten die Equipagen aller Würdenträger und des gesammten hohen Adels von Wien; von allen Seiten, auch von der Bevölkerung, wurden dem Könige Beweise der Bewunderung und der sympathischen Theilnahme entgegengebracht, und in dieser Beziehung hätte der Empfang des Königs nicht glänzender, nicht ermuthigender sein können.

Der König war durch denselben auch freudig bewegt; er sprach der Vertretung der wiener Bürgerschaft, welche ihn ebenfalls zu begrüßen kam, sein Vertrauen zu dem Stern Oesterreichs aus. Mir war es freilich damals schon klar, daß von dem guten Willen Oesterreichs für die Sache des Königs nichts zu erwarten war und daß wir lediglich auf unsere

eigene Thätigkeit angewiesen bleiben würden, um zu retten, was überhaupt noch zu retten möglich sein mochte. Denn bereits wurde in den preußischen Zeitungen von Gebietserwerbungen mit besonderm Hinweis auf Hannover immer deutlicher gesprochen, und die österreichische Presse, soweit sie der Regierung nahe stand, hatte solchen Andeutungen und Forderungen gegenüber nur dumpfes Stillschweigen.

VII.

Stellung des Königs zu Oesterreich. — Thätigkeit zur Vertretung der Interessen des Welfenhauses. — Stellung der europäischen Höfe zur hannoverischen Frage. — Die hannoverischen Beziehungen zu England. — Der Welfenorden. — Prinzeß Mary von Cambridge und der Herzog von Teck. — Vergeblicher Versuch England zu einer Intervention zu Gunsten des Königs zu bestimmen. — Die Reise des Herrn von Beust nach Paris. — Erhaltung Sachsens. — Herr von Beust der österreichische Zukunftsminister. — Der Staatsrath Klindworth, seine Vergangenheit, sein Einfluß. — Sendung des Generals von dem Knesebeck an den Kaiser Alexander II. — Stellung Rußlands. — Theilnahme des Kaisers für den König. — Sendung des Generals von Manteuffel nach Petersburg. — Brief des Königs Georg an den König von Preußen nach Nikolsburg. — Verweigerung der Annahme desselben. — Finanzielle Lage des Königs. — Vorschlag des Kaisers von Rußland, dem Kronprinzen Ernst August Braunschweig zu sichern gegen den Verzicht auf Hannover. — Bestimmte Ablehnung dieses Vorschlags. — Pläne, die Annexion von Hannover durch die Abdankung des Königs abzuwenden. — Graf Münster. — Bereitwilligkeit des Königs, abzudanken. — Sendung des Freiherrn von Hodenberg nach Berlin, um die Stellung der preußischen Regierung klarzustellen. — Bericht des Herrn von Hodenberg über seine Unterredung mit dem Grafen Bismarck.

Nachdem wir uns nun mehr und mehr überzeugt hatten, daß an eine Wiederaufnahme der militärischen

Operationen von seiten Oesterreichs nicht zu denken sei, und daß auch auf einen ernstlichen guten Willen des wiener Cabinets, die Interessen des Königs in der beginnenden diplomatischen Campagne zu vertreten, nicht zu rechnen sein werde, kam es darauf an, alle Mittel anzuwenden, um selbständig das hereingebrochene Unglück in die möglichst engsten Grenzen einzuschließen und für Hannover und das Welfenhaus so viel zu retten, als möglich war. Dazu mußte nun zunächst eine möglichst energische und einheitliche Wirkung auf die öffentliche Meinung in Oesterreich selbst und besonders in Wien hergestellt werden, um durch den Druck derselben den Kaiser und die Regierung zur Vertretung der Interessen Hannovers zu bewegen und an die Ehrenpflicht gegen den König zu erinnern.

Ich muß, um nach allen Seiten gerecht zu sein, in dieser Beziehung hervorheben, daß eine eigentlich rechtliche Verbindlichkeit, die hannoverischen Interessen bei den Friedensverhandlungen zu vertreten, für Oesterreich nicht bestand. Der König war nicht der völkerrechtliche Verbündete des Kaisers von Oesterreich; er hatte das ihm mehrfach angebotene Bündniß ganz klar und bestimmt zurückgewiesen, er hatte bei dem Ausmarsch seiner Armee nur die Absicht gehabt und kundgegeben, diese aus der preußischen Machtsphäre fortzuführen, und

war durch die unerklärlichen Märsche und die unglückliche Verkettung der Verhältnisse in die Lage gedrängt worden, sich gegen einen Angriff vertheidigen zu müssen, infolge dessen die Umzingelung und Capitulation der Armee stattfand.

Der Kaiser von Oesterreich hatte also völkerrechtlich keinerlei Verpflichtung, bei den Friedensverhandlungen die Sache Hannovers in irgendeiner Form unter die von ihm zu stellenden Bedingungen aufzunehmen; eine Ehrenpflicht dazu aber ließ sich nicht ableugnen — denn Hannover war ein Opfer seines Festhaltens am Deutschen Bunde geworden, und der König war in die Lage, in der er sich befand, durch die deutsche Politik Oesterreichs hineingedrängt worden. Auch war durch den österreichischen Gesandten zu verschiedenen Zeitpunkten wiederholt die feierliche Versicherung gegeben worden, daß Oesterreich die Waffen nicht aus der Hand legen werde, ohne das Recht und die Existenz der deutschen Bundesfürsten und Staaten mit all seinen Kräften bis aufs Aeußerste vertheidigt zu haben.

Freilich muß man wol auch wieder anerkennen, daß bei der absoluten Zurückhaltung, in welcher der Kaiser Napoleon beharrte, und bei der Ueberzeugung, welche man in Wien von der Unmöglichkeit eines weitern militärischen Widerstandes gewann, jede Be-

mühung Oesterreichs für Hannover kaum erfolgreich hätte sein können — indeß es mußte auch in dieser Richtung versucht werden, was immerhin möglich war, und es gelang auch in kurzer Zeit, einen ziemlich ausgedehnten Einfluß auf die österreichische Presse zu gewinnen, durch welchen die in der wiener Bevölkerung bestehenden lebhaften Sympathien für den König und seine Sache erhalten und immer von neuem angeregt wurden.

Der bekannte Herr Zang stellte mir für die Vertheidigung der hannoverischen Interessen bereitwilligst sein Organ, die alte „Presse", zur Verfügung, und es wurden in diesem Journal nicht nur unsere Darstellungen der diplomatischen und militärischen Vorgänge, welche zur Katastrophe von Langensalza geführt hatten, veröffentlicht, sondern es wurde auch sonst täglich daran erinnert, daß die Erhaltung Hannovers in möglichster Kraft und Selbständigkeit für Oesterreich selbst von höchstem Interesse sei.

Außerdem fanden sich bald zahlreiche Literaten ein, welche den Redactionen der verschiedenen wiener Blätter angehörten und zugleich als Correspondenten für das Ausland thätig waren und uns ihre Dienste anboten. Ich organisirte, so gut als es in der Eile möglich war, diese verfügbaren Kräfte und vereinigte

dieselben zu einer regen journalistischen Thätigkeit, obwol ich von vornherein wenig Vertrauen in den Erfolg setzte, den sie auf die Entschließungen der österreichischen Regierung würden haben können.

Es zeigte sich denn auch bald eine deutlich bemerkbare Gegenströmung, welche von der österreichischen Preßleitung ausging, die damals in den Händen des Hofraths von Hell lag, und es machte sich damals schon fühlbar, daß die Anwesenheit des Königs in Wien und unsere politische Thätigkeit von dem Kaiser und der österreichischen Regierung als eine lästige und peinliche Verlegenheit empfunden wurde, ein Umstand, der auch in den immer seltenern und kühlern Beziehungen zwischen dem Könige und dem durch die politische Lage allerdings auf das äußerste in Anspruch genommenen Kaiser Franz Joseph erkennbar hervortrat.

Neben dieser auf die diplomatische Action Oesterreichs gerichteten Thätigkeit kam es dann weiter darauf an, auch selbständig zu handeln, um die Zulassung zu den Friedensverhandlungen und möglichst günstige Bedingungen bei denselben zu erreichen.

Unter den europäischen Höfen konnten in jenem Augenblick auf den Gang der Verhandlungen und die Entschließungen Preußens nur Frankreich und Rußland von Einfluß sein: Frankreich durch die von Oesterreich

ihm gewissermaßen zugewiesene und von Preußen, wenn auch nicht anerkannte, so doch thatsächlich angenommene Vermittlerrolle; Rußland durch die nahen Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen, in denen der Kaiser Alexander ebenso zum Könige Wilhelm wie zum Könige Georg stand.

England hatte sich von dem Gange der deutschen Politik während des ganzen Conflicts officiell vollkommen fern gehalten; es machte keinen Versuch, sich in die Friedensverhandlungen zu mischen, und eine Vermittelung von englischer Seite konnte bei dem geringen Einfluß, welchen Verwandtschaftsbeziehungen des königlichen Hauses auf die Entschließungen der vom Parlament abhängigen Minister ausüben, kaum gehofft werden. Dazu kam, daß die persönlichen Beziehungen zwischen dem Könige Georg und der Königin Victoria trotz der freundlichen und artigen Formen nicht die innigsten waren. Die frühern Bestrebungen der englischen Tories, für die Thronfolge in England das Salische Gesetz einzuführen, mochten bei der Königin nicht völlig vergessen sein; kleine Verstimmungen kamen dazu, wie es denn schon den König Ernst August verletzt hatte, daß den englischen Unterthanen die Annahme des hannoverischen Welfenordens von der Königin nicht gestattet wurde. Früher, solange die beiden Kronen ver-

einigt waren, hatten die Könige von England und Hannover diesen ihren Hausorden auch an englische Unterthanen verliehen; aber gleich nach der Trennung der Königreiche erhielten die hannoverischen Ordensverleihungen nicht mehr die Genehmigung der Königin, nach dem in England bestehenden Grundsatze, daß englischen Unterthanen überhaupt die Annahme und das Tragen ausländischer Orden nicht gestattet wird, abgesehen von dem Falle, daß die englische Armee mit der eines verbündeten Staates gemeinschaftlich im Felde steht oder daß ein englischer Botschafter einem fremden Souverän den Hosenbandorden überbringt. Der König Ernst August wie der König Georg sahen in dieser Zurückweisung des hannoverischen Welfenordens, der von einem Könige von England gestiftet war und den Namen des gemeinsamen, auch dort regierenden Hauses trug, eine Verletzung der Rücksichten gegen die männliche Linie, und fuhren bei verschiedenen Gelegenheiten nichtsdestoweniger fort, den Welfenorden zu verleihen, ohne daß jemals dessen Annahme von der Königin erlaubt wurde. Dazu kamen Differenzen, welche sich aus der Stellung des Königs als Chef des welfischen Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg ergaben. Als solcher hatte er auch die hausgesetzliche Zustimmung zu den Vermählungen der englischen Prinzessinnen zu

ertheilen, und gerade in jenem Augenblick schwebte in dieser Beziehung eine ziemlich peinliche Differenz.

Die Prinzessin Mary von Cambridge hatte sich am 12. Juni 1866 unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges mit dem Herzoge von Teck vermählt, und der König Georg, obwol er dem Herzoge von Teck, der häufig in Hannover gewesen war, persönlich sehr wohl wollte, hatte die hausgesetzliche Zustimmung zu dieser Ehe, von der die Apanagirung der Prinzessin Mary abhängig war, nicht ertheilt. Da der Herzog von Teck von dem Herzog Alexander von Würtemberg aus der Ehe mit der nicht ebenbürtigen Gräfin von Hohenstein, geborenen Gräfin Rhédey, abstammte, so sah ihn der König trotz des ihm vom Könige von Würtemberg verliehenen und mit dem Prädicat Durchlaucht verbundenen Fürstentitels ebenfalls nicht als ebenbürtig an und betrachtete die Ehe der Prinzessin Mary, gegen welche er an sich nichts einzuwenden hatte, als eine morganatische.

Bald nach der Ankunft des Königs in Wien war auch der Herzog von Teck mit seiner Gemahlin dort erschienen, um des Königs Zustimmung zu erlangen; allein ihre Bemühungen stießen trotz der Liebenswürdigkeit, mit welcher sie empfangen wurden, auf entschiedenen Widerstand. Während am englischen Hofe

die Prinzessin Mary als Herzogin von Teck bezeichnet wurde, wurde beim Könige streng die Titulatur beibehalten: Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin von Cambridge und Se. Durchlaucht der Herzog von Teck. Bei der Tafel saß die Prinzessin zur Rechten des Königs, während der Herzog von Teck nach seinem Range seinen Platz erhielt und officiell nicht als Verwandter des königlichen Hauses behandelt wurde.

Dies mußte natürlich die Königin von England, welche an ihrem Hofe diese Ehe als vollgültig anerkannte, als eine empfindliche Verletzung ihrer königlichen Rechte empfinden; dennoch blieb in allen äußern Beziehungen das freundlichste Verhältniß erhalten.

Lord Bloomfield, der englische Botschafter in Wien, empfing den König mit aller der dem Vetter seiner Königin und dem Chef des königlichen Gesammthauses gebührenden Auszeichnung und Ehrerbietung. Er veranstaltete zu Ehren desselben ein großes Fest in seinem Hotel, bei welchem die gesammte Diplomatie und die ganze österreichische Aristokratie erschienen, und stellte sich für alle persönlichen Angelegenheiten des Königs zu seinen Diensten.

Trotz der vorstehend bezeichneten Verhältnisse hielt es der König dennoch für nöthig, einen vertraulichen Versuch zu machen, um die Königin von England zu

einer Einwirkung zu Gunsten Hannovers zu bestimmen, und die Königin, großherzig hinwegsehend über jene kleinen Verstimmungen, sprach auch über die Sache mit dem Grafen Derby, welcher seit dem 6. Juli die Präsidentschaft des Cabinets übernommen hatte, und dem Staatssecretär des Aeußern Lord Stanley. Beide Minister wiesen aber jede Einmischung in die Friedensverhandlungen und jede, auch die vertraulichste und vorsichtigste Intervention zu Gunsten Hannovers auf das allerentschiedenste zurück und erklärten sich, schon damals an der Annexion des Königreichs nicht zweifelnd, nur bereit, für die möglichst günstigste Regelung der persönlichen Stellung des Königs demnächst ihre Vermittelung eintreten zu lassen.

Wäre zu jener Zeit ein Toryministerinm am Ruder gewesen, so hätte sich die Stellung Englands vielleicht anders gestaltet — denn die Mitglieder der Torypartei hatten stets eine besondere Verehrung für die königliche Linie von Hannover. Allein auch ein Toryministerium würde kaum mit wirklichem Nachdruck und über die Grenzen friedlicher Wünsche hinaus für die Erhaltung Hannovers eingetreten sein. England als solches hatte an dieser Frage zu wenig eigentliches Interesse, und jede Einmischung in dieselbe, welche zu einem Bruch mit Preußen hätte führen können, wäre

von keinem Ministerium vor dem Parlament zu rechtfertigen gewesen, so sehr auch vielfach im englischen Volke selbst sich sympathische Theilnahme für den König Georg kundgab.

Herr von Beust war zu jener Zeit mit dem Könige von Sachsen nach Wien gekommen. Schnell entschlossen fuhr er nach Paris, erinnerte den Kaiser Napoleon an die treue Bundesgenossenschaft, welche der König Friedrich August von Sachsen Napoleon I. auch in dessen Unglück bis zum letzten Augenblicke gehalten, und stellte es dem für alle Traditionen seines Hauses so pietätvoll empfänglichen Kaiser als eine Ehrenpflicht vor, nun seinerseits dem Nachkommen jenes treuen Freundes seines Oheims den Thron zu erhalten.

Die Annexion von Sachsen war in Berlin beschlossen; man legte dort entschiedenen Werth auf dieselbe, und die Haltung Sachsens vor dem Kriege gab mehr Veranlassung für eine so einschneidende Maßregel, als es diejenige Hannovers gethan.

Herr von Beust wußte indeß mit der glänzenden Beredsamkeit, welche ihm eigenthümlich ist, den Kaiser Napoleon so siegreich von seiner Ehrenpflicht gegen den König von Sachsen zu überzeugen, daß der Kaiser im preußischen Hauptquartier bestimmt erklären ließ, er werde die Annexion von Sachsen als Kriegsfall ansehen.

Nachdem dieses Wort einmal gesprochen war, würde der Kaiser, so abgeneigt er dem Kriege auch war, dennoch vor den äußersten Schritten nicht zurückgewichen sein, wenn man seine Forderung unbeachtet gelassen hätte — er hätte dies nicht gekonnt, ohne das Prestige in Europa und im eigenen Lande, welches er damals noch besaß, mit einem Schlage zu verlieren. Man zweifelte auch in Berlin nicht daran und war gewiß auch von dem Zustande der französischen Armee, der dem Kaiser so schwere Bedenken gegen eine militärische Action einflößte, nicht im vollen Maße unterrichtet. Eine französische Diversion am Rhein wäre zu jener Zeit eine schwere Gefahr für Preußen gewesen und hätte dasselbe gezwungen, für die reichen Früchte des Sieges, die es schon in der Hand hielt, einen zweiten Kampf von unabsehbarer Ausdehnung aufzunehmen.

Die Forderung Napoleon's wurde also zugestanden und die Erhaltung des sächsischen Thrones unter der Bedingung versprochen, daß Sachsen vollständig in die militärische Organisation des Deutschen Bundes sich einfüge.

Zu jener Zeit schon wurde Herr von Beust zum künftigen leitenden Minister für das an großen, weitblickenden Staatsmännern wenig productive Oesterreich ausersehen. Der Kaiser Franz Joseph war hingerissen

von der geistvollen Unterhaltung des sächsischen Ministers, der ihm in jenen Tagen als Rathgeber seines Alliirten näher getreten.

Die Vorbereitungen Sachsens zum Kriege waren musterhaft gewesen. Herr von Beust hatte gezeigt, daß er ganz und mit aller Kraft zu wollen und zu handeln verstand, und der Kaiser mußte sich sagen, daß, wenn Oesterreich durch einen ebenso umsichtigen und thätigen Staatsmann in gleicher Weise gerüstet in den Kampf eingetreten wäre wie Sachsen, der Ausgang nicht so vernichtend für die österreichische Macht und den österreichischen Stolz gewesen sein würde.

Die erste Anregung, Herrn von Beust die Regeneration der österreichischen Monarchie anzuvertrauen, welche von dem Kaiser Napoleon ausging, fiel daher bei dem Kaiser Franz Joseph auf einen ungemein fruchtbaren und wohlvorbereiteten Boden. Es spielte bei dieser Anregung eine merkwürdige und geheimnißvolle Persönlichkeit, der Staatsrath Klindworth, eine zwar dunkle, aber wirksame Rolle, und es mögen daher gleich hier über diesen dem großen Publikum wenig bekannten Mann, welcher bestimmt war, in späterer Zeit auch dem Könige von Hannover in unglückselig verhängnißvoller Weise näher zu treten, einige Bemerkungen ihren Platz finden.

Klindworth stammte aus dem Hannoverischen und soll der Sohn eines englischen Mechanikers in Göttingen sein. Er studirte Philologie und versuchte vergeblich, sich an der heidelberger Universität eine Stellung als Privatdocent zu verschaffen. Im Jahre 1819 kam er nach Berlin, wo seine Schwester im Hause des portugiesischen Gesandten Lobo da Silveira, Grafen von Oriola, welcher später in preußische Dienste trat und im Jahre 1846 als preußischer Geheimer Rath starb, lebte. Hier machte er die Bekanntschaft von Ancillon, Kamptz und Schuckmann und wurde gelegentlich publicistisch verwendet. Er war bis dahin radicaler Demokrat und Mitglied der geheimen revolutionären Gesellschaften gewesen. Seine Kenntniß der Verzweigungen dieser Gesellschaften verwerthete er der Regierung gegenüber, vermochte sich jedoch dadurch, da sein Treiben, wenn auch gelegentlich benutzt, verächtlich erschien, keinen festen Boden zu schaffen. Er trieb zahllose Ränke und Intriguen und mußte Berlin wieder verlassen.

Er bot seine Dienste dem hannoverischen Premierminister Grafen Münster an. Dieser, ein vollkommener Gentleman und großer Herr von edelsten Gesinnungen, wies ihn zurück, und von daher datirte sich bei ihm ein bitterer Haß gegen Hannover und das hannoverische Königshaus.

Auf eine nicht völlig aufgeklärte Weise kam er später, in Verbindung mit einer Gräfin Görtz-Wrisberg, in die Dienste des Herzogs Karl von Braunschweig, bei welchem er bis zu dessen Sturz im Jahre 1830 blieb und an dessen halb wahnsinniger Regierung er einen verhängnißvollen Antheil nahm.

Nach der Flucht des Herzogs tauchte Klindworth wieder als geheimer österreichischer Agent auf und es gelang ihm, als solcher bei Gentz und dem Fürsten von Metternich eine in der That bedeutungsvolle Rolle zu spielen. Besonders verwendete ihn das österreichische Cabinet zur geheimen Beobachtung der Gesandten und zur Anknüpfung verborgener Fäden, welche man noch nicht in die Hände der officiellen Diplomatie legen wollte. Er wurde an die fremden Höfe gesendet und überall wußte er sich durch seine scharfe Beobachtungsgabe, durch sein bis in die kleinsten Details treues Gedächtniß, durch seine Kenntniß des Staatsrechts und durch seine eminente Ueberredungsgabe großen Einfluß und Zutritt durch die Hinterthüren der Cabinete und Kanzleien zu verschaffen. Er trug niemals Bedenken, neben seiner Thätigkeit für Oesterreich auch andern Regierungen zu bestimmten Zwecken seine Dienste zu widmen. Er kannte alle europäischen Souveräne und Minister, insbesondere war er in Würtemberg lange thätig; nur

allein, wie er häufig voll Bitterkeit selbst sagte, dem Könige Wilhelm von Preußen und dem Grafen Bismarck hatte er sich niemals nähern können.

Er strebte niemals nach äußerlich glänzenden Stellungen, vielleicht in dem Bewußtsein, daß sein Vorleben ihn zu solchen völlig unfähig machte; wohl aber suchte er Macht und Einfluß zu gewinnen, und es gelang ihm dies auch stets in hohem Grade, wobei er immer auf das äußerste Sorge trug, daß seine Thätigkeit, ja seine Existenz mit dem tiefsten Geheimniß verhüllt bleibe und niemals über die engste Intimität der Cabinete hinaus bekannt werde. Seine Neigung und sein Geschick für die Intrigue war grenzenlos und wurde nur noch überboten durch seine unersättliche Geldgier; denn er ließ sich die Dienste, die er leistete, sehr theuer bezahlen und verstand es außerdem noch, unbekümmert um die Mittel, sich bei jeder Gelegenheit immer wieder neue, reiche Geldquellen zu öffnen.

Nach dem Tode des Fürsten Metternich fungirte er als Agent bald dieser, bald jener Regierung und kam endlich durch den Herzog Karl von Braunschweig mit Napoleon in Verbindung, welcher seine große Geschicklichkeit zu schätzen und zu verwerthen wußte. Er verstand es auch hier wieder, aus den reichgefüllten Kassen des unglücklichen Herzogs Karl, der sonst nicht

eben freigebig war, mit vollen Händen zu schöpfen, indem er ihn fortwährend glauben machte, daß Napoleon für die Wiedereinsetzung des Herzogs auf den braunschweigischen Thron eintreten werde — ja, man hat mir sogar in Paris von sehr glaubwürdiger Seite erzählt, daß er angeblich im Auftrage Napoleon's mit dem Herzoge einen Vertrag geschlossen habe, nach welchem der Herzog im Falle eines siegreichen französischen Krieges gegen Deutschland zum Kaiser von Norddeutschland gemacht werden solle!

Seine Verbindungen in Wien gab er niemals auf. Unter dem Ministerium Belcredi wollte man dort wegen seiner Verbindungen in Paris nichts von ihm wissen; aber immer verstand er es, sich in den höchsten Hofkreisen Gehör und Einfluß zu erhalten, da man dort mit tiefer pietätvoller Verehrung auf die Staatsleitung Metternich's zurückblickte und Klindworth sich als den letzten überlebenden Gehülfen und Vertrauten des großen Staatskanzlers darzustellen wußte.

Von Paris wurde er häufig an die deutschen Höfe gesendet, so auch noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 nach Dresden, wo er mit Herrn von Beust in nähere Verbindung getreten war. Zu gleicher Zeit aber hatte er sich mit dem verhängnißvoll bekannten Grafen Langrand-Dumonceau in eine enge

Verbindung zu setzen gewußt und leistete demselben gegen namhaften Gewinnantheil erhebliche Dienste bei dessen schwindelhaften Actienunternehmungen, welche eine Zeit lang einen fast märchenhaften Erfolg hatten und ungeheuere Kapitalien in die Hände des modernen Law zusammenfließen ließen. Er gab Langrand den Gedanken ein, das in katholischen Händen befindliche Kapital, in großen Bankunternehmungen vereinigt, den katholischen Interessen dienstbar zu machen, und wußte für diesen Gedanken in Rom mächtige Unterstützung zu finden.

Er fungirte dann als diplomatischer Agent und Rechtsbeistand des Grafen Langrand. An allen Höfen und in den hochfürstlichen Kreisen wußte er diesen als den Vertreter der conservativ-monarchischen und katholischen Interessen darzustellen, und es war eine Folge seines geheimen Einflusses, daß der größte Theil des Vermögens des minorennen Fürsten von Thurn und Taxis den Händen Langrand's anvertraut wurde, wofür später, als der Schwindelbau zusammenbrach, der Kaiser von Oesterreich als Vormund des Fürsten eintreten mußte.

Es würde hier zu weit führen, alle Thaten Klindworth's aus jener Zeit, aus welcher ich sehr genaue Aufzeichnungen besitze, anzuführen. Ich werde später leider noch Gelegenheit haben, auf diesen Mann und seine traurige Wirksamkeit zurückzukommen.

Er mochte vielleicht am besten und klarsten vorausſehen, daß das Gebäude des Grafen Langrand in kürzerer oder längerer Zeit unrettbar zuſammenbrechen müſſe, und ſuchte deshalb im Jahre 1866, als er ſah, daß das bisherige Syſtem in Oeſterreich an ſein Ende gekommen ſei, den feſten Boden eines weitausgedehnten politiſchen Einfluſſes wiederzugewinnen. Dabei machte er den eifrigen Vermittler für die Berufung des Herrn von Beuſt zum öſterreichiſchen Miniſter und hatte dieſerhalb eine geheime Zuſammenkunft mit Herrn von Beuſt in Salzburg. Daß er dabei Oeſterreich einen wirklich großen Dienſt für die Wiederaufrichtung der Monarchie leiſtete, war wol der geringſte Beweggrund für ihn; vielmehr hoffte er unter einem neuen öſterreichiſchen Regiment, an deſſen Begründung er mit thätig geweſen, wieder eine große und einträgliche politiſche Rolle ſpielen zu können, was ihm denn auch für eine Zeit lang in der That gelang.

Ich ſelbſt lernte Klindworth erſt im Jahre 1868 kennen. Er war damals ein hoher Siebziger, aber unermüdlich rüſtig und geiſtig friſch wie ein junger Mann. Sein Aeußeres war in der That abſchreckend häßlich: ein dicker Kopf mit ziemlich groben, plumpen Zügen ſaß auf einem kurzen Halſe und einer eckig

gedrungenen Figur; seine Bewegungen waren hastig und ohne jede Anmuth, seine Augen stechend, durchdringend und listig verschlagen. Er trug stets einen langen, weiten Rock und machte auf den ersten Blick den Eindruck eines Schulmeisters oder Bureaubeamten. Trotzdem die ganze Erscheinung durchaus unsympathisch berührte, war es dennoch schwer, sich völlig von seinem Einflusse frei zu halten — denn er wußte mit einer so scharfen Dialektik zu sprechen, seine Gründe so überzeugend aneinanderzufügen und zu gruppiren, daß man unwillkürlich gefangen genommen wurde; dazu kam ein unendlich lebhaftes und ausdrucksvolles Mienenspiel, das jedem seiner Worte noch eine besonders bedeutungsvolle Nuance zu geben schien, und er verstand es so vortrefflich, die Miene treuherziger Bonhomie anzunehmen und festzuhalten — dann wieder durch eine fast cynische Offenheit seine Hintergedanken zu verbergen, daß man in der That gefangen genommen wurde und Mühe hatte, ihm gegenüber sich völlig freie Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren.

Als der König von dem Erfolge der Reise des Herrn von Beust nach Paris durch eine vertrauliche Mittheilung des Königs von Sachsen erfuhr, hatte er den Gedanken, sich auch seinerseits direct an den Kaiser Napoleon zu wenden und dessen Vermittelung zu seinen

Gunsten anzurufen, wobei er auf die persönlich freundschaftliche Annäherung rechnete, welche in Baden-Baden zwischen ihm und dem Kaiser stattgefunden hatte.

Graf Platen widerrieth indeß einen solchen Schritt auf das entschiedenste, und ich unterstützte ihn darin aus voller Ueberzeugung. Graf Platen machte geltend, daß eine Anrufung der französischen Vermittelung, wenn sie erfolglos bliebe und in Deutschland bekannt würde, den böseſten Eindruck namentlich auch im hannoverischen Lande selbst machen würde, wo die alten Traditionen aus der Zeit des ersten Napoleon noch lebendig seien. Daß aber die Anrufung der französischen Vermittelung Erfolg haben solle, sei nicht abzusehen, denn für ein Eintreten Frankreichs zu Gunsten Hannovers könnte nicht, wie durch Herrn von Beust für Sachsen geschehen, die treue Bundesgenossenschaft mit dem ersten Kaiser als Motiv angerufen werden, und was Napoleon für Sachsen gethan, werde er niemals für Hannover zu thun geneigt sein, um so weniger, da Preußen, nachdem es in Betreff Sachsens nachgegeben, gewiß zu keinen weitern Concessionen an Frankreich sich verstehen werde. Auch hatte auf vorsichtige Sondirungen hin der Herzog von Gramont, obwol er dem Könige die größten Aufmerksamkeiten erwies, achselzuckend und ausweichend die Möglichkeit

einer weitern französischen Einmischung in die Friedensverhandlungen angedeutet.

Der König gab also diese Idee sogleich auf. Dagegen beschloß er, was jedenfalls am würdigsten und zugleich aussichtsvollsten erschien, sich direct an den Kaiser Alexander von Rußland zu wenden, der ihm ja noch unmittelbar vor der Schlacht von Langensalza die Bereitwilligkeit zur Vermittelung selbst kundgegeben hatte. Er beauftragte den General von dem Knesebeck, seinen Gesandten in Wien, in dessen Hause er wohnte, nach Petersburg zu reisen, um den Kaiser Alexander zu bitten, daß er zu Gunsten Hannovers bei dem Friedensschluß interveniren möge. Gerade von einer Intervention des Kaisers von Rußland mußte zu jener Zeit der beste Erfolg erwartet werden; denn abgesehen von den vortrefflichen Beziehungen, welche zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige Georg stets bestanden hatten, abgesehen von den weitern Verwandtschaftsbanden mit dem russischen Hofe durch die Schwester der Königin, die Großfürstin Konstantin von Rußland, ließen sich auch in Petersburg deutlich politische Strömungen erkennen, welche Hoffnung auf ein Eintreten Rußlands für Hannover erweckten.

In der officiellen petersburger Zeitung erschien ein Artikel, welcher in sehr bestimmter und fast gereizt

scharfer Weise die Möglichkeit einer preußischen Annexionspolitik besprach und den Satz enthielt, daß es in Europa noch vollständig gesammelte und in ungeschwächter Kraft dastehende Mächte gebe, welche niemals dulden würden, daß von irgendeiner Macht die Verhältnisse des Rechts und des politischen Gleichgewichts in Europa einseitig geändert würden. Ueber diese Strömung am russischen Hofe waren wir, auch abgesehen von jenem Artikel des officiellen Journals, genau unterrichtet, und es war deshalb ein ernstes Wort zu Gunsten Hannovers wol von Petersburg aus zu erhoffen. Ein solches Wort hätte aber auch Erfolg haben müssen, denn jede ernste Intervention einer großen Militärmacht mußte zu jener Zeit von Preußen beachtet werden, da das halb niedergeworfene Oesterreich, wenn ihm von irgendeiner Seite Unterstützung kam, sich leicht und schnell wieder erheben konnte, wodurch dann die so glänzend siegreiche Situation Preußens in einem einzigen Augenblick eine sehr gefährliche Wendung nehmen und jedenfalls neue, unermeßliche Anstrengungen und Opfer erfordern mußte.

Um nun aber auch den directen Weg zur Herstellung des Friedens nicht zu versäumen, entschloß sich der König, als die Friedensverhandlungen in Nikolsburg begonnen hatten, auch seinerseits persönlich dem

Könige von Preußen die Hand zu Friedensverhandlungen zu bieten. Er schrieb an den König Wilhelm einen Brief und sendete mit demselben seinen Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Heimbruch in das Hauptquartier zu Nikolsburg. In jenem Briefe, dessen Abschrift ich nicht mehr besitze, dessen Inhalt mir aber vollkommen erinnerlich ist, war ausgesprochen, daß der König Georg, nachdem der Wille der Vorsehung den König von Preußen zum Sieger in Deutschland gemacht habe, denselben bitte, ihm die Bedingungen mitzutheilen, unter welchen der Friede geschlossen und ein den frühern geschichtlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen entsprechendes Verhältniß wiederhergestellt werden könne. Der König erklärte sich bereit, die Opfer zu bringen, welche die für ihn so ungünstig gewendeten Ereignisse nothwendig machen würden. Der Brief war nicht in officiellem, sondern in persönlich freundschaftlichem Tone gehalten. Der König redete den König von Preußen „Lieber Wilhelm" und „Du" an; er beklagte die frühern Misverständnisse, und in der ganzen Fassung lag der ernste Wunsch der Verständigung.

Der König setzte voraus, daß Preußen Gebietsabtretungen namentlich im Süden Hannovers zur Verbindung der beiden Hälften der preußischen Monarchie

fordern würde; er war zu diesen entschlossen und wünschte nur vor allem für Hannover die Küste zu erhalten, um dessen maritime Bedeutung nicht zu schwächen. Indeß war in jenem Briefe, wie ich mich bestimmt erinnere, unter Voraussetzung solcher Abtretungen die unbeschränkte Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Königreichs Hannover besonders betont, und nach dem Charakter des Königs glaube ich annehmen zu dürfen, daß er eine Einschränkung der Souveränetät, namentlich der Militärhoheit, kaum jemals angenommen haben würde.

Der Oberstlieutenant von Heimbruch nahm zugleich ein Schreiben des Grafen Platen an den Grafen Bismarck mit, welches, wie ich mich erinnere, ebenfalls mehr in persönlich vertraulichem als in diplomatisch officiellem Tone gehalten, ungefähr dasselbe sagte wie der Brief des Königs, und den Wunsch zur Aufnahme der Friedensverhandlungen ausdrückte.

Graf Bismarck empfing Herrn von Heimbruch sehr artig, las das Schreiben des Grafen Platen und versprach, seinem königlichen Herrn Mittheilung zu machen. Am Abend desselben Tages aber erklärte er Herrn von Heimbruch, daß Se. Majestät der König von Preußen nicht in der Lage sei, das von dem Oberstlieutenant überbrachte Schreiben entgegenzunehmen;

dem Grafen Platen werde er selbst auf dessen Brief antworten.

Als Herr von Heimbruch mit dieser Nachricht zurückkehrte, erschien es zweifellos, daß im preußischen Hauptquartier die Annexion Hannovers beschlossene Sache sei, und die einzige Hoffnung beruhte nun noch auf einer freundschaftlichen Intervention des Kaisers von Rußland.

Einen Gegenstand ernster Sorge und Beschäftigung bildeten zu jener Zeit auch die finanziellen Angelegenheiten des Königs. Bei der plötzlichen Abreise von Hannover waren, da man eine solche Wendung, wie sie nun eingetreten war, nicht voraussetzte, nur verhältnißmäßig sehr geringe Geldmittel mitgenommen worden. Bei der Ankunft in Wien befand sich in den königlichen Kassen nur noch ein Wechsel auf Rothschild über 150000 Thaler, und mit dieser Summe mußte für die nächste Zeit der Unterhalt des Königs und seines Gefolges im wesentlichen bestritten werden. Von den laufenden Einkünften war für die nächste Zeit wenig zu erwarten, da auch der Hofhalt der Königin in Hannover bestritten werden mußte und die Werthe der königlichen Chatoulle vor der preußischen Occupation durch den Rath Krieger, den Vorstand der Kronkasse und Chatoullekasse, im Grabgewölbe der hannoverischen

Schloßkirche verwahrt worden waren, von wo man sie nicht zu entfernen wagte.

Da die Vermögensangelegenheiten des Königs und die Verhandlungen über dieselben später eingehend zu behandeln sein werden, so mag hier nur Folgendes noch bemerkt werden.

Unmittelbar vor dem Einrücken der preußischen Truppen in Hannover war ein großer Theil der Bestände der hannoverischen Generalkasse, ungefähr 22 Millionen Thaler, meist in Obligationen, dem Geh. Finanzrath von Klenck übergeben worden, welcher diesen Schatz unter dem Beistande des Finanzrevisors Kniep und des Buchhalters Lohmann glücklich auf einen bremer Lloyddampfer schaffte und nach Southampton brachte. Von hier wurde derselbe auf einem Expreßtrain nach Londonbridge-Station geschafft, woselbst der hannoverische Generalconsul Wehner und der Legationskanzlist Schmettau mit Wagen und Bedeckung warteten, um die Summe nach der Bank von England zu bringen. Dort wurde der Schatz dem Chef des Bankoffice Mr. Johnson übergeben und in den Gewölben der Bank deponirt.

Von diesen Beträgen war indeß für die persönlichen Bedürfnisse des Königs nichts zu entnehmen, da sie Staatsgelder waren. Außerdem mag hier noch bemerkt

sein, daß die hannoverische Silberkammer, ein reicher, von den verschiedenen Königen mit Vorliebe angesammelter Silberschatz an Tafelgeschirr und sonstigen Geräthen im Werthe von ungefähr zwei Millionen Thalern, unter den Kellern des Ernst-August-Palais verborgen worden war. Obgleich dabei eine Anzahl einfacher Arbeiter ohne besondere Belohnung verwendet worden war, so fand sich doch unter denselben nicht einer, welcher das Versteck des Silberschatzes verrathen hätte, und das Geheimniß wurde erst bekannt, nachdem die Vermögensverhandlungen mit Preußen zum Abschlusse gebracht waren.

Der General von dem Knesebeck war von dem Kaiser Alexander auf das liebenswürdigste empfangen worden. Er hatte eine Wohnung im Zárskoje-Selò, wo der Kaiser residirte, erhalten und wurde mit den aufmerksamsten Auszeichnungen umgeben. Der Kaiser hatte dem General in warmen Worten seine freundschaftliche Theilnahme für den König von Hannover ausgesprochen und wenn auch ohne directe und specielle Versprechungen doch seine Vermittelung zu Gunsten Hannovers nach seinen Kräften zugesagt. Auch von dem Fürsten Gortschakow war der General freundlich, wiewol mit größerer Zurückhaltung empfangen worden, und sein erster Bericht lautete freudig und hoffnungsvoll. Allein

die Stellung Rußlands war auch im preußischen Hauptquartier ernstlich in Erwägung gezogen worden, und jener vorher erwähnte Artikel der petersburger Zeitung war dort jedenfalls nicht unbeachtet geblieben. Der General von Manteuffel, der jetzige Generalfeldmarschall und Statthalter von Elsaß-Lothringen, eine am russischen Hofe schon von der Zeit des Kaisers Nikolaus her gern gesehene Persönlichkeit, wurde aus dem Hauptquartier nach Petersburg geschickt und kam dort einen Tag nach dem General von dem Knesebeck an. Der specielle Inhalt seiner Mission ist mir selbstverständlich unbekannt, indeß ist es wol unzweifelhaft, daß dieselbe den Zweck hatte, auf die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Unterstützung zwischen Preußen und Rußland hinzuweisen und diese Nothwendigkeit sowol aus der Geschichte und den Traditionen der Vergangenheit als aus den Bedingungen der künftigen Entwickelung der europäischen Politik zu begründen.

Preußens Mission lag damals und liegt noch jetzt in Deutschland, während Rußland durch seine politische Aufgabe nach dem Orient hingewiesen wird; eine Collision der beiderseitigen Interessen könnte erst in weit spätern Entwickelungsphasen vielleicht eintreten. Beide Mächte hatten damals entschieden das Interesse, sich in ihren politischen Bestrebungen den Rücken zu decken; sie konnten

sich zwar gegenseitig hemmen, würden dies aber zu eigenem Schaden gethan haben; denn wenn Rußland Preußen in der Erfüllung seiner deutschen Aufgabe hemmend in den Weg trat, so war Preußen später in der Lage, Rußlands orientalische Politik durch Anschluß an dessen Gegner unmöglich zu machen und alle seine Kräfte im Nordwesten des großen Reiches festzuhalten. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der General von Manteuffel die Aufgabe hatte, diese Gesichtspunkte in Petersburg zu klarer Erkenntniß und Anerkennung zu bringen, und er erfüllte diese Aufgabe mit der ihn auszeichnenden, von seltenem Takte unterstützten diplomatischen Geschicklichkeit, sowie mit der in seinem Charakter liegenden freimüthig-militärischen Offenheit.

Seine Mission hatte vollkommen den im preußischen Hauptquartier erwarteten Erfolg, und die antipreußische Strömung, welche sich einen Augenblick am russischen Hofe geltend gemacht hatte, verschwand augenblicklich.

Nach einigen Tagen ließ der Kaiser den General von dem Knesebeck rufen und erklärte ihm mit Thränen in den Augen, daß er das tiefste und schmerzlichste Mitgefühl mit der unglücklichen Lage des Königs empfinde, daß er aber völlig außer Stande sei, irgendetwas zu seinen Gunsten zu thun, und daß es unverantwort-

lich von ihm sein würde, dem Könige die geringste Hoffnung auf den Erfolg seiner Vermittelung zu machen.

Der General zeigte dieses traurige Resultat dem Könige an und bereitete sich zur Rückreise vor. Noch ehe er dieselbe angetreten, ließ ihn der Kaiser indeß noch einmal rufen und sagte, er habe dem Könige einen Vorschlag zu machen, welcher darin bestehe, daß dem Kronprinzen Ernst August die Regierung in Braunschweig zugesichert werde gegen den Verzicht auf das Königreich Hannover. Der Kaiser fügte hinzu, daß er kaum wage, diesen Vorschlag zu machen, da er wohl wisse, wie schmerzlich derselbe den König berühren müsse, daß jedoch dies das Einzige sei, was er für ihn thun könne, und daß er für die Annahme dieses Vorschlages in Berlin bürgen könne. Er stellte zugleich dem General die Vermittelung seines auswärtigen Ministeriums zur Verfügung, um den gemachten Vorschlag sogleich in einem chiffrirten Telegramm durch den russischen Gesandten in Wien, Grafen Stackelberg, an den König gelangen zu lassen.

Das Telegramm kam an. Der König stellte dasselbe nicht, wie er sonst wol pflegte, zur Berathung, sondern dictirte mir unter vollständigster Zustimmung des Grafen Platen sogleich die folgende Antwort, welche auf dem-

selben Wege durch den Grafen Stackelberg an den General von dem Knesebeck abging:

„Se. Majestät bedauert, diesen Vorschlag ablehnen zu müssen; denn außerdem, daß Braunschweig gegenwärtig unter der Regierung seines Herzogs steht und Se. Majestät Ihrerseits fremde Rechte gewissenhaft achtet, so steht für den Fall des Aufhörens der Regierung des Herzogs die Succession in Braunschweig dem Könige und seinem Hause ohnehin zu, kann also nicht den Gegenstand von Verhandlungen bilden. Dagegen sind Se. Majestät bereit, zu Gunsten des Kronprinzen zu abdiciren, falls dem letzteren dafür die Krone und das Königreich Hannover von Preußen zurückgegeben wird."

Hiernach war nun jede Aussicht auf eine Verständigung mit Preußen, auf die Vermittelung irgendeiner befreundeten Macht und auf die Erhaltung des hannoverischen Thrones ausgeschlossen. Die Annexion stand als von der preußischen Politik unabänderlich beschlossen da.

Was den letzten Satz in der Antwort des Königs auf den Vorschlag des Kaisers von Rußland betrifft, so bedarf derselbe einiger Erläuterungen.

Der Erblandmarschall Graf Münster, welcher nach den früher erzählten Vorgängen das Schloß Fröh-

lich Wiederkunft in der Hoffnung verlassen hatte, daß der König dort bleiben würde und daß von dort aus Verhandlungen zu einem Friedensschlusse mit Preußen angebahnt werden könnten, war in hohem Grade schmerzlich berührt, als er die Abreise des Königs nach Wien erfuhr. Er gab indeß die Hoffnung auf eine Erhaltung des Königreichs noch nicht auf und glaubte dieselbe erreichen zu können, wenn der König, an dessen preußenfeindliche Gesinnungen man, wie er voraussetzte, nach seiner Reise nach Wien um so mehr glaubte, zu Gunsten des Kronprinzen abdanke, der leichter im Stande und geneigt sein würde, sich den von Preußen geforderten Beschränkungen der Souveränetät zu unterwerfen. Diese Anschauung fand sich im Lande Hannover selbst unter den treuesten Anhängern des Welfenhauses verbreitet, und Mittheilungen darüber gelangten in der ersten Hälfte des August an den König nach Wien.

Graf Münster hatte seine Meinung und seine Hoffnung zugleich der Königin mitgetheilt, und ein dem königlichen Hause verwandtschaftlich nahestehender Fürst übernahm es, dem Könige noch besonders seinen freundschaftlichen Rath in dieser Beziehung auszusprechen. Der König war keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß es für ihn eine heilige Pflicht gegen sein Land sei, die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder-

zulegen, wenn durch dieses Opfer die Existenz und Selbständigkeit seines Königreichs erhalten und seinem Hause der alte angestammte Thron gerettet werden könne. Indeß war er zugleich der Ansicht — und sowol Graf Platen als ich konnten ihn in derselben nur bestärken — daß er nur dann verpflichtet und befugt sei, seine persönlichen Rechte auf seinen Sohn zu übertragen, wenn er die volle Gewißheit erlange, daß durch dieses Opfer der Zweck der Erhaltung seiner Dynastie auf dem Throne von Hannover wirklich erreicht werde, denn ohne diese Gewißheit erschien eine Abdankung nicht nur überflüssig, sondern bedenklich. Der Kronprinz, damals noch sehr jung und eben in den ersten Stadien seiner staatsrechtlichen Ausbildung begriffen, war der schweren Aufgabe, welche er als Chef des Welfenhauses übernehmen sollte, kaum gewachsen, und im Falle des Verlustes der Krone mußte diese Aufgabe nach allen Richtungen hin um so peinlicher, verwickelter und schwieriger werden. Dieser Gesichtspunkt konnte, wenn die Krone durch die Abdankung zu erhalten war, in den Hintergrund treten; denn es würden dann an die Seite des jungen Königs Männer aus dem Lande von Autorität und Erfahrung haben treten können; würde aber das von dem Könige gebrachte Opfer fruchtlos bleiben, so mußte der junge

Prinz in eine nach allen Seiten schwierige und unhaltbare Lage gerathen.

Die Mittheilung über diese Abdankungsfrage gelangte an den König gerade zu der Zeit, zu welcher sich der General von dem Knesebeck in Petersburg befand, und hierauf bezieht sich der letzte Satz in der dorthin gesendeten Antwort.

Der König hielt es indeß für seine dringende Pflicht, sich über diese hochwichtige Angelegenheit zweifellose Gewißheit zu verschaffen, da er um keinen Preis den Vorwurf auf sich laden wollte, durch starres Festhalten an seinem persönlichen Herrscherrechte die selbständige Existenz seines Landes und Volkes und die Zukunft seines Hauses preisgegeben zu haben.

Es war nun zu jener Zeit der hannoverische Cultusminister Freiherr von Hodenberg in Wien anwesend, und der König beauftragte denselben, sich sogleich unmittelbar nach Berlin zu begeben, wohin inzwischen der König von Preußen und der Graf Bismarck zurückgekehrt waren, um direct und unumwunden dort die Anfrage zu stellen: ob durch eine Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen die hannoverische Krone dem Welfenhause erhalten werden könne?

Ueber diese Sendung des Freiherrn von Hodenberg liegt mir ein von diesem treuen Diener seines königs-

lichen Herrn selbst aufgestelltes Referat vor, aus welchem die auf den fraglichen Gegenstand bezüglichen Stellen hier folgen mögen:

„Der König von Hannover begab sich nach der Capitulation zu seinem Schwiegervater, und erst, als sich in Wien die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen vorbereiteten, dorthin, um als Mitglied des Deutschen Bundes an denselben theilzunehmen. Sobald durch Oesterreichs Separatfrieden die einzelnen Bundesstaaten genöthigt waren, ebenfalls in Separatverhandlungen mit Preußen zu treten, sandte der König Georg seinen Adjutanten nach Nikolsburg in das Hauptquartier des Königs von Preußen mit einem persönlichen Schreiben an den letztern und einem Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Bismarck, um «sich direct und ohne Zwischenvermittelung an des Königs von Preußen Billigkeitsgefühl zu wenden und zwischen Preußen und Hannover ein dauerndes Band des Friedens und Vertrauens zu knüpfen, und mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß es den auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bemühungen Hannovers nicht gelungen sei, den Conflict zu hindern, unter Anerkennung der Siegesstellung Preußens um Vorlage der Friedensbedingungen zu bitten mit der Erwartung,

daß im beiderseitigen Interesse zur Herstellung des gegenseitigen Vertrauens und eines festen und dauernden Bündnisses die Bedingungen nicht zu drückend gestellt und das monarchische Recht im Innern Hannovers nicht gekränkt werden möge». Das königliche Schreiben wurde nicht angenommen; Graf Bismarck dagegen beauftragte den Adjutanten, dem hannoverischen Minister Grafen Platen zu sagen, daß er ihm von Berlin aus, wohin er gegenwärtig zurückkehre, antworten werde.

„Da entschloß sich der Erblandmarschall Graf von Münster, auf eigene Hand nach Berlin zu gehen, um vom Grafen Bismarck, dessen College er früher als Gesandter in Petersburg gewesen war, Aufklärung in dieser peinlichen Ungewißheit zu erlangen, und ließ von dort aus seinen König in Wien wissen, Graf Bismarck habe ihm in einer am 7. August stattgehabten Unterredung gesagt, «nachdem der König nach der Schlacht bei Langensalza und in Wien alle Verständigungsversuche, auch den einer Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen, abgelehnt, sei jegliche Basis einer Verständigung verloren; die Annexion Hannovers sei eine fest beschlossene Sache; Bismarck selbst wünsche dieselbe zwar nicht, aber der König, gedrängt von der Militärpartei, habe sie fest beschlossen, das ganze Land und beide Kammern drängten so entschieden zu dem

Schritte, daß die Regierung, wenn sie der Stimmung des Volkes nicht folge, Gefahr laufe, der innere Conflict werde nicht gelöst werden».

„Diese Mittheilungen gelangten am 11. August an den König Georg nach Wien.

„Er sandte daher den zufällig an demselben Tage eingetroffenen Cultusminister von Hodenberg nach Berlin mit der Mission, die Worte des Grafen Bismarck zu constatiren und ihn zu befragen, welches die angeblichen, ihm gänzlich unbewußten Verständigungsversuche sein sollten, und ob und wann man der dem Grafen Platen versprochenen Antwort entgegensehen dürfe. Herr von Hodenberg kam wegen der noch gehemmten Eisenbahnverbindung erst am 15. August in Berlin an und hatte an demselben Abend 10 Uhr eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck.

„Derselbe erklärte ihm sofort, die Annexion Hannovers sei jetzt eine unumstößlich gewordene Sache, mit dem Könige Georg und dem Minister Platen könne man nicht mehr verhandeln; er werde dem letztern antworten, wenn die Sache fertig sei. Nach der geographischen Lage und der bisherigen Haltung Hannovers könne Preußen dasselbe nicht länger in seinem Rücken in selbständiger Unabhängigkeit dulden, und die Politik des Königs, die den Bestrebungen Preußens

immer feindselig gewesen, habe erwiesen, daß Hannover niemals ein zuverlässiger Nachbar gewesen sei. Herr von Hodenberg entgegnete, daß Hannovers Haltung keine preußenfeindliche gewesen, sondern nur in seinen materiellen Interessen seine Selbständigkeit und seine Interessen gewahrt habe; es habe nicht zum Kriege gereizt, nicht, wie viele im Lande verlangt, gerüstet, — hier unterbrach Graf Bismarck: «Das hätte auch nichts genützt, wir wären nur früher eingeschritten», — daß es keine besondern Verpflichtungen gegen Preußen oder Oesterreich bis zum Ausbruch des Krieges übernommen, sondern sich nur streng bis ans Ende an die Bundesgesetze gehalten. Es sei eben da, wo es Verpflichtungen gehabt, auch zuverlässig gewesen und habe damit eine Garantie für seine Treue und Zuverlässigkeit auch für die Zukunft und für einen mit Preußen abzuschließenden Bündnißvertrag gegeben. Graf Bismarck nahm dies zwar nicht in Abrede, bemerkte aber, «der Bund sei ein Stück Papier gewesen, das nur dazu gedient habe, daß die deutschen Fürsten sich beständig den Bestrebungen Preußens widersetzt und gegen dieselben intriguirt hätten. Die Gesinnungen der hannoverischen Regierung seien noch in den letzten Verhandlungen und militärischen Maßregeln, worin sie sich durchaus schwankend und schwach gezeigt, als

unzuverlässig documentirt». — Gegen die Erwiderung, daß aus solchen bei der gefährlichen Sachlage und den verschiedenen Ansichten im Lande erklärlichen Schwankungen, wenn damit keine Verpflichtungen verletzt würden, doch kein Vorwurf des Unrechts und kein Recht der Vernichtung gegen Hannover erhoben werden könne, sagte Graf Bismarck, es hätte sich bei diesem Kampfe um die Existenz, um die heiligsten Interessen Preußens gehandelt, und wo es sich um die Existenz Preußens handle, kenne er keine Rücksicht.

„Auf die Bemerkung, daß König Georg von Verständigungsversuchen, von denen Graf Münster gesagt, nichts bekannt sei, daß er, wenn er damit seine Dynastie retten müsse, gern seine Krone zu Gunsten des Kronprinzen niederlegen würde, daß ihm aber bis dahin, abgesehen in der letzten Zeit von einem fürstlichen Verwandten als guter Rath, ein solches Ansinnen als von der preußischen Regierung gar nicht gemacht sei, entgegnete Graf Bismarck, das sei richtig, der Graf Münster müsse ihn falsch verstanden haben; die Abdankung sei von der preußischen Regierung nicht gerathen, könne auch nichts helfen, in Nikolsburg sei es vielleicht noch Zeit gewesen, jetzt sei es zu spät. Ueberall seien die Schwierigkeiten mit jedem König von Hannover für die preußische Action zu groß, wie

schon das Beispiel Sachsens lehre, wo ein wahrscheinlich unhaltbarer Zustand hergestellt werde, und sei daher die Annexion das einzige Mittel, darüber hinwegzukommen. Herr von Hodenberg äußerte seine Ansicht, daß ein Bundesverhältniß, wobei ja Hannover Opfer bringen und die militärische und diplomatische Action in Preußens Händen zusammengefaßt sein würde, nicht nur in Deutschlands, sondern auch in Preußens Interesse der einzige heilversprechende Ausgang aus der gegenwärtigen Sachlage sei. Das hannoverische Volk, das ebenso wie seine Regierung bis zuletzt treu am Bunde gehalten, auch seinerseits mit Ausnahme einiger Demokraten, an deren Sympathien Preußen wenig gelegen sein könne, treu an seinem Königshause hänge, biete damit dem neuen Bunde die beste Garantie; dagegen werde die Annexion Preußen in einen unheilvollen Weg treiben und das hannoverische Volk in die größte Verzweiflung, in die furchtbarsten Gewissenszweifel und in einen Kampf des, wenn auch nicht revolutionären, doch moralischen Widerstandes drängen, von dessen Bedeutung der zehnjährige Widerstand, den Hannover der französischen Herrschaft am Anfange dieses Jahrhunderts entgegengesetzt, ein Vorbild gebe. Graf Bismarck erwiderte, »er verkenne diese Schwierigkeiten nicht, er achte die Treue und Zähigkeit des han-

noverischen Volkes, das er kenne, habe Sympathien für dasselbe, sei selbst plattdeutsch erzogen; er bedauere, daß ein solcher Widerstand, den auch er vorhersehe, stattfinden müsse. Indessen werde das mit einer Generation zu Ende sein».

„Herr von Hodenberg fragte nochmals, ob Graf Bismarck wirklich die Absicht habe, auf keine Verhandlungen mehr einzugehen und die versprochene Antwort nicht zu geben, und bemerkte, als Graf Bismarck sich nicht mehr erinnern zu können meinte, daß er eine Antwort versprochen habe, — der Adjutant seines Königs habe ihm noch vor wenigen Tagen dieses bezeugt und den Vorgang erzählt, worauf Graf Bismarck erwiderte, er werde dem Grafen Platen persönlich antworten und bäte, demselben dieses zu sagen."

So weit das Referat des Herrn von Hodenberg.

Es ist dem Könige häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er durch starres Festhalten an seinen Rechtsanschauungen und insbesondere durch die Verweigerung seiner persönlichen Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen jede Verständigung mit Preußen unmöglich gemacht und die Schuld der Annexion von Hannover auf sich genommen habe; die vorstehende Darstellung ergibt durch das von Herrn von Hodenberg bestätigte Zeugniß des damaligen preußischen

Ministerpräsidenten selbst die völlige Grundlosigkeit eines solchen Vorwurfs. Man mag den König Georg vom Standpunkt der politischen Klugheit tadeln, daß er mit rücksichtslos unbeugsamer Festigkeit an dem festhielt, was er einmal seiner religiösen Auffassung der Monarchie entsprechend für recht hielt; sein persönlicher Charakter steht gerade durch diese Starrheit vielleicht um so höher und bewunderungswürdiger da. Niemals aber darf an seinem Andenken der Vorwurf haften, als habe er Pflichten der Ehre und des Gewissens gegen sein Volk und sein Haus vor persönlichen Rücksichten zurückgestellt oder als sei er auch nur über solche Pflichten, wo sie ihm entgegentraten, ohne die gründlichste Prüfung und Erwägung hinweggegangen.

VIII.

Entschluß des Königs Georg über seine Haltung der Annexion gegenüber. — Entscheidung desselben für die Fortsetzung des Kampfes um seine Rechte. — Die braunschweigische Erbfolge. — Meine persönliche Stellung in der Krisis jener Zeit und mein Entschluß. — Die politische Lage Deutschlands und Europas. — Die Möglichkeiten der Zukunft. — Napoleon's Groll und die Nothwendigkeit eines künftigen Krieges zwischen Frankreich und Preußen. — Plan für die Action des Königs in dem bevorstehenden Kampfe. — Herstellung einer eigenen diplomatischen und militärischen Thätigkeit. — Verbindung mit der demokratischen Idee zur Kräftigung des legitimen Rechts.

Nachdem nun die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen als unzweifelhaft beschlossen feststand und auch die verschiedenen aus dem Lande selbst durch Petitionen und Deputationen versuchten Schritte zur Abwendung der von Preußen als politische Nothwendigkeit erkannten Maßregel erfolglos geblieben waren, trat an den König die Nothwendigkeit heran, über die von ihm den unvermeidlichen Ereignissen gegenüber

einzunehmende Haltung und über die damit zusammenhängende Wahl seines Aufenthalts einen Entschluß zu fassen.

Dem Könige standen zwei Wege offen: entweder konnte er die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen ausdrücklich anerkennen oder stillschweigend hinnehmen — oder aber er konnte gegen dieselbe protestiren und den Kampf für seine nicht aufgegebenen Rechte mit den ihm übrigbleibenden Mitteln fortsetzen, um eine Gelegenheit zu erwarten, bei welcher er im Stande sein würde, bei der Wiederaufnahme des im Jahre 1866 nicht zur definitiven Entscheidung gebrachten Kampfes um Deutschlands Zukunft activ in die Ereignisse einzugreifen.

Der erste Weg war für die materielle Zukunft des Welfenhauses unzweifelhaft der sicherste und vortheilhafteste; gegen eine ausdrückliche Anerkennung der preußischen Annexion Hannovers wären ohne Zweifel von Preußen sehr große Zugeständnisse in Betreff der Einkünfte und der persönlichen Stellung der Mitglieder des Welfenhauses gemacht worden. Man wäre in Berlin für einen so großen politischen Vortheil und in Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen ganz gewiß bereit gewesen, die materielle Stellung des Welfenhauses auf das allerglänzendste zu regeln; man würde

der künftigen Nachfolge des Kronprinzen in dem Herzogthum Braunschweig kein Hinderniß in den Weg gelegt haben, und derselbe würde dann auf einer glänzenden materiellen Basis und auf dem angestammten, zwar kleinen, aber ruhmvollen Throne des welfischen Hauses auch am berliner Hofe und in Deutschland eine hoch ehrenvolle und angesehene Stellung haben einnehmen können. Eine solche Anerkennung der Annexion würde allerdings mit der persönlichen Würde des Königs Georg kaum vereinbar gewesen sein, allein dieselbe konnte durch den Kronprinzen erfolgen, wenn der König alle seine Rechte als Chef des welfischen Hauses in die Hände seines Sohnes niederlegte; für den König selbst wäre es dann seiner Würde entsprechend gewesen, nach England zu gehen und dort in der glänzenden Stellung eines Prinzen von Großbritannien und Irland, zurückgezogen von aller Politik, zu leben.

Auch war es möglich, daß der König zwar die Annexion Hannovers nicht ausdrücklich anerkannte, dieselbe aber thatsächlich schweigend geschehen ließ, ohne gegen dieselbe zu protestiren und zu reagiren; wäre dann auch die Stellung des Welfenhauses nicht so klar geworden wie durch eine ausdrückliche Anerkennung, so hätten sich doch die materiellen Vortheile in ähnlicher Weise erreichen lassen, denn man war in Preußen nicht

gesonnen, den König und sein Haus nach dieser Richtung hin irgendwie zu beschränken oder zu benachtheiligen. Und auch in diesem Falle wäre der Aufenthalt des Königs in England, wohin er durch seine Geburtsstellung gehörte, der angemessenste und würdigste gewesen.

Da ich hier die braunschweigische Succession berührt habe, so mögen über diese Frage, welche auch heute noch ungelöst ist und vielfach eine ganz verkehrte Beurtheilung findet, einige Worte der Aufklärung eingefügt werden.

Das Haus Hannover, gegenwärtig vertreten durch den Herzog von Cumberland, war nicht nur nach dem braunschweig-lüneburgischen Hausgesetz, sondern auch nach den Verfassungen beider Länder zur Erbfolge in Braunschweig berechtigt, wie umgekehrt das Haus Braunschweig im Königreich Hannover. Diese Erbfolge stand so unzweifelhaft fest, daß der Huldigungs- und Diensteid in Hannover für den Fall des Aussterbens der hannoverischen Linie zugleich dem Herzoge von Braunschweig mitgeschworen wurde, und wie ich glaube, war in Braunschweig dasselbe der Fall.

Dieses haus- und landesgesetzliche Erbfolgegesetz war früher, wie ich an einer andern Stelle bereits erwähnt, wol in Betreff der Person des Königs Georg wegen

seiner Blindheit erörtert, niemals aber von seiten der preußischen Regierung in Betreff des hannoverischen Hauses in Frage gestellt worden. Dieses Erbrecht besteht auch heute zweifellos fort; denn die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen kann auf die persönlichen Rechtsverhältnisse des früher dort regierenden Hauses zum braunschweigischen Hause und Lande keinen Einfluß haben, und der Herzog von Cumberland ist also de jure der vollberechtigte Thronerbe in Braunschweig.

Der König von Preußen stand mit dem Könige von Hannover im Krieg und nahm aus dem Eroberungsrecht das Königreich in Besitz — eine solche Besitzergreifung könnte gegen das mit Preußen im Frieden lebende und im Deutschen Reiche verbündete Herzogthum Braunschweig niemals erfolgen, und niemals ist auch von der preußischen Regierung, soviel mir bekannt, ein solcher Gedanke ausgesprochen worden. Nun aber hat der Herzog von Cumberland nach dem Tode seines königlichen Vaters nicht nur seine feindliche Stellung gegen Preußen festgehalten, sondern auch dem Deutschen Reiche die Anerkennung versagt, indem er in seiner bekannten Erklärung den Entschluß aussprach, an seinen Rechten auf das Königreich Hannover festzuhalten, und diese Erklärung nur „an den König von

Preußen" richtete, indem er dessen Recht und Würde als Deutscher Kaiser vollkommen ignorirte.

Der Herzog von Cumberland setzt also den Kriegszustand, in welchem sich sein Vater gegen Preußen befand, fort und bestreitet zugleich den Rechtsbestand und die Verfassung des Deutschen Reiches. Der König von Preußen kann nun einen Fürsten, der sich ausdrücklich als mit ihm im Kriege befindlich erklärt, nicht zur Regierung in Braunschweig zulassen; ebenso wenig kann der Deutsche Kaiser als Schützer und Wächter des verfassungsmäßigen Rechtsbestandes des Reiches in einem zum Reiche gehörigen Herzogthum die Thronbesteigung eines an sich erbberechtigten Fürsten zulassen, der in feierlicher Erklärung dem Reiche und dem Kaiser selbst seine Anerkennung versagt. Solange daher der Herzog von Cumberland diesen Standpunkt einnimmt, ist von einer Ausübung seiner Erbrechte in Braunschweig nicht die Rede; ebenso wenig kann aber eine einfache Einverleibung des Herzogthums in das Königreich Preußen erfolgen, wie häufig von der öffentlichen Meinung angenommen wird. Die nächste Folge dieses Zustandes müßte im Falle der Erledigung des braunschweigischen Thrones eine Regentschaft sein, zu welcher als nächster Agnat der Herzog von Cambridge berechtigt wäre. Ob der Herzog eine solche Regentschaft anzu-

nehmen geneigt ist, steht dahin, und es würde dann wol eine kaiserliche Verwaltung des Herzogthums als Reichsland einzutreten haben oder die anderweite Regelung der Erbfolge durch den Herzog und die braunschweigische Landesvertretung unter kaiserlicher Genehmigung vorgenommen werden müssen. Denn jedenfalls darf das braunschweigische Land nicht für den Starrsinn des Herzogs von Cumberland durch unsichere und schwankende Zustände gestraft werden, und eine definitive rechtsgültige Ordnung der Dinge dort herzustellen, ist eine Pflicht des Herzogs wie des Reiches.

Wie diese Entschließungen ausfallen möchten, darüber Vermuthungen auszusprechen oder Ansichten auszuführen, erscheint heute weder angemessen noch zweckmäßig, und ich habe nur die vorstehenden Bemerkungen hier einschalten wollen, um Gesichtspunkte aufzustellen, nach denen diese mehrfach in der Publicistik angeregte Frage meiner Ueberzeugung nach demnächst zu behandeln und zu lösen sein wird.

Wenn nun der König die ausdrückliche Anerkennung oder die stillschweigende Annahme der Annexion Hannovers an Preußen nicht beschließen wollte, so mußte man sich darüber klar machen, daß er selbst und sein Haus ein langes und peinliches Exil und alle die

Mühen und Sorgen auf sich zu nehmen haben würden, welche mit der Stellung eines Kronprätendenten unabwendbar verbunden sind, und daß die materielle Sicherstellung der Zukunft des Welfenhauses nur schwer und in wesentlich beschränktem Maße würde erreicht werden können.

In England war entschieden die Meinung vorherrschend, daß der König den ersten der bezeichneten Wege einschlagen solle, und wenn auch die Königin Victoria in dieser Beziehung keine directen Rathschläge ertheilte, so äußerten sich doch gelegentlich die englischen Minister und auch Mitglieder der hohen englischen Aristokratie in diesem Sinne. Vom englischen Standpunkte war dies ganz natürlich, denn die dortige Auffassung war von derjenigen des Königs grundverschieden. In England sah man das kleine Königreich Hannover als eine Secundogenitur, als eine Art von Versorgung für die Seitenlinie des königlichen Hauses an; man beklagte wol den Verlust dieses Besitzes, hielt denselben indeß nicht für ein gar zu großes Unglück, und fand es natürlich, daß die hannoverische Linie sich nun unter den möglichst günstigen materiellen Bedingungen auf ihre immerhin noch äußerst glänzende englische Stellung zurückzöge. Der König umgekehrt erblickte in dem Königreich Hannover das eigentliche

Stammland seines Hauses, mit welchem ihn ältere und heiligere Bande verknüpften als mit England.

Auch in Wien wünschte man unbedingt, daß der König den Weg der Verständigung betreten möge; man empfand seine Anwesenheit in Oesterreich immer mehr als eine Last, denn man wurde durch dieselbe nicht nur immer wieder an die so peinlich demüthigende Niederlage erinnert, sondern sah auch voraus, daß die Anwesenheit des Königs in der österreichischen Hauptstadt zu fortwährenden unangenehmen Verwickelungen mit Preußen führen würde, mit welchem man nun doch gute Beziehungen unterhalten mußte.

Der König stand den zu fassenden Beschlüssen in vollkommenster Klarheit über deren Bedeutung und Tragweite gegenüber; die verschiedenen soeben bezeichneten Eventualitäten und ihre Folgen waren ihm auf das ausführlichste dargelegt. Er besprach und erörterte dieselben in längern Conferenzen eingehend bis auf die kleinsten Verhältnisse, aber sein Wille und Entschluß stand vom ersten Augenblicke an unerschütterlich fest. Er erklärte, daß er niemals die Annexion seines Königreichs an Preußen anerkennen oder annehmen werde, und daß ihn keine Furcht vor irgendwelchen Gefahren, keine Aussicht auf irgendwelche Vortheile zu einem Verzicht auf seine Rechte bewegen würden; er werde bis

zum letzten Athemzuge den Kampf für sein Recht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unermüdlich fortsetzen; er erwarte, daß alle Nachkommen an der Spitze seines Hauses dasselbe thun würden, und hege die feste Zuversicht, daß Gott endlich seine Sache zum Siege führen werde.

Diese Erklärung entsprach vollständig der Gesammtauffassung des Königs über seine monarchischen Rechte und Pflichten; er konnte seinem Charakter nach keinen andern Entschluß fassen, und wurde in demselben noch mehr dadurch bestärkt, daß ihm fortwährend Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit aus allen Theilen Hannovers zugingen, infolge deren er sich noch mehr für verpflichtet hielt, den Thron seines ihm angestammten Landes und Volkes nicht aufzugeben.

Die Erklärung des Königs war feierlich und unabänderlich, und es trat nun an uns, die wir uns in seiner Umgebung befanden, die Nothwendigkeit heran, unter den durch die Stellung des Königs geschaffenen Verhältnissen unsere Entschlüsse zu fassen. Für den Grafen Platen verstand sich dieser Entschluß von selbst. Sein Haus war seit Jahrhunderten dem Welfenhause eng verbunden und dankte demselben seine ganze Stellung. Die gegenwärtige Situation war durch die Politik, für welche er als Minister die Verantwortung trug,

herbeigeführt. Unverheirathet und wohlhabend, hatte er keine Familienrücksichten zu nehmen; wie ich schon bemerkt, war das Wesen seiner Natur trotz seines unsicher schwankenden Charakters ritterlich und der Furcht unzugänglich, er entschloß sich also ohne Zögern, bei dem Könige auszuharren.

Auch mir war es keinen Augenblick zweifelhaft, was ich unter diesen Umständen zu thun hätte, obgleich ich nicht leugnen kann, daß mir mein Entschluß schwerer gemacht wurde. Ich war in Preußen geboren und erzogen und war mit Preußen durch alle meine Familienverbindungen und zahlreiche Freunde verbunden. Ich hatte den preußischen Dienst unter der neuen Aera im Unwillen über eine vermeinte Zurücksetzung, die ich vielleicht in jugendlicher Aufwallung überschätzt, verlassen, aber alle meine freundschaftlichen und persönlichen Beziehungen bestanden dort fort, — während man mir in Hannover stets mit der mistrauischen oder auch neidischen Zurückhaltung entgegengetreten war, mit welcher man sich dort gegen jedes fremde Element abzuschließen pflegte. Ich konnte keinen Zweifel haben, daß mir mein Rücktritt in den preußischen Dienst ein Feld fruchtbarer Thätigkeit und eine aussichtsvolle Carrière eröffnen würde; auch sicherte mir meine Stellung als Generalbevollmächtigter der Reuter'schen Com-

pagnie in London den Weg, mir auch außerhalb des Staatsdienstes eine unabhängige und befriedigende Stellung zu gründen. Umgekehrt stand mir, wenn ich im Dienste des Königs blieb, eine mühe- und gefahrvolle Existenz bevor im Kampfe gegen die siegreiche, von ganz Europa gefürchtete Macht, und für eine Sache, die nur durch die schwersten Erschütterungen, wenn es überhaupt möglich war, zum Siege geführt werden konnte. Dieser Kampf mußte nicht nur mich, sondern auch meine Familie jedes festen Haltes und jeder sichern Heimat berauben. Alle äußern Rücksichten, ja fast die Pflicht gegen die Meinigen sprachen daher dafür, mich der neuen Ordnung der Dinge, gegen welche ja der einzelne Mensch ohnmächtig ist, zu unterwerfen, wie dies so viele dem welfischen Hause und dem hannoverischen Lande länger und näher verbundene Personen unbedenklich gethan haben; allein allen diesen Erwägungen gegenüber stand bei mir die Ueberzeugung unerschütterlich fest, daß der dem Könige geschworene Eid seine Geltung und Bedeutung weit weniger für die Zeit hat, in welcher der König die Macht besitzt, Gehorsam zu erzwingen und Untreue und Ungehorsam zu bestrafen, als für die Tage des Unglücks, in denen dem Könige jene Macht genommen ist. Die Beispiele der preußischen Geschichte aus den Jahren von 1806

bis 1813 waren für mich in dieser Beziehung unbedingt maßgebend. Ich habe die Verhältnisse des königlichen Dienstes stets vom rein royalistischen Standpunkte aufgefaßt und das Band an den Monarchen, dem ich diente, als ein durch äußere Verhältnisse unzerreißbares erachtet. Die Monarchie ist eine vom philosophisch-politischen Standpunkte discurtirbare, mir aber durch ihren jahrhundertelangen Rechtsbestand, auf dessen Boden ich erwachsen, erzogen, mit allen meinen Anschauungen und Grundsätzen eingewurzelt bin, heilige Staatsform, deren Verpflichtungen über allen Wechselfällen stehen müssen, wenn nicht der Boden alles Rechtes in Staat und Gesellschaft ins Schwanken gerathen soll.

Hierzu trat für mich die persönliche Pflicht gegen den König, der mir, als er auf der Höhe der Macht stand, stets ein ganz besonders ehrenvolles Vertrauen bewiesen hatte, trotz zahlreicher Versuche, dasselbe zu erschüttern. Ich war daher keinen Augenblick im Zweifel über meine dienstliche wie persönliche Ehrenpflicht, bei dem Könige unter allen Umständen auszuharren und in den Tagen des Unglücks ebenso an seiner Seite zu stehen, wie er mir dies in den Zeiten der Macht und des Glücks gestattet hatte. Daß dieser Entschluß bei meinen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Be-

ziehungen zu Preußen ein besonders schwerer war, daß meine politische Carrière dadurch verhängnißvoll unterbrochen und nach allgemeiner Berechnung wol für immer beendet werden würde, konnte mich in demselben nicht wankend machen, und ich hatte sehr bald Gelegenheit, in dieser Beziehung ganz bestimmt Stellung zu nehmen.

Von dem Generalsecretär des Innern zu Hannover erging an mich auf Befehl der preußischen Administration die Aufforderung, nach Hannover zurückzukehren und mich zur dienstlichen Verfügung des Ministeriums zu stellen. Ich beantwortete diese Aufforderung mit einer bestimmten Ablehnung unter Hinweis auf meine dem im Unglück befindlichen Könige doppelt schuldige Pflicht, und damit war die Brücke abgebrochen.

Die Stellung, welche der König einnahm und welche wir nun mit ihm zu theilen hatten, war eine vom streng juristischen Standpunkte aus unanfechtbare. Es war ihm, als einem von ganz Europa anerkannten Souverän, der Krieg erklärt; nach dem Ausgange desselben war von dem Sieger kraft des Eroberungsrechtes das Königreich Hannover in Besitz genommen, mit dem Könige jedoch war ein Frieden nicht geschlossen und er hatte daher das persönliche Recht, den Kriegszustand fortzusetzen und mit den ihm übrigbleibenden Mitteln für das von ihm nicht aufgegebene

Recht zu kämpfen. Ob dieser Entschluß vom Standpunkte der politischen Klugheit aus der richtige war, mochte dahingestellt bleiben; der König war zu demselben berechtigt, und er mußte für diejenigen, die sich durch ihre Pflicht an ihn für gefesselt erachteten, verbindlich sein.

Wir hatten, sowol Graf Platen als ich, dem Könige mehrfach alle nach den verschiedenen Richtungen hin in Erwägung kommenden Gesichtspunkte und Gründe klar entwickelt, und er hatte nach eingehender Erwägung derselben seinen Willen ausgesprochen. Eine absolute Unmöglichkeit, das von dem Könige vorgesteckte Ziel der Wiederherstellung seiner Rechte und der Wiederaufrichtung seines Thrones zu erreichen, lag bei schärfer Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse nicht vor, sodaß also auch aus einer innern Widersinnigkeit der einzuschlagenden Politik eine Zurückziehung von der Pflicht, dem Könige in derselben zu dienen, nicht gefolgert werden konnte.

Der Kampf um die Zukunft Deutschlands war durch den Frieden von Nikolsburg nach keiner Seite hin zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht. Deutschland war in zwei Hälften getheilt, und weder die föderative Partei noch diejenige der Unitarier konnte durch den geschaffenen Zustand befriedigt sein. Im Norden ent-

sprach zwar der begründete Norddeutsche Bund im großen und ganzen den unitarischen Anschauungen und Bestrebungen, aber derselbe war an der Mainlinie begrenzt und die süddeutschen Staaten waren sogar in dem Friedensvertrage gewissermaßen auf eine separate Gliederung hingewiesen. Die Verträge über militärische Unterstützungen, welche Preußen mit den süddeutschen Staaten damals schloß, wurden streng geheimgehalten und waren nirgends, vor allem auch in Wien und Paris nicht bekannt.

Der Wunsch nach Einigung, welcher die ganze deutsche Nation stärker als jemals vorher durchdrang, war nicht erfüllt, sondern durch die neue zweigetheilte Gestaltung Deutschlands durchkreuzt worden, und es war natürlich, daß die beiden Hauptrichtungen der deutschen Einheitsbestrebungen sich bald wieder mit aller Kraft in Thätigkeit setzen würden, um jenen Wunsch, jede in ihrer Form und Weise, zur endlichen Erfüllung zu bringen.

Die außerordentliche Vergrößerung Preußens hatte die europäischen Mächte in Unruhe versetzt. Die Eifersucht und die „patriotischen Beklemmungen“ Frankreichs waren nur durch die mangelnde Vorbereitung zu militärischer Action und durch die Aussicht auf Compensation für den Augenblick zum Schweigen gebracht

worden. Die Erbitterung in Süddeutschland war groß, noch tiefer und empfindlicher das Gefühl der Demüthigung, welches am österreichischen Hofe niedergekämpft werden mußte. In den annectirten und dem Norddeutschen Bunde eingefügten Gebieten der preußischen Machtsphäre herrschte tiefe Unzufriedenheit mit den neuen Verhältnissen. Der ganze Zustand, wie er im Jahre 1866 geschaffen war, mußte daher als ein provisorischer erscheinen, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß in früherer oder späterer Zeit sowol von europäischer Seite als von Deutschland selbst heraus der Versuch gemacht werden würde, diesen Zustand wieder zu beseitigen und in einem endlichen definitiven Entscheidungskampfe etwas Endgültiges und nach der einen oder der andern Seite voll Befriedigendes an die Stelle desselben zu setzen. Schon zeigten sich die deutlichsten Anzeichen dafür. Die tiefe Erbitterung des Hauses Habsburg, das in einem so kurzen Feldzuge aus Deutschland, dessen Kaiserkrone es so lange getragen, hinausgeschlagen war, lag uns ziemlich unverhüllt vor Augen. Napoleon, welcher unmittelbar nach den Verhandlungen von Nikolsburg, wie es ja später allgemein bekannt geworden ist, auf allen möglichen Wegen und in allen möglichen Formen, theils direct, theils indirect, eine Compensation für Frankreich den

preußischen Vergrößerungen gegenüber zu erlangen suchte, sah sich überall fest und bestimmt zurückgewiesen. Noch sein letzter durch einen ganz vertrauten Agenten gemachter Vorschlag, einen neutralen Rheinstaat unter dem Erbprinzen von Hohenzollern aufzurichten, fand kein Gehör. Er zog sich tief grollend zurück, und man war auch unzweifelhaft schon von jenem Augenblicke an in Berlin überzeugt, daß nur ein künftiger Krieg die noch ungelöst gebliebenen Fragen zur Entscheidung bringen könne.

Von jenem Augenblick an begann in der preußischen wie in der französischen Politik das eigenthümliche Spiel, für den Krieg, den man auf beiden Seiten als unabwendbar erkannte, den günstigsten Augenblick und den vortheilhaftesten casus belli zu wählen. Für Napoleon kam es darauf an, die durch den Marschall Niel begonnene Reorganisation seiner Armee zu vollenden und für die Schlagfertigkeit derselben die in dem Feldzuge von 1866 gemachten Erfahrungen zu verwerthen; zugleich mußte er die militärische und finanzielle Wiederaufrichtung Oesterreichs erwarten und endlich einen Kriegsgrund finden, der die süddeutschen Staaten und Oesterreich zu einer Wiederaufnahme des Kampfes um die im Jahre 1866 unfertig zurückgelassene Gestaltung Deutschlands berechtigen und bewegen

konnte. Der Kaiser Franz Joseph war zu jener Zeit unzweifelhaft von ganz denselben Gedanken und Wünschen bewegt, während Preußen umgekehrt für den unvermeidlichen Kampf der Zukunft den Kriegsgrund so zu gestalten trachten mußte, daß das deutsche Nationalgefühl sich auf seine Seite stellte, und während es zugleich ebenfalls der Frist bedurfte, um die neuerworbenen Gebietstheile zu assimiliren und das innere Gefüge des so mächtig vergrößerten Staates zu befestigen.

Wenn nun dieser trotz aller Friedensversicherungen unabwendbar drohende Kampf, über dessen innere Nothwendigkeit nur die Politiker der Zeitungsredactionen und der Tribünen im Zweifel sein konnten, demnächst zum Austrag kam und für die Gegner Preußens zum Siege führte, so war eine Umgestaltung Deutschlands auf der Grundlage föderativer Einigung die nothwendige Folge, und unter dieser Voraussetzung konnte ohne optimistische Träumerei und Selbsttäuschung vollkommen an eine Wiedererhebung des Königreichs Hannover und an eine Rückkehr des Welfenhauses auf den hannoverischen Thron gedacht werden. Die Ereignisse von 1870 haben eine solche Möglichkeit für immer ausgeschlossen; im Jahre 1866 war sie nach meiner Ueberzeugung vollkommen vorhanden, und da der König zur Weiterführung des Kampfes um seine Rechte ent-

schlossen war, so mußte sie in Rechnung gezogen und alles für eine eingreifende Thätigkeit Hannovers vorbereitet werden. Für diese klar erkannte und nothwendige Eventualität der Zukunft mußte nun die Haltung und Action des Königs nach festem Plane bestimmt werden, und nach meiner Ueberzeugung, die ich dem Könige motivirt entwickelte, und der auch Graf Platen vollständig beistimmte, kam es dabei vorzugsweise auf die folgenden Punkte an.

Erstens: Der König mußte in völkerrechtlicher Form sowol den sämmtlichen europäischen Höfen, welche mit ihm in internationalen Beziehungen gestanden hatten, als dem eigenen Lande gegenüber seinen Standpunkt unzweifelhaft manifestiren, seine Rechte wahren und seine Nichtanerkennung der gegen diese Rechte vorgenommenen Handlungen in feierlicher Weise aussprechen, damit er auch auf dem völkerrechtlichen Boden eine Basis schaffe, um bei eintretenden Ereignissen jene Rechte wieder aufnehmen und vertheidigen zu können.

Zweitens: Der König mußte den Widerstand im Lande Hannover gegen die preußische Herrschaft, welche er nur als einen thatsächlichen Zustand auffaßte und erklärte, in jeder Weise kräftigen und einheitlich organisiren.

In das moderne Völkerrecht war als thatsäch-

lich anerkannter Rechtsgrundsatz aufgenommen worden, daß bei jedem Wechsel der Staatsoberhoheit die Bevölkerungen selbst zu hören seien. Nach diesem Grundsatze war bei den italienischen Annexionen und auch bei der Einverleibung von Nizza und Savoyen an Frankreich verfahren worden, und ganz besonders hatte sich die französische Regierung und der Kaiser Napoleon persönlich stets zu diesem Grundsatze bekannt. Es mußte also auch von diesem Gesichtspunkte aus der Widerstand gegen die preußische Herrschaft und die Anhänglichkeit an das Welfenhaus in Hannover erhalten, gestärkt und einheitlich geleitet werden, um bei künftigen Ereignissen vor dem Areopag Europas dem Eroberungsrechte das Recht der freien Selbstbestimmung des Volkes entgegenstellen zu können.

Drittens: Weder mit der Würde des Königs noch mit seiner nationalen Stellung als deutscher Fürst erschien es vereinbar, daß derselbe sich ohne eigene Thätigkeit und Mitwirkung nach einem siegreichen zukünftigen Kriege gegen Preußen lediglich durch fremde Mächte wieder in seine Rechte einsetzen ließe und den hannoverischen Thron sozusagen durch des Kaisers von Oesterreich oder gar durch Napoleon's Gnaden wieder bestiege. Er mußte vielmehr, wenn der entscheidende Kampf der Zukunft in einer seiner Sache günstigen

Form und Wendung ausbrechen würde, an demselben in eigener selbständiger Kraft und Thätigkeit theilnehmen, um seine Wiedereinsetzung als ein erkämpftes Recht fordern und behaupten zu können. Zu diesem Zwecke war es nöthig, daß der König auch seinerseits für eine militärische Action der Zukunft alles so weit vorbereite, um an der Spitze einer eigenen Macht in den Kampf für seine Rechte eintreten zu können. Es war aber dazu weiter erforderlich, daß der König unausgesetzt und weit mehr, als dies früher bei dem Bestande des Königreichs Hannover der Fall gewesen, über den Gang der europäischen Politik und über die sichtbaren und verborgenen Fäden der Diplomatie fortlaufend und so eingehend als irgend möglich unterrichtet werde. Ich erinnere mich, daß ich bei der Hervorhebung dieses Punktes dem Könige gegenüber ein Bild brauchte, das ihm von seinem Aufenthalt von Norderney her ganz besonders geläufig und verständlich war. Die großen Dampfer nämlich konnten sich der Insel Norderney nicht nähern und auch auf der hohen See ihre Fahrt nicht anhalten, sondern nur einigermaßen mäßigen. Die Schaluppen, welche die Passagiere nach diesen Dampfern hinführten, mußten also ganz genau ihre Fahrt so abmessen, daß sie den

Dampfer trafen; gelang dies nicht, so fuhr derselbe vorüber und die Passagiere mußten zurückbleiben.

Ich sagte dem Könige: „Wir befinden uns jetzt in der Schaluppe, die große europäische Politik ist der Dampfer — sie kann auf uns nicht warten und ihren Curs nicht ändern. Unsere Sache ist es, den Anschluß im richtigen Augenblick zu erreichen und daher auf das allergenaueste die Fahrt des Dampfers zu beobachten; versäumen wir den Anschluß, so ist alles für uns unwiederbringlich und für immer verloren: denn ein historisch günstiger Augenblick kommt nie zweimal.“

Der König griff dieses Bild mit besonderer Lebhaftigkeit auf und wiederholte dasselbe später bei allen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, Maßregeln zum Anschluß an die europäische Politik oder zum Eingreifen in dieselbe zu treffen.

Viertens: So hoch dem Könige sein legitimes Recht stand, so bestimmend dasselbe auch für uns, seine Diener, und eventuell auch für die Cabinete Europas sein mußte, so sagte ich ihm doch, daß das legitime Recht allein in unsern Tagen kein bewegender Factor der Politik mehr sei, wie es dies zu den Zeiten der Kämpfe gegen Napoleon I. gewesen war. Ich erklärte es deshalb für nothwendig, daß der König sich und seine Sache mit einer großen, die Zeit bewegenden Idee verbinde, sodaß

sein Name gewissermaßen zur Fahne für diese Idee und ihre Anhänger werde. Nach meiner Ueberzeugung mußte diese Idee die demokratische sein, welche sich damals zu den föderalistischen Principien der nationalen Einigung Deutschlands bekannte.

Es lag in der Natur der Dinge, daß für die nächste Zeit Preußen sich einer straffen, militärischen Concentration zuwenden mußte, um mit dictatorischer Gewalt die erworbenen Gebietstheile festzuhalten und den Widerstand in denselben zu brechen. Der liberale Parlamentarismus, soviel Spielraum man ihm auch in einzelnen Theilen der Gesetzgebung einräumen mochte, konnte die damals unmittelbaren Aufgaben Preußens nicht lösen, und es schien mir daher nothwendig, daß der König, um alle zu der Politik Preußens in Gegensatz tretenden Elemente um sich zu sammeln und deren geistige Führung in seine Hand zu nehmen, der Demokratie sich zuwende und mit deren Führern in Verbindung trete.

Mein Gedankengang dabei war der folgende:

Die Demokratie und die Monarchie sind zwei völlig klar in sich ausgebildete Principien. Würde es sich darum handeln, über die einer neugebildeten Gesellschaftsgemeinschaft zu gebenden Formen zu berathen, so könnte man nach meiner Ueberzeugung ebenso viel

für die Demokratie wie für die Monarchie anführen, und vielleicht könnte man sich sogar für die erstere entscheiden. Diese Frage ist jedoch für mich entschieden; die Monarchie ist mit der Geschichte der Jahrtausende erwachsen, und was tausend Jahre bestanden hat, hat ein Recht zu bestehen und beruht auf dem Willen und Beschluß der Macht, welche die Völker regiert. Die Monarchie ist also für meine Auffassung ein heiliges, unanfechtbares und über jeder Discussion stehendes Recht; niemals aber wird man leugnen können, daß auch ein großer Theil der Forderungen der politischen und sogar der socialen Demokratie unbestreitbare Berechtigung habe und daß die Zurückweisung solcher Forderungen die allmähliche Zersetzung und den endlichen Zusammenbruch der Staaten zur unabwendbaren Folge haben müsse. Ich halte eine Vereinigung der Monarchie mit den Forderungen der Demokratie, welche sich in vielen Stücken mit den Geboten des Christenthums decken, nicht nur für möglich, sondern sogar für nothwendig, um der monarchischen Staatsform dauernden Bestand und feste Macht zu geben. Die Monarchie wird erst dann zum wahren Heil der Völker dienen können, wenn auf ihrem unerschütterlich festen Rechtsboden die Saat einer reinen und edeln Demokratie Wurzel faßt und Früchte für die wahren Bedürfnisse

des Volkes trägt. Der reine Demokrat ist durchaus nicht an die republikanische Form gebunden; er wird derselben vielleicht den Vorzug geben, wenn er die Wahl hat, sich gewiß aber auch mit wahrer Hingebung und mit offenem Vertrauen derjenigen Monarchie zuwenden, welche gesunden demokratischen Ideen Spielraum gewährt. Diese Ideen sind sehr verschieden von denen des doctrinären Liberalismus, und der erste Schritt zu ihrer gesunden, naturgemäßen Entwickelung und Durchführung ist die unbedingte Freiheit des Wahlrechtes für die Volksvertretung. Das beschränkte Wahlrecht, wie es der moderne Constitutionalismus erfunden hat, ist eine schlimmere Fessel für die wahre Freiheit des eigentlichen Volkes als selbst das absoluteste Regiment. Eine aus beschränktem Wahlrecht hervorgehende Volksvertretung fördert nur Ansichten der sogenannten Gebildeten zu Tage und vertritt Interessen der Besitzenden im allgemeinen oder einzelner Klassen insbesondere; in ihr lebt stets die Opposition gegen jede Regierung, da sie selbst sich an deren Stelle setzen möchte und den Beweis des Geistes und der freien Selbständigkeit nur in der negirenden Kritik zu finden versteht. Eine Volksvertretung dagegen, welche auf dem völlig unbeschränkten Wahlrecht beruht, wird, wenn nur die allgemeine freie und volle Theilnahme

an der Ausübung des Wahlrechtes gesichert ist, niemals engherzige Ansichten, niemals Klasseninteressen, sondern stets die wahren Bedürfnisse des Volkes zum Ausdruck bringen. Sie wird mit scharfem Verständniß es erkennen, wenn die Regierung selbst auch ihrerseits, wie es ihr Pflicht und Klugheit gebietet, jene wahren Volksinteressen zur Durchführung zu bringen bestrebt ist, und wird fern von jeder systematischen auf Eitelkeit und doctrinärer Einseitigkeit gegründeten Opposition der Regierung in solchem Bestreben vertrauensvoll fördernd entgegenkommen, sodaß aus der Vereinigung dieser beiden scheinbar heterogenen Factoren für die Regierung Kraft und Autorität und für das Volk selbst Wohlfahrt, Sicherheit und Ruhe hervorgehen muß.

Die Geschichte aller wahrhaft großen Monarchen, welche ihre Völker zu wirklichem Fortschritt geführt und mächtig in die Schicksale der Nationen eingegriffen haben, beweist die Richtigkeit dieser Sätze. Sie alle waren mehr oder weniger die Träger und Vorkämpfer der demokratischen Ideen ihrer Zeit, und je mehr sie es waren, um so leichter, sicherer und unbeschränkter führten sie ihre Herrschaft.

Auch der König erkannte diesen Gedanken, welchen ich ihm ausführlich entwickelte, vollkommen an. Graf Platen freilich erschrak vor demselben, ohne ihn jedoch

zurückzuweisen; er erkannte wol die Macht an, welche die Sache des Königs in einer Verbindung der Demokratie gewinnen müsse, nur fürchtete er den Eindruck, den eine solche Verbindung bei den Regierungen machen möchte, und besorgte zugleich, daß die Führer der Demokratie es doch niemals mit dem Könige und seinem legitimen Rechte ehrlich meinen möchten. Ich entgegnete ihm, daß meiner Ueberzeugung nach gerade die wirkliche Demokratie ein vertrauensvolles Entgegenkommen entweder ganz zurückweisen oder ebenso vertrauensvoll und aufrichtig erwidern werde, und daß, wenn dies dennoch nicht der Fall sein sollte, ich nicht begreifen könnte, warum wir uns gerade das testimonium paupertatis ausstellen sollten, von vornherein die Ueberlisteten zu sein, da wir ja doch in der Lage wären, mit offenen Augen zu beobachten und ein falsches Spiel, wenn es versucht werden sollte, zu durchschauen. Was das legitime Recht des Königs beträfe, so würde ja gerade in der von mir betonten und besonders in den Vordergrund zu stellenden Willenserklärung des hannoverischen Volkes auch für dieses Recht eine demokratische Basis gefunden.

Der König billigte das in den vorstehenden Punkten aufgestellte Programm, und ich werde, wenn ich später auf die während der nächsten Jahre nachein-

ander getroffenen Maßregeln zur Ausführung desselben zurückkomme, Gelegenheit haben, auch insbesondere noch die Bedeutung hervorheben, welche gerade die Verbindung des Königs mit der Sache der Demokratie hätte haben können.

IX.

Einrichtung des Königs zu dauerndem Aufenthalt in Oesterreich. — Die Villa Braunschweig in Hietzing. — Der Hof und die Umgebung des Königs in Hietzing. — Die Königin auf der Marienburg. — Sendung der Frau von Knesebeck nach der Marienburg, um die Prinzessin Friederike nach Hietzing zu geleiten. — Kleine Intriguen und Damenpolitik. — Graf Alfred Wedel übernimmt die Leitung des Hofhalts, der frühere Legationskanzlist Elster die Finanzgeschäfte. — Die Prinzessin Friederike kommt nach Hietzing in Begleitung der Frau von Heimbruch. — Der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Reischach. — Andeutungen über den Wunsch des österreichischen Hofes, daß der König nach England gehen möge. — Entschluß des Königs, in Wien zu bleiben. — Abschied des Königs Johann von Sachsen vom König Georg. — Der König als Chef des preußischen Regiments der Zietenhusaren. — Herr von Beust wird österreichischer Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern. Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Seine Stellung dem altösterreichischen Adel und dem katholischen Klerus gegenüber. — Die österreichische Bureaukratie. — Herr von Beust und König Georg. — Erweiterung der Umgebung des Königs. — Hauptmann von Düring, der letzte hannoverische Truppencommandant im Felde. — Der letzte Vermittelungsversuch durch die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen.

Da der König sich nicht hatte entschließen wollen, seinen Aufenthalt in England zu nehmen, sondern fest darauf beharrte, in Wien zu bleiben, so mußte auf die Einrichtung eines dauernden Wohnsitzes für ihn Bedacht genommen werden, denn die Wohnung im Hause der Gräfin Wilczeck genügte in keiner Weise auch für den eingeschränktern Hofhalt und lag außerdem in einer engen Straße der innern Stadt, sodaß der König, der an starke und andauernde Bewegung in freier Luft gewöhnt war und derselben für seine Gesundheit bedurfte, genöthigt wurde, immer erst nach den kaiserlichen Gärten hinauszufahren, um seine Spaziergänge zu machen. Der Herzog von Braunschweig, welcher dem königlichen Hause in den Tagen des Unglücks eine treue verwandtschaftliche Theilnahme bewies, bot seine in Hietzing gelegene Villa an, und der König nahm dieses Anerbieten gern und dankbar an — denn die herzogliche Villa, obgleich nur für kurzen Sommeraufenthalt eingerichtet, bot durch ihre freie Lage in der Nähe des großen Parks von Schönbrunn und durch den eigenen ausgedehnten und vortrefflich gehaltenen Garten einen Wohnsitz, der, was die freie ungezwungene Bewegung betraf, dieselben Vortheile bot wie die Residenz in Herrenhausen.

Die sogenannte Villa Braunschweig, welche meh-

rere Jahre hindurch den Mittelpunkt der welfischen Bewegung und des Widerstandes gegen die neue Ordnung der Dinge in Hannover bildete und dadurch eine historische Bedeutung erlangte, war ursprünglich ein einfaches, nur für bescheidene Privatverhältnisse bestimmtes Haus, das dem Freiherrn Anselm von Hügel, dem berühmten Reisenden und Sammler, gehört hatte, der nach seinen bis Neuseeland ausgedehnten Weltreisen eine Zeit lang österreichischer Gesandter in Florenz und in Brüssel war und am letztern Orte im Jahre 1870 starb. Nach der Rückkehr von seinen weiten Reisen lebte er, ehe er wieder in den diplomatischen Dienst trat, in Hietzing und hatte in seiner Villa dort einen großen Theil der kostbaren Sammlungen vereinigt, die er aus allen Erdtheilen mitbrachte und welche später für die kaiserlichen Museen und die Hofbibliothek in Wien angekauft wurden. Herr von Hügel hatte das Haus schon erweitern lassen und namentlich die Gartenanlagen wesentlich ausgedehnt und verschönert. Nach ihm erwarb es der Herzog von Braunschweig. Er fügte, ohne das nach der Straße hin durch eine Mauer verdeckte und kaum bemerkbare Hauptgebäude zu erweitern, größere Stallungen, Küchen und Wirthschaftsräume hinzu und schmückte das Ganze, an Herrn von Hügel's Grundidee sich anlehnend, mit fürstlicher Pracht

und feinem Geschmack aus, sodaß es, abgesehen von der geringen Zahl der bewohnbaren Räume, welche indeß dem unverheiratheten Herzog vollkommen genügten, für einen fürstlichen Hofhalt brauchbar wurde.

Die Villa war in der That ein Kleinod an Reichthum und Geschmack. Durch die unscheinbare Thür in der Straßenmauer, über welche die innern Gebäude fast gar nicht hervorragten, trat man in eine lange, nach dem Garten hin offene Halle mit pompejanischer Wandmalerei, an welcher zuerst eine Portierloge und dann einige für die Cavaliere des Dienstes bestimmte Zimmer sich befanden. Am Ende dieses langen Ganges lag in der Mitte des Hauptgebäudes ein ziemlich großer Saal, der sein Licht durch die breiten, nach der Veranda des Gartens sich öffnenden Glasthüren erhielt, aus denen man die Aussicht auf ein kunstvoll angelegtes und sorgfältig unterhaltenes Blumenparterre hatte. Dieser Saal war ganz im chinesischen Geschmack decorirt; die Wände bedeckte eine kostbare chinesische Seidentapete von seltener Schönheit, an welcher die Gesichter der darauf befindlichen Figuren von bemalten Porzellanplättchen gebildet wurden; an dem Sims der Decke hin lief eine dichte Reihe hellklingender, kleiner Glöckchen, welche jeder Luftzug ertönen ließ; am Boden lag eine feine chinesische Strohmatte; große, bunte

Laternen hingen an der Decke; an den Wänden und auch in der Mitte des Saales saßen lebensgroße Pagoden von vortrefflicher Arbeit, welche gleichmäßig die Köpfe und Hände bewegten. Hieran schloß sich ein ebenfalls nach dem Garten hinaus gehendes Speisezimmer, daran ein türkischer Salon, den der Herzog als Rauchcabinet benutzt hatte, und einige andere Empfangsräume; auf der andern Seite stieß an den chinesischen Saal, welcher als Wartezimmer und als Versammlungsraum für die zur Tafel befohlene Gesellschaft benutzt wurde, die Wohnung des Herzogs, welche auch der König für seine persönliche Benutzung auswählte. Sie bestand außer dem Schlaf- und Ankleidezimmer und den Räumen für die dienstthuenden Kammerdiener nur aus einem einzigen durch große Fenster erhellten Cabinet.

Dieser Raum, welchen der unglückliche König mehrere Jahre lang ausschließlich bewohnte und in welchem so viel Wichtiges und Denkwürdiges sich vollzog, war ganz schottisch decorirt. Die schweren, reichvergoldeten Möbel waren mit schottisch gemusterten Seidenzeugen überzogen, ähnliche Decken mit Gold durchwirkt lagen auf den Tischen, an den Wänden hingen schottische Waffen mit Schärpen und Plaids in den Farben der Clans, ebenso eine ganze Reihe meisterhaft ausgeführter

Oelgemälde, welche pittoreske Scenen aus Walter Scott's Romanen darstellten. Mich berührte die Ausstattung dieses Zimmers zuweilen eigenthümlich und wundersam; es konnte fast wie ein fatalistisches Verhängniß erscheinen, daß dieser Raum, in welchem der Nachkomme Georg's I. den letzten Kampf um das alte Stamm- und Erbland seines Hauses auskämpfte, gerade mit Zeichen und Bildern aus dem Stammlande der Stuarts geschmückt war, an deren Stelle das welfische Haus getreten und um deren Thron es sein Erbland verlassen hatte, während der letzte Stuart im Schlosse Saint-Germain ebenso unbeugsam an seinen Rechten festhielt, als dies der König Georg in der Villa zu Hietzing that.

In den letzten Tagen des August siedelte der König nach Hietzing über und richtete seinen bisher nur feldmäßig provisorischen Hofhalt dort ein wenig fester ein. Er wohnte mit dem Kronprinzen in der Villa Braunschweig, in welcher nur noch der Geh. Cabinetsrath Lex, dessen Dienste der König zu jeder Stunde unmittelbar bedurfte, Platz fand; wir übrigen fanden Wohnungen in den verschiedenen Villen von Hietzing, welche von einem Theil der wiener Gesellschaft zum Sommeraufenthalt benutzt werden, allerdings auch meist nur für den Sommer eingerichtet sind, und in denen

wir daher im Winter viel mit Zug und Kälte zu kämpfen hatten, sodaß wir alle Arten von Vorrichtungen gegen die feindliche Jahreszeit treffen mußten.

Die drei Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Kohlrausch, Oberstlieutenant von Heimbruch und Rittmeister Graf Wedel blieben im persönlichen Dienst, ebenso der Adjutant des Kronprinzen Rittmeister von Klenck und der Staatsrechtslehrer Sr. königlichen Hoheit Professor Maxen.

Der König hatte sogleich bestimmt, daß die Königin in Herrenhausen, oder wenn ihr Aufenthalt dort unmöglich werden sollte, auf ihrem Schlosse Marienburg bei Nordstemmen in der Nähe von Hildesheim bleiben solle. So sehr es ihn schmerzte, seine Gemahlin in einer so unerfreulichen, nach allen Seiten hin peinlichen Situation zu wissen, so verlangte er dennoch von ihr dieses Opfer und blieb trotz mancher von verschiedenen Seiten gemachten Vorstellungen unerschütterlich dabei, daß die Königin nur der Gewalt weichend das hannoverische Land verlassen solle, um durch ihre Anwesenheit thatsächlich gegen die Einverleibung in Preußen zu protestiren und im Volke die Anhänglichkeit an das welfische Haus und den Glauben an eine künftige Aenderung der Verhältnisse zu erhalten. Auf diese passiv demonstrative Bedeutung sollte sich indeß die An-

wesenheit der Königin in Hannover streng beschränken; Ihre Majestät sollte nach dem bestimmten Wunsche des Königs sich in keiner Weise direct oder indirect in die Politik mischen und auch keine Kundgebungen aus dem Volke entgegennehmen, welche über die einfache Bezeugung der Liebe und persönlichen Anhänglichkeit hinausgingen; dagegen wünschte der König, daß die Prinzessin Friederike, welche für ihren Vater eine ganz besondere Liebe und für seinen Geist und Charakter ein ganz besonderes Verständniß besaß, zu ihm nach Hietzing kommen möge. Er sendete deshalb die Gemahlin des Generals von dem Knesebeck nach Hannover, um der Königin seinen Wunsch mitzutheilen und die Prinzessin nach Hietzing zu geleiten, wo dann Frau von dem Knesebeck als Ehrenstaatsdame der Königin zugleich den Dienst bei Ihrer königlichen Hoheit übernehmen sollte.

Damals aber begannen bereits jene eigenthümlichen Intriguen, welche sich stets an depossedirten und verbannten Höfen noch mehr und verhängnißvoller fühlbar machen als in der Umgebung der wirklich regierenden Herrscher.

Es ist ein schöner Titel, der Höfling des Unglücks zu sein, und wir alle waren damals mit Recht stolz auf diesen Titel; aber fast scheint es, als ob an den im Unglück befindlichen Höfen, an denen doch wahrlich

wenig äußere Ehre und äußerer Vortheil zu erlangen ist, Neid, Misgunst und Mistrauen noch fester Wurzel schlagen und noch üppiger wuchern als auf dem Boden des Glückes und der Macht. Es mag dies wol in jenem eigenthümlichen Zuge der menschlichen Natur liegen, welche einen Jeden immer bei einem Andern die Schuld an dem bitter empfundenen Unglück suchen läßt, und so kam es denn auch damals sehr bald dahin, daß die Umgebung der Königin alles thöricht und verwerflich fand, was in der Umgebung des Königs geschah, und daß auch die Königin selbst von den ihr fortwährend einseitig und ohne Widerlegung ausgesprochenen Anschauungen beeinflußt wurde.

Der Geheimrath von Stockhausen, bis zum Ausbruch des Krieges Gesandter in Berlin, war von der Königin zu ihrem politischen Berather gewählt worden und theilte sich, da er zugleich die Kammerherrenwürde bekleidete, mit dem Grafen von Linsingen in den Dienst bei Ihrer Majestät.

Herr von Stockhausen hatte stets zu den rückwärts blickenden Staatsmännern gehört, welche jedesmal ganz genau wissen, wie es hätte gemacht werden sollen, und welche, ohne selbst den Gedanken und den Entschluß zu einer rechtzeitigen That zu finden, doch für jede Handlung Anderer ein kritisch bedauerndes Achselzucken

haben, das ein tiefgeheimnißvoll verborgenes Besserwissen und Besserkennen ahnen läßt.

Weder Graf Platen noch ich hatten uns jemals in der Lage befunden, diese schweigende Ueberlegenheit anerkennen zu können, und waren daher nicht der Gegenstand freundlicher Gesinnungen des Herrn von Stockhausen.

Er hatte, wie der ganze Hof, bis zum Ausbruch des Krieges zu den enragirtesten Vertretern einer rücksichtslos österreichischen Politik gehört, nun aber war er inmitten der Damen der Königin ein ebenso scharfer Kritiker alles dessen, was in Hietzing geschah, und alles, was der Hof auf der Marienburg unter dem Druck der traurigen Verhältnisse zu leiden hatte, wurde den Rathgebern des Königs schuld gegeben. Was die Gesellschaft auf der Marienburg eigentlich wollte, ist mir und auch wol jenen Herren und Damen selbst niemals klar geworden. Die Königin selbst theilte ja den Standpunkt ihres Gemahls nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus Ueberzeugung, und dennoch wurde jede entschlossene und energische Maßregel von ihrer Umgebung mit lautem Jammer aufgenommen, und alle jene malcontenten Elemente, deren es in Hannover so viele gab, trugen ihre oft geradezu komischen Rathschläge nach der Marienburg, welche fast ausnahmslos

darauf hinausliefen, eine Faust in der Tasche zu machen und mit einem Märtyrerthum zu kokettiren, das weder Geld kosten noch Gefahr bringen sollte. Und doch gab es, wie ich schon früher hervorgehoben habe, für den König ganz unbedingt nur zwei Wege: entweder unbedingte Anerkennung des Geschehenen unter Sicherung der möglichst großen materiellen Vortheile, oder Festhalten an den königlichen Rechten und dann auch Kampf für diese Rechte und muthiges Ertragen von allem, was dieser Kampf mit sich bringen mußte. Ein schweigendes Grollen und Frondiren war weder würdig noch klug, denn ein lediglich protestirender Prätendent verfällt unter allen Umständen rettungslos der Lächerlichkeit und verliert zugleich ebenso sicher alle materiellen Vortheile, welche aus der Anerkennung der vollzogenen Thatsachen zu gewinnen sind; ein Recht muß man entweder bis auf das Aeußerste vertheidigen, um zu siegen oder würdig zu fallen, oder aber es so theuer als möglich verkaufen. Wir ließen uns daher durch die politischen Kritiken des den Herrn von Stockhausen umgebenden Damenkreises keinen Augenblick beirren, dennoch aber machten die unausgesetzten Intriguen sich als fortwährende kleine Nadelstiche fühlbar, welche in jener ernsten und schweren Zeit um so widerwärtiger waren.

Der General von dem Knesebeck mußte nun auch wol auf der Marienburg eine persona ingrata sein — ich weiß nicht warum, und das Warum war ja dort auch meist Nebensache — genug, Frau von dem Knesebeck wurde nicht gut empfangen und kehrte ohne die Prinzessin zurück. Ihre königliche Hoheit kam erst einige Zeit später in Begleitung der Frau von Heimbruch, der Gemahlin des Flügeladjutanten, nach Hietzing.

Begreiflicherweise war der General von dem Knesebeck über diese Zurücksetzung, welche seine treue und opferbereite Ergebenheit für die Sache des Königs in keiner Weise verdient hatte, tief gekränkt, und sobald seine Function in Wien beendet war, zog er sich nach Hannover in das Privatleben zurück. Auch er beendete seine ehrenvolle Laufbahn mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß die eifrigsten und hingebendsten Dienste so oft in der Welt ohne Dank und Anerkennung bleiben und ihren einzigen Lohn in dem eigenen Bewußtsein finden müssen.

Lange schon hat sich das Grab über ihm geschlossen, in mir aber lebt die warme Erinnerung an den treuen ritterlichen Mann, der in schwerer Zeit mit klarem Blick und muthigem Herzen auf seinem Posten an der Seite seines unglücklichen Königs stand.

Der Hofmarschall Graf Alfred Wedel kam nach

Hietzing, um die Leitung des Hofhaltes zu übernehmen, denn der Oberhofmarschall von Malortie war, abgesehen von seinem Alter und seiner Kränklichkeit, in Hannover unentbehrlich, um dort die Vermögensinteressen des Königs wahrzunehmen. Der Legationskanzlist Elster von der hannoverischen Gesandtschaft in Berlin übernahm die technische Führung der Finanzgeschäfte des Hofes, und so war denn die kleine Colonie im Exil constituirt, welche sich nun anschickte, den Kampf für das königliche Recht gegen die siegreichste und gefürchtetste Macht in Europa zu unternehmen.

Zu der unmittelbaren und täglichen Umgebung des Königs gehörte außerdem noch der österreichische Feldmarschallieutenant Freiherr von Reischach, eine ungemein liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit. Er war bei der Ankunft des Königs in Wien zum Ehrendienste bei demselben commandirt und behielt diese Stellung, da der König dem österreichischen Hofe gegenüber fortwährend als Gast des Kaisers betrachtet wurde, während der nächsten Jahre bei. Der General stand nicht mehr im activen Dienst; er war ein überaus tapferer Soldat gewesen, das Maria-Theresienkreuz schmückte seine Brust, und sein ganzer Körper war derartig von Wunden zerrissen gewesen, daß er häufig noch heftige Schmerzen litt. Er konnte niemals eine

liegende Stellung ertragen und war genöthigt, in einem Lehnstuhl sitzend zu schlafen. Er war Comthur des souveränen Malteserordens, den er später am wiener Hofe als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister vertrat, ohne Familie, reich und unabhängig, also in der Lage, sich ganz und gar seinem Ehrendienste bei dem Könige zu widmen. Seine körperlichen Leiden und der Schmerz, den der tapfere und geistig noch jugendfrische Mann über die ihm aufgedrungene Unthätigkeit empfand, hinderten ihn nicht, ein unverwüstlich heiterer Lebemann zu sein. Er war der Liebling der vornehmen Gesellschaft Wiens; sein freundlich wohlwollendes, kluges und feines Gesicht war jugendlich frisch geröthet und sein schneeweißes Haar ganz kurz geschnitten, weshalb ihn die Damen der wiener Aristokratie scherzhaft eine überzuckerte Erdbeere nannten, und der alte Herr freute sich selbst am meisten über diesen anmuthigen Vergleich. Er war täglicher Gast in der Villa Braunschweig und trug durch seine unverwüstliche Loyalität viel zur Belebung und Erheiterung der kleinen Gesellschaft bei, welche sich dort versammelte.

Die ganze österreichische Aristokratie und die in Wien accreditirten Diplomaten umgaben den König mit den ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten. Er konnte wegen des beschränkten Raumes in der Villa keine größern

Gesellschaften bei sich sehen, aber fast täglich fanden kleine Diners statt und die Mitglieder des hohen österreichischen Adels betrachteten eine Einladung des Königs als eine besondere Auszeichnung. Auch der kaiserliche Hof kam dem Könige und namentlich auch der Prinzessin Friederike, als dieselbe in Hietzing angekommen war, mit um so herzlicherer Liebenswürdigkeit entgegen, je weniger die österreichische Politik in der Lage gewesen war, für Hannover zu wirken. Die königliche Familie war ein für allemal zu der sonntäglichen Familientafel des kaiserlichen Hauses eingeladen, und die Kaiserin Elisabeth zeigte ganz besonders der Prinzessin Friederike eine außerordentlich freundschaftliche Theilnahme; auch schloß sich die Prinzessin in inniger Freundschaft der Erzherzogin Mathilde, der Tochter des Erzherzogs Albrecht, an, welche später in so unglückseliger Weise einen so frühen, entsetzlichen Tod fand, der auch für ihre fürstliche Freundin, wie ich später erzählen werde, in anderer Weise bedeutungsvoll werden sollte.

Dessenungeachtet aber war es nicht zu verkennen, daß die österreichische Regierung und wol auch der Hof die Anwesenheit des Königs als eine drückende und Preußen gegenüber peinliche Verlegenheit empfand. So erinnere ich mich, daß ich eines Abends vom Diner

in der Villa Braunschweig mit dem Feldmarschall-lieutenant von Reischach in dessen Wagen nach Wien fuhr, um irgendein Theater zu besuchen. Der General benutzte diese sich gerade für ihn selten darbietende Gelegenheit einer vertraulichen Unterhaltung ohne Zeugen, um mir besonders eingehend und eifrig die Ansicht auszusprechen und zu begründen, daß für den König unter den eingetretenen Verhältnissen England der würdigste und angenehmste Aufenthalt sei, da er dort als königlicher Prinz und als Familienchef des regierenden Hauses eine besonders ehrenvolle und über alle diplomatischen Rücksichten erhabene Stellung habe. Ich konnte kaum annehmen, daß Herr von Reischach diese Bemerkungen aus eigenem Antriebe mache; auch war es nicht wahrscheinlich, daß er von irgendeiner ministeriellen Seite zu denselben veranlaßt sein möchte, da er ja nur vom Kaiser persönlich abhängig und von diesem zu seinem Ehrendienste bei dem Könige commandirt war. Ich nahm Veranlassung, dem Könige sogleich von diesem Gespräch Mittheilung zu machen; allein er wiederholte auf das bestimmteste, daß er niemals nach England gehen werde, weil sein Erscheinen dort von der Welt — und nach seiner Auffassung mit Recht — als ein Verzicht auf die hannoverische Krone betrachtet werden würde.

Die hochgehende Erregung der Kriegszeit verschwa
allmählich und alles kehrte in geordnet ruhige Zustän
zurück.

Auch das Schicksal Sachsens war entschieden. D
König Johann, welcher den Sommer über in Schö
brunn gewohnt hatte, während seine Truppen Ca
tonnements in der Umgebung bezogen, kehrte, nachde
der Friede geschlossen und die Stellung Sachsens
dessen Existenz Herr von Beust durch Napoleon's Ve
mittelung gerettet hatte, in dem neugebildeten Nord
deutschen Bunde geregelt war, nach Dresden zurück

Ernst und traurig war sein Abschied vom König
Georg, den er damals zum letzten mal auf Erden sah
Der König von Sachsen sprach warme Worte des
Trostes; er fügte hinzu, daß er den König um dessen
Stellung beneide, und daß er persönlich tausendmal
lieber dessen Los theilen, als in die neuen, drückenden,
seinen bisherigen Ueberzeugungen und Bestrebungen
widersprechenden Verhältnisse zurückkehren werde. Auf
eine Bemerkung des Königs Georg, daß alles sich, wie
er zuversichtlich hoffe, wieder ändern und das alte
Recht dennoch zur Geltung kommen werde, schüttelte
König Johann ernst den Kopf und sagte:

„Für Sachsen nicht, mag auch geschehen, was da
wolle! Es hat mich einen bittern und schweren Kampf

gekostet, diesen Frieden zu unterzeichnen, aber nachdem ich ihn unterzeichnet, werde ich die Verpflichtungen, die er mir auflegt, treu und unerschütterlich halten und alle meine Kraft anwenden, mein Volk auch unter den neuen Verhältnissen zu Wohlfahrt und Segen zu führen.“

Einen rührenden Zug von der Gerechtigkeit des Königs und von seiner Pietät gegen die Traditionen früherer Zeiten kann ich hier nicht unerwähnt lassen.

Bekanntlich hatten die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses infolge des Krieges ihre Würden als Chefs preußischer Regimenter niedergelegt, was in Berlin als ein Zeichen des Bruches mit den Erinnerungen großer gemeinsamer Kämpfe und einer geheiligten Waffenbrüderschaft besonders peinlich und bitter empfunden wurde. Es trat nun an den König die dringende Forderung heran, auch seinerseits die Würde als Chef des Regiments der preußischen Zietenhusaren niederzulegen und dem Könige von Preußen zugleich den Schwarzen Adlerorden zurückzuschicken. Der König zögerte; als jedoch die Anregungen immer dringender wurden, befahl er mir, in dem bezeichneten Sinne ein Schreiben an den König von Preußen zu entwerfen und ihm zur Prüfung vorzulegen. Infolge dieses Befehls legte ich dem Könige nach einigen Tagen den nachstehenden Entwurf vor:

„Durchlauchtigster, großmächtigster pp.
Mein Herr Bruder!

„Unter den Verhältnissen, welche zu meinem tie
Bedauern und ohne meine Veranlassung zwischen (
Majestät und mir bestehen, werden es Höchstdiesel
natürlich finden, daß ich nicht mehr wünschen kann, z
preußischen Armee in Beziehungen zu stehen, wel
durch weiland Se. Majestät Friedrich Wilhelm I
als Ausdruck der nunmehr zerrissenen Bande der Ve
wandtschaft und Freundschaft einst geknüpft wurden.

„Ich gebe Ew. Majestät deshalb das mir a
Chef verliehene Regiment pp. zurück.

„Wenn ich durch die gleichen Verhältnisse ge
zwungen bin, Ew. Majestät auch den Schwarzen Adler
orden hierbei zurückzusenden, so geschieht dies mit dem
schmerzlichen Bedauern, mich von einem Erinnerungs-
zeichen an frühere, meinem Herzen stets theure, Zeiten
trennen zu müssen.

Ew. Majestät ergebenster."

Als ich dem Könige diesen Entwurf vorgelesen
hatte, stützte er den Kopf in die Hand und saß lange
schweigend da; dann rief er plötzlich tief aufathmend
mit lauter Stimme: „Nein, nein!" — (die folgenden
Worte sind von mir auf dem Rande des Concepts
notirt) „Wenn auch Preußen mir alles Böse, das nur

möglich ist, zugefügt hat, so will ich doch das ehrenvolle Band mit der preußischen Armee nicht lösen."

Er befahl mir, den Entwurf zurückzulegen, und wollte von der Sache nichts weiter hören. So ist er denn auch während der ganzen Jahre der so scharf gespannten Gegnerschaft gegen die preußische Regierung Chef jenes hochberühmten preußischen Regiments geblieben; regelmäßig empfing er, wie in frühern Zeiten, den Rapport, und erst sein Tod hat das Band gelöst, das ihn mit der preußischen Armee verknüpfte und das er so hoch in Ehren hielt.

Möge die Mittheilung dieses kleinen, aber bedeutsamen Zuges dazu beitragen, daß auch bei dem preußischen Königshause und bei der preußischen Armee über alle Erbitterungen der politischen Kämpfe hinweg das Andenken des edeln, ritterlichen Fürsten in Ehren bleibe.

Inzwischen war der Wechsel in der österreichischen Regierung vollzogen. Herr von Beust hatte das Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern übernommen und trat unter der jubelnden Zustimmung der öffentlichen Meinung und unter dem grollenden, feindlichen Mistrauen der altösterreichischen Adelskreise seiner gewaltigen Aufgabe der Regeneration des innerlich so schwer zerrütteten und äußerlich so tief gede-

müthigten Kaiserstaates entgegen. Diese Aufgabe war eine riesengroße, und der freudige Muth, mit welcher Herr von Beust derselben entgegentrat, war in der That bewunderungswürdig.

So schwer das Ziel, welches ihm gesteckt war, überhaupt schon erreichbar schien, so mußten gerade ihm doppelt große Schwierigkeiten sich entgegenstellen, denn er war ein Fremder und ein Protestant — die erstere Eigenschaft stellte ihn in Gegensatz zur österreichischen Aristokratie, die zweite zum katholischen Klerus, und die Mittel, die er zur Erfüllung seiner Aufgabe als nothwendig erkannte, mußten beide Gegensätze noch verschärfen. Herr von Beust war überzeugt, und machte aus dieser Ueberzeugung kein Hehl, daß zur Wiedererweckung und Kräftigung der militärischen und finanziellen Kräfte Oesterreichs eine freie, nationale und selbständige Entwickelung Ungarns unerlaßlich sei, welche allen politischen Traditionen der bisher die Regierung beherrschenden deutsch-böhmischen Adelskreise widersprach. Ebenso war er überzeugt, daß eine Belebung und fruchtbare Entwickelung des öffentlichen Lebens in Oesterreich und ein patriotisch thatkräftiger Aufschwung der Bevölkerung die Aufhebung des die kirchlichen Verhältnisse regelnden und die kirchliche Macht auf alle Verhältnisse ausdehnenden Concordats

mit dem Römischen Stuhle als unumgänglich nothwendige Vorbedingung erfordere.

Ich zweifle nicht, daß er diese beiden Bedingungen bei der Uebernahme seines Amtes dem Kaiser vorgelegt und für dieselben auch die allerhöchste Genehmigung gefunden hat, aber ebendarum fand er sich auch von vornherein einem geschlossenen Widerstande gegenüber.

Die österreichische Aristokratie konnte sich zwar nicht verhehlen, daß sie nicht im Stande sei, aus ihren Reihen einen Staatsmann zu stellen, der den Anforderungen der damaligen Zeit gewachsen sei. Der einzige wäre vielleicht der Fürst Richard Metternich gewesen; er besaß einen lebhaften und klaren Geist und ragte in seiner vielseitigen Bildung weit über seine Standesgenossen hervor; aber einmal war er, wegen seiner besondern Vertrauensstellung zu dem Napoleonischen Hofe, in Paris fast unersetzlich und dann fehlte ihm bei seiner leicht empfänglichen, aber auch leicht beweglichen Natur die zähe Kraft des Willens und Handelns, welche zur Durchführung einer so gewaltigen Aufgabe erforderlich war, bei der jeder Schritt ein Kampf und jeder Sieg nur die Vorbereitung zu einem neuen Angriff sein mußte.

Obwol nun der österreichische Adel wohl fühlte, daß er keinen Ersatzmann zu stellen vermochte, und obwol

er deshalb schwieg, so empfand er doch das testimonium paupertatis, welches für ihn in der Berufung eines fremden Staatsmannes lag, mit bitterm Unmuth — er hielt sich murrend zurück, bereit, bei dem ersten Fehltritt oder dem ersten Miserfolg des Herrn von Beust seine verurtheilende Stimme laut zu erheben.

Ebenso war auch eine Aenderung des Concordats für Herrn von Beust schwerer als für jeden andern; was sich ein altösterreichischer Katholik hätte erlauben dürfen, das gestand man dem ausländischen Protestanten nicht zu, und jeder Schritt in jener Richtung, den er unternehmen würde, konnte als ein Angriff gegen die Religion selbst im voraus auf die schärfste Verurtheilung rechnen. Noch schlimmer als dies alles war aber der zähe und dumpfe Widerstand, welcher Herrn von Beust in der österreichischen Bureaukratie, der bösartigsten von allen, die ich kennen gelernt, entgegentrat, da dieselbe sich aus den alten, gewohnten Gleisen getrieben und in ihrer Omnipotenz bedroht sah. Ich erlebte in dieser Beziehung ein merkwürdiges und mir unvergeßlich gebliebenes Beispiel.

Ein junger Publicist, dessen Dienste ich mehrfach benutzt hatte und der auch zu der kaiserlichen Preßleitung in Beziehung stand, entwickelte mir eines Tages sehr ausführlich und lebhaft seine Ideen über die Be-

dürfnisse des österreichischen Staatslebens, über die Bedingungen einer gesunden Reform desselben und über die Mittel und Wege, diese Bedingungen zur Erfüllung zu bringen. Die Mittheilungen des jungen geistvollen Mannes interessirten mich in hohem Maße, seine Anschauungen frappirten mich und schienen mir äußerst beachtenswerth, und ich fragte ihn, ob er nicht alles, was er mir gesagt, ausarbeiten und in Form einer Denkschrift dem neuen Leiter der österreichischen Politik überreichen wolle, der ja an die Lösung derselben Aufgabe herantrete, über die er eben so eingehend, sachkundig und überzeugend gesprochen habe. Er lehnte dies achselzuckend ab, und da ich seine Miene so deutete, als bedauere er die mangelnde Gelegenheit, eine solche Denkschrift zur Annahme und Beachtung zu bringen, so bat ich ihn, mir sein Mémoire zu geben, da es mir vielleicht möglich sein würde, dasselbe an die rechte Stelle gelangen zu lassen. Im höchsten Grade erschrocken aber rief er:

„Um Gottes willen, nein, nein! Ich habe zu Ihnen nur ganz vertraulich gesprochen und beschwöre Sie, niemand etwas von diesem Gespräch mitzutheilen — die Hofräthe würden mir das niemals verzeihen und jede Aussicht auf eine Carrière wäre für mich zu Ende.“

Ich fragte ihn ganz verwundert, wie er sich denn

vor der Unzufriedenheit dieses oder jenes Hofrat
fürchten könne, wenn seine Gedanken, wie ich ni
zweifelte, bei dem leitenden Minister Anerkennu
finden sollten, der ja doch allein im Stande wäre, ih
eine Carrière zu öffnen.

„Nein", sagte er sehr entschieden, „nein, das i
unmöglich! Ich weiß nicht, wie lange Herr von Beu
Minister bleiben wird — die Hofräthe aber bleibe
und würden es mich bitter entgelten lassen, wenn de
Minister mich wider ihren Willen hervorzöge."

Und so war es in der That, das Publikum war
gewöhnt, die Minister, welche ohnehin oft die eigentlichen bureaumäßigen Geschäfte ziemlich cavalièrement
behandelten und nicht die Routine besaßen, dieselben
zu beherrschen, häufig wechseln zu sehen, und die Gunst
des abgetretenen Ministers war unter seinem Nachfolger vielfach verhängnißvoll geworden. Daher kam
es, daß man sich um die Minister wenig kümmerte,
ja fast Scheu hatte, mit ihnen in Verbindung zu
kommen, denn was sie nützen konnten, würde ja vielleicht nach ihrem Rücktritt um so nachtheiliger gewirkt
haben. Wenn man aber dem Portier eines Ministeriums, der in seiner Stellung unerschütterlich feststand,
einen Gulden in die Hand drückte, so konnte das noch
nach Jahren seine Früchte tragen, und der Thürsteher

konnte in freundlicher Erinnerung immer noch einmal die Hinterthür einer Kanzlei öffnen und bei einem der Welt unbekannten, aber dennoch allmächtigen Kanzlisten ein Fürwort zur schleunigen Erledigung irgendeiner Sache einlegen, die ohne den Willen jenes Kanzlisten vielleicht jahrelang nicht auf den Tisch des Ministers gelangt sein würde.

Der Contreadmiral Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, Minister für Handel und Volkswirthschaft, ein ungemein geistvoller, für seine Aufgabe aufrichtig begeisterter, seemännisch freimüthiger Mann sagte mir eines Tages bei Gelegenheit eines Gesprächs über die volkswirthschaftlichen Zustände in Oesterreich wehmüthig seufzend:

„Ja, es liegen Schätze unerschöpflichen Reichthums in dem Boden Oesterreichs und noch mehr in Ungarn, aber die Hyder der Bureaukratie ringelt sich davor im Sumpf der trägen Gewohnheit und vernichtet jeden, der jene Schätze heben möchte. Wenn sich einst der Hercules findet, der jenes tausendköpfige Ungeheuer niederstreckt, dann wird Oesterreich gerettet sein."

Dieses Wort ist mir unauslöschlich im Gedächtniß geblieben — selbst die elastische Kraft des Herrn von Beust ist im Kampfe mit jener Hyder erlegen, und immer noch hat sich der Hercules für sie nicht

gefunden; damals aber waren sowol Herr vo
Beust als alle, welche auf ihn hofften, von frische
Muthe beseelt, und der Kaiser Franz Joseph betra
fest und entschlossen den Weg, welchen ihm sein neue
Rathgeber als nothwendig bezeichnet hatte. Herr vo
Beust mußte natürlich in der auswärtigen Politi
sehr vorsichtig sein und die neugeschaffenen Verhält-
nisse zu Preußen und Deutschland mit äußerst zarter
Hand anfassen. Er empfand wol am meisten die
Verlegenheiten, welche für Oesterreich aus dem Auf-
enthalt des Königs in Wien entstehen mußten, da
derselbe den Mittelpunkt einer gegen Preußen ge-
richteten Agitation bildete und da die preußische Re-
gierung naturgemäß Oesterreich für alle feindlichen
Schritte, welche von dort aus geschahen, verantwort-
lich machte. Er hielt sich deshalb möglichst zurück
und vermied ein häufiges Erscheinen am Hofe zu
Hietzing, wozu ihm die thatsächlich auf ihm lastende
Ueberhäufung mit Geschäften einen unwiderleglichen
Vorwand gab. Dessenungeachtet bewies er dem Könige
die höchste Theilnahme und Rücksicht, und obgleich der
neue österreichische Minister, der von allen Seiten mit
Argusaugen bewacht wurde, in allen Gesprächen jede
politische Aeußerung auf das geflissentlichste vermied,
so glaube ich doch nicht zweifeln zu dürfen, daß er als

das Endziel seiner staatsmännischen Arbeit für sein neues Vaterland sich die Wiederaufnahme des großen Kampfes von 1866 vorbehielt, um Oesterreich dereinst wieder in seine deutsche Stellung zurückzuführen und Deutschland selbst in föderativer Einigung neu zu gestalten. Dem Könige versicherte er, daß er es für eine Ehrenpflicht Oesterreichs halte, nach Kräften, aber selbstverständlich auch nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse, für seine Sache zu wirken, und der König selbst setzte damals ein großes Vertrauen in die glückliche Erfüllung der Aufgabe, welche Herr von Beust sich gestellt, wenn er auch mit der äußersten Discretion alles behandelte, was Herr von Beust ihm über seine Absichten und die Mittel zur Erreichung derselben etwa gesagt haben mochte. Er bemerkte einmal, nachdem er sich in warmen Worten über den eminenten und weitblickenden Geist und die deutschen Gesinnungen des neuen österreichischen Ministers ausgesprochen:

„Montecuculi brauchte drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Herr von Beust braucht ebenfalls drei Dinge: erstens Zeit, zweitens Zeit und drittens Zeit. Wir alle müssen dazu beitragen, ihm diese Zeit zu ruhiger Arbeit zu schaffen, aber wir müssen auch unsererseits unsere Zeit uner-

müblich benutzen, um vorbereitet zum Handeln zu sein, wenn es noththut."

Die Umgebung des Königs vermehrte sich bald noch nach verschiedenen Richtungen hin. Zunächst für die diplomatische Thätigkeit wurde der Legationsrath Lumé de Luine aus Hannover, der Abkömmling einer französischen Emigrantenfamilie, nach Hietzing gerufen; außerdem erschien der Hauptmann von Düring mit einem Theile des letzten hannoverischen Truppencorps, welches noch bis zum Friedensschlusse mit den süddeutschen Staaten unter den Waffen gestanden hatte, in Wien. Die Geschichte dieses Corps ist eine fast romantische und militärisch merkwürdige. Der Hauptmann von Düring stand beim Ausbruche des Krieges mit einer kleinen Abtheilung in Emden und konnte die nach dem Süden marschirende Armee nicht mehr erreichen. Bei dem Anmarsch der Preußen wurde er zur Uebergabe aufgefordert; er verweigerte dieselbe indeß und erklärte, sich bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen, wenn man ihm nicht freien Abzug gestatte. Um unnützes Blutvergießen und einen verhängnißvollen Straßenkampf zu vermeiden, wurde diese Forderung bewilligt, da man preußischerseits wol dieses kleine Corps für ganz bedeutungslos hielt und nicht zweifelte, daß dasselbe inmitten des völlig von preu-

ßischen Truppen occupirten Landes sich sofort auflösen würde.

Herr von Düring zog von Emden ab. Er kleidete seine Soldaten in Civilanzüge, welche die Bauern lieferten, verschaffte sich auf einem in der Nähe liegenden Amtsbureau Paßformulare, welche er für seine Leute ausfüllte; darauf bestieg er mit denselben die Eisenbahn, fuhr durch Holland und Belgien nach Frankreich hinein, kehrte dann über die badische Grenze nach Deutschland zurück und gelangte mit seiner Truppe bis nach Frankfurt am Main, wo er sich — da er ja in die Capitulation von Langensalza nicht eingeschlossen war — zum Dienst in der Bundesarmee meldete.

Die Bevölkerung in Frankfurt nahm die Hannoveraner enthusiastisch auf. Schnell eingeleitete und reichergiebige Sammlungen setzten sie in den Stand, sich neu zu equipiren; der Herzog von Nassau rüstete sie mit Waffen aus, verschiedene Zuzügler stießen zu ihnen, und Herr von Düring wurde mit seiner kleinen, schnell wieder organisirten Truppe dem kurhessischen Corps angegliedert. Er gehörte zuletzt zur Besatzung von Mainz und unternahm aus dieser Festung mehrere kühne Ausfälle.

Als der Friede geschlossen war, löste er sein kleines

Corps auf; ein Theil seiner Soldaten kehrte nach der Heimat zurück, er selbst mit den übrigen kam nach Wien, um sich dem Könige zur Verfügung zu stellen und dessen Befehle einzuholen. Der König befahl dem Hauptmann von Düring, bei ihm zu bleiben, da er wünsche, diesen Offizier, der so große Unerschrockenheit und Energie und ein so außerordentliches militärisches Organisationstalent bewiesen, sich für die Zukunft zu reserviren; die mit demselben angekommenen Soldaten wurden in den nunmehr gebildeten Kanzleien, soweit sie dazu befähigt waren, oder im königlichen Hausdienst verwendet. Auch der Archivrath Klopp hatte sich in Wien eingefunden. Er fürchtete sich, nach Hannover zurückzukehren, in der Besorgniß, daß man ihn dort seine antipreußischen Schriften würde entgelten lassen, und bewarb sich um eine Stellung in der Redaction der österreichischen Adelszeitung „Vaterland", welche früher von dem aus Berlin herübergenommenen Dr. Hermann Keipp, dem frühern Herausgeber der „Berliner Revue", redigirt worden war. Er fand jedoch dort keine Verwendung, und der König befahl, daß er dem Kronprinzen Ernst August zu dessen weiterer Ausbildung geschichtliche Vorträge halten solle.

Der König hatte, um keinen Versuch zur Abwendung der fast unvermeidlich drohenden Katastrophe un-

geschehen zu lassen, an die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen, für welche er eine große Verehrung hegte und mit welcher er stets in den freundlichsten Beziehungen gestanden hatte, geschrieben, um ihre Vermittelung noch in der letzten Stunde zur Verständigung mit dem Könige von Preußen in Anspruch zu nehmen. Aber auch dieser Schritt blieb, wie es kaum anders zu erwarten war, zum Bedauern der Königin ohne Erfolg.

So kam denn die Publication des der preußischen Kammer vorgelegten Gesetzes über die Einverleibung des Königreichs Hannover heran, und es handelte sich nun zunächst und wesentlich darum, die diplomatischen Beziehungen und Verhältnisse der hannoverischen Armee in einer die thatsächlichen Verhältnisse ohne Anerkennung derselben berücksichtigenden und die persönlichen Interessen der Betheiligten schonenden Weise zu ordnen.

X.

Die diplomatische und militärische Frage nach der Annexion. — Abberufung der hannoverischen Gesandten. — Die Consulate. — Die englische Regierung übernimmt die Vermittelung zur Regelung der Vermögensangelegenheiten des Welfenhauses. — Rechtsverhältnisse und Schwierigkeiten der Regulirung. — Der König weist die Pfandnahme der nach England geführten Staatsgelder zurück. — Die Verhältnisse der hannoverischen Armee. — Die Frage der Entbindung vom Fahneneide. — Verhandlungen darüber mit der preußischen Regierung durch eine Commission von hannoverischen Offizieren. — Gründe des Königs, die generelle Entbindung vom Fahneneide zu verweigern und nur den einzelnen Offizieren den Abschied zu ertheilen. — Erklärung darüber an die englische Regierung und an die hannoverischen Offiziere. — Eine Anzahl derselben stellt sich dem Könige zur Verfügung. — Bestimmung des Königs hierüber. — Die geheimen Comités in Hannover und Organisation des Widerstandes. — Protest des Königs vor den europäischen Mächten und Proclamation an die Hannoveraner. — Falsche Maßregeln der untern preußischen Behörden. — Polizei. — Die Bureaukratie in partibus in Hietzing. — Bestimmung des Königs über meine Mission nach Paris.

Als das Gesetz über die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen proclamirt und von

allen europäischen Mächten diese Thatsache ohne Widerspruch anerkannt worden war, kamen die hannoverischen Gesandten natürlich in eine sehr peinliche Lage, und es kam darauf an, dieselben, ohne Alterirung des vom Könige eingenommenen Standpunktes, aus dieser Lage zu befreien. Der beste und einfachste, die persönlichen Interessen zugleich am meisten berücksichtigende und ihre Zukunft unter den entstandenen Verhältnissen am wenigsten präjudizirende Weg dazu schien ihre Abberufung durch den König zu sein, und gegen eine solche Aufhebung ihrer bisherigen Functionen konnte auch von dem Standpunkte der preußischen Regierung aus kaum eine Einwendung gemacht werden. Die hannoverischen Gesandten waren von einem im Vollbesitze seiner königlichen Rechte überall anerkannten Souverän bei den verschiedenen Höfen accreditirt, und wenn durch die preußische Einverleibung das Königreich Hannover nun zu existiren aufhörte, und also eine besondere politische Vertretung desselben nicht mehr anerkannt werden konnte, so blieben doch die persönliche königliche Würde und deren Ehrenrechte für den König Georg bestehen, und die Beziehungen, welche zwischen ihm und den europäischen Souveränen durch seine Gesandten vermittelt wurden, mußten in einer jener Würde entsprechenden Form ihre Lösung finden.

gefunden; damals aber waren sowol Herr von Beust als alle, welche auf ihn hofften, von frischem Muthe beseelt, und der Kaiser Franz Joseph betrat fest und entschlossen den Weg, welchen ihm sein neuer Rathgeber als nothwendig bezeichnet hatte. Herr von Beust mußte natürlich in der auswärtigen Politik sehr vorsichtig sein und die neugeschaffenen Verhältnisse zu Preußen und Deutschland mit äußerst zarter Hand anfassen. Er empfand wol am meisten die Verlegenheiten, welche für Oesterreich aus dem Aufenthalt des Königs in Wien entstehen mußten, da derselbe den Mittelpunkt einer gegen Preußen gerichteten Agitation bildete und da die preußische Regierung naturgemäß Oesterreich für alle feindlichen Schritte, welche von dort aus geschahen, verantwortlich machte. Er hielt sich deshalb möglichst zurück und vermied ein häufiges Erscheinen am Hofe zu Hietzing, wozu ihm die thatsächlich auf ihm lastende Ueberhäufung mit Geschäften einen unwiderleglichen Vorwand gab. Dessenungeachtet bewies er dem Könige die höchste Theilnahme und Rücksicht, und obgleich der neue österreichische Minister, der von allen Seiten mit Argusaugen bewacht wurde, in allen Gesprächen jede politische Aeußerung auf das geflissentlichste vermied, so glaube ich doch nicht zweifeln zu dürfen, daß er als

das Endziel seiner staatsmännischen Arbeit für sein neues Vaterland sich die Wiederaufnahme des großen Kampfes von 1866 vorbehielt, um Oesterreich dereinst wieder in seine deutsche Stellung zurückzuführen und Deutschland selbst in föderativer Einigung neu zu gestalten. Dem Könige versicherte er, daß er es für eine Ehrenpflicht Oesterreichs halte, nach Kräften, aber selbstverständlich auch nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse, für seine Sache zu wirken, und der König selbst setzte damals ein großes Vertrauen in die glückliche Erfüllung der Aufgabe, welche Herr von Beust sich gestellt, wenn er auch mit der äußersten Discretion alles behandelte, was Herr von Beust ihm über seine Absichten und die Mittel zur Erreichung derselben etwa gesagt haben mochte. Er bemerkte einmal, nachdem er sich in warmen Worten über den eminenten und weitblickenden Geist und die deutschen Gesinnungen des neuen österreichischen Ministers ausgesprochen:

„Montecuculi brauchte drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Herr von Beust braucht ebenfalls drei Dinge: erstens Zeit, zweitens Zeit und drittens Zeit. Wir alle müssen dazu beitragen, ihm diese Zeit zu ruhiger Arbeit zu schaffen, aber wir müssen auch unsererseits unsere Zeit uner-

gefunden; damals aber waren sowol Herr von Beust als alle, welche auf ihn hofften, von frischem Muthe beseelt, und der Kaiser Franz Joseph betrat fest und entschlossen den Weg, welchen ihm sein neuer Rathgeber als nothwendig bezeichnet hatte. Herr von Beust mußte natürlich in der auswärtigen Politik sehr vorsichtig sein und die neugeschaffenen Verhältnisse zu Preußen und Deutschland mit äußerst zarter Hand anfassen. Er empfand wol am meisten die Verlegenheiten, welche für Oesterreich aus dem Aufenthalt des Königs in Wien entstehen mußten, da derselbe den Mittelpunkt einer gegen Preußen gerichteten Agitation bildete und da die preußische Regierung naturgemäß Oesterreich für alle feindlichen Schritte, welche von dort aus geschahen, verantwortlich machte. Er hielt sich deshalb möglichst zurück und vermied ein häufiges Erscheinen am Hofe zu Hietzing, wozu ihm die thatsächlich auf ihm lastende Ueberhäufung mit Geschäften einen unwiderleglichen Vorwand gab. Dessenungeachtet bewies er dem Könige die höchste Theilnahme und Rücksicht, und obgleich der neue österreichische Minister, der von allen Seiten mit Argusaugen bewacht wurde, in allen Gesprächen jede politische Aeußerung auf das geflissentlichste vermied, so glaube ich doch nicht zweifeln zu dürfen, daß er als

das Endziel seiner staatsmännischen Arbeit für sein neues Vaterland sich die Wiederaufnahme des großen Kampfes von 1866 vorbehielt, um Oesterreich dereinst wieder in seine deutsche Stellung zurückzuführen und Deutschland selbst in föderativer Einigung neu zu gestalten. Dem Könige versicherte er, daß er es für eine Ehrenpflicht Oesterreichs halte, nach Kräften, aber selbstverständlich auch nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse, für seine Sache zu wirken, und der König selbst setzte damals ein großes Vertrauen in die glückliche Erfüllung der Aufgabe, welche Herr von Beust sich gestellt, wenn er auch mit der äußersten Discretion alles behandelte, was Herr von Beust ihm über seine Absichten und die Mittel zur Erreichung derselben etwa gesagt haben mochte. Er bemerkte einmal, nachdem er sich in warmen Worten über den eminenten und weitblickenden Geist und die deutschen Gesinnungen des neuen österreichischen Ministers ausgesprochen:

„Montecuculi brauchte drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Herr von Beust braucht ebenfalls drei Dinge: erstens Zeit, zweitens Zeit und drittens Zeit. Wir alle müssen dazu beitragen, ihm diese Zeit zu ruhiger Arbeit zu schaffen, aber wir müssen auch unsererseits unsere Zeit uner-

von dem Könige zur Empfangnahme bevollmächtigt wurden. Da nun solche „Lords of the Hanoverian Regency" nach der Annexion des Königreichs und nach der in England erfolgten Anerkennung derselben für die Englische Bank nicht mehr existirten, so nahm das Directorium der Bank Anstand, die Zinsen auszuzahlen, bis nicht auf gesetzmäßig gültige Weise und unter Anerkennung sämmtlicher Agnaten die neue Form der Quittungen festgestellt sein würde.

Was nun das im Königreich Hannover befindliche welfische Vermögen betraf, so bestand dasselbe außer angesammelten Kapitalien unter der Verwaltung der Kron- und Chatoullekasse zum größten und wesentlichsten Theile aus Domanialbesitz, dessen Aufkünfte zur Bestreitung der Bedürfnisse des königlichen Hofes verwendet wurden. Ursprünglich waren alle Domänen in den braunschweigisch-lüneburgischen Ländern Privatgüter des Welfenhauses gewesen; sie waren zur Zeit der absoluten Regierungen mit zu den Staatszwecken verwendet worden und in der spätern Verfassung als Staatsdomänen behandelt; dann hatte wieder jene heftig angefochtene, aber von den Ständen rechtsgültig beschlossene Ausscheidung eines bestimmten Domänencomplexes als reiner Familienbesitz des königlichen Hauses stattgefunden, und dieser ausgeschiedene Do-

manialcomplex bildete den Grundstock des königlichen Vermögens.

Da die preußische Regierung nun sogleich bei den ersten vorläufigen Besprechungen mit Lord Loftus erklärt hatte, daß sie es nicht für angemessen erachten werde, dem welfischen Hause namentlich bei einer feindlichen Stellung des Königs einen so bedeutenden Grundbesitz in dessen früherm Königreiche einzuräumen, daß sie vielmehr wünsche, ein Aequivalent für denselben in Geld festzustellen, so mußten nach all diesen Richtungen hin die anzubahnenden Vermögensverhandlungen viel Schwierigkeiten in der Lösung und Regelung der einschlagenden Fragen bieten. Dazu kam, daß die preußische Regierung die aus den öffentlichen Kassen nach London geführten Obligationen als widerrechtlich ihrem Besitz entzogen beanstandete, und daß sie später auch bei der Englischen Bank auf die Auszahlung der Zinsen des dort liegenden fideicommissarischen Vermögens einen Beschlag legen ließ, den die Englische Bank bis zur gerichtlichen Entscheidung respectiren zu müssen erklärte.

Schon vor der Annexion und unmittelbar nach derselben hatten sich große englische und pariser Häuser erboten, die in London liegenden Papiere anzukaufen. Der König hätte bei einem solchen Geschäft, welches

vielleicht das Opfer einiger Millionen Thaler gekostet, ein frei verfügbares Vermögen von ungefähr 21 Millionen erlangt, und die spätere preußische Beanstandung jener Papiere hätte sich gegenüber den Privatbesitzern, welche vor einer solchen Maßregel bona fide in deren Besitz gekommen wären, kaum aufrecht halten lassen. Jedenfalls wollten jene Häuser dieses Risico übernehmen. Der König hätte dann eine Erklärung erlassen können, daß er diese Gelder vorläufig als Ersatz für den ihm entzogenen Domanialbesitz betrachte und sich verpflichte, dieselben, wenn er den Besitz seines Königreichs wiedererlange, den öffentlichen Kassen gegen die Zurücknahme seiner Domänen wiederzuerstatten; er hätte dann keine Vermögensverhandlungen nöthig gehabt und sich auf den Standpunkt des beatus possessor gestellt. So viele Vortheile diese Offerten auch dem Könige für seine politische Position boten und so sehr sie ihm auch von finanzieller Seite empfohlen wurden, so lehnte er sie doch ohne jede Zögerung auf das allerentschiedendste ab, indem er erklärte, daß er niemals einen Heller von den Geldern, die dem hannoverischen Lande gehörten und die er nur, um sie unter den Kriegszuständen dem Lande zu retten, nach England habe bringen lassen, für sich in Besitz nehmen oder auch nur zeitweise verwenden werde. Selbst nach der Beanstandung der in

London befindlichen Papiere durch die preußische Regierung fanden sich große pariser Finanzmächte zu einer Erwerbung derselben, freilich unter etwas größern Opfern, bereit, und die französische Regierung zeigte sich geneigt, deren Ansprüche im Fall einer solchen Erwerbung gegen Preußen zu unterstützen; allein der König blieb bei seiner bestimmten Weigerung, auf eine solche Transaction einzugehen.

Alle diese so complicirten Verhältnisse führten zu langen Verhandlungen zwischen den vom Könige ernannten Bevollmächtigten, welche von dem englischen Botschafter diplomatisch vertreten wurden, und den preußischen Commissarien. Diese Verhandlungen wurden erst im September 1867 zum Abschlusse geführt, und werde ich später im Laufe dieser Aufzeichnungen ausführlich darauf zurückkommen; damals traten die Vermögensverhandlungen in Zusammenhang mit der Regulirung der Verhältnisse der hannoverischen Armee, welche den nächsten und dringendsten Gegenstand der Sorge des Königs bildete.

Die hannoverische Armee befand sich, als die Einverleibung des Königreichs in Preußen beschlossen und verkündet wurde, in einer ganz besondern und eigenthümlichen Lage. Die Offiziere und Unteroffiziere hatten nach der Capitulation von Langensalza, bei

welcher wol an die spätere Annexion des Königreichs noch nicht gedacht worden war, das Recht auf ihre vollen Competenzen und waren durch den Fahneneid dem Könige Georg verpflichtet. Die Capitulation von Langensalza enthielt keine Zeitbestimmung und konnte also nach der Ansicht des Königs durch später eintretende und mit dem Gegenstande der Capitulation selbst in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehende Ereignisse nicht aufgehoben werden. So richtig nun auch diese Anschauung vom streng juristischen Standpunkte aus erscheinen mochte, so konnte doch die preußische Regierung auf der andern Seite in einem von ihr eroberten und ihrer Monarchie einverleibten Lande nicht eine Armee unterhalten, welche durch den Fahneneid an einen Fürsten gebunden war, der sich offen als mit Preußen im Kriegszustande erklärte und gegen die geschehene Einverleibung feierlich protestirte. Die preußische Regierung sprach daher dem englischen Botschafter den Wunsch aus, daß der König Georg seine Armee, wie dies der Kurfürst von Hessen gethan, generell vom Fahneneide entbinden möge. Dies wurde dem Könige von Lord Stanley durch den Baron Blome mit dem Bemerken mitgetheilt, daß die englische Regierung Sr. Majestät die Erfüllung des preußischen Wunsches dringend empfehle, weil dadurch unbedingt

auch in den Verhandlungen über die Feststellung und Herausgabe des königlichen Vermögens ein um so bereitwilligeres Entgegenkommen der preußischen Regierung erreicht werden würde. Der König erklärte nun zwar sogleich, daß die Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse seines Hauses ihn in seinen Entschließungen über seine Armee niemals bestimmen könne, indeß erkannte er die unendlich schwierige Lage und den schweren Gewissenszwang an, worin sich seine Offiziere den neuen Verhältnissen gegenüber befanden, und war bereit, das Seinige zu thun, um sie aus einer so peinlichen Lage zu befreien. Der König wollte allen seinen Offizieren, welche ja zum großen Theil nicht in der Lage waren, sich eine unabhängige Existenz zu schaffen, die völlig freie Entschließung über ihre Stellung zu den neugeschaffenen Verhältnissen geben; er wünschte aber zugleich, auch denjenigen, welche in den preußischen Dienst nicht übertreten wollten, wenigstens die Vortheile dauernd zu sichern, welche ihnen die Capitulation von Langensalza gewährte. Der König erklärte daher in einer Depesche, welche Graf Platen am 23. November 1866 an den Baron Blome richtete, der englischen Regierung, daß er bereit sei, seine Armee vom Fahneneide zu entbinden, wenn von Preußen denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische

Dienste treten wollten, keinerlei Zwang auferlegt und ihnen ihre vollen Competenzen nach den Bestimmungen der Capitulation von Langensalza zugesichert würden.

Zu gleicher Zeit beauftragte der König den Generallieutenant von Arentschildt, sich nach Berlin zu begeben und unter Beirath einer militärischen Commission mit der preußischen Regierung über die Stellung der hannoverischen Armee zu verhandeln. Der Generallieutenant von Arentschildt hatte für diese Verhandlungen den Auftrag, vor allen Dingen die Aufrechthaltung der Capitulationsbedingungen von Langensalza ohne alle Einschränkung zu erstreben, sodann aber wenigstens zu erreichen, daß für diejenigen Offiziere und Unteroffiziere, welche nicht in preußische Dienste treten wollten, die in der Capitulation ihnen zugesicherten Competenzen als Pension festgesetzt würden. Der Generallieutenant von Arentschildt trat dem Befehle des Königs gemäß in diese Verhandlungen ein; die preußische Regierung verweigerte jedoch die unbedingte Anerkennung der Capitulation von Langensalza, konnte auch, wie oben schon bemerkt, von ihrem Standpunkte nicht anders handeln, und es kam nun darauf an, die möglichst günstigen Bedingungen für diejenigen Offiziere und Unteroffiziere zu erreichen, welche, obwol von dem Fahneneide, den sie dem Könige Georg geleistet, entbunden, den-

noch nicht in preußische Dienste zu treten gewillt sein würden.

Wie die Verhandlungen in Berlin verliefen, ist mir nicht bekannt; am 24. December aber erschien eine Deputation in Hietzing, welche aus den Obersten von Geyso, Cordemann und von Stolzenberg bestand und dem Könige im Namen der Armee die Bitte um die Entbindung vom Fahneneide aussprach. Von seiten des Generals von Arentschildt und der mit ihm in Berlin verhandelnden Commission war der Brigadegeneral von dem Knesebeck (nicht der bisherige Gesandte in Wien) abgeschickt, um über das Resultat der Verhandlung Bericht zu erstatten. Aus diesem Bericht entnahm der König, daß der General von Arentschildt zwar möglichst günstige Bedingungen für diejenigen Offiziere vereinbart hatte, welche in den preußischen Dienst übertreten würden, daß jedoch für diejenigen, welche dies nicht zu thun gewillt sein sollten, nichts abgemacht, und daß die Stellung der Unteroffiziere bei den Verhandlungen gar nicht berücksichtigt worden sei. Der König erklärte auf diesen Bericht, daß er unter solchen Bedingungen sich zu einer generellen Entbindung der Armee vom Fahneneide nicht verstehen könne, da er durch seine Bevollmächtigten nicht über den Uebertritt seiner Offiziere in preußische Dienste, sondern

vielmehr gerade umgekehrt nur über die möglichst große Sicherheit derjenigen, welche sich zu einem solchen Uebertritt nicht entschließen könnten, habe verhandeln wollen.

Zu gleicher Zeit war im Auftrage einer großen Anzahl jüngerer Offiziere der hannoverischen Armee der Rittmeister Volger vom Regiment der Garde-husaren an den König nach Hietzing abgesendet, um im Namen seiner Kameraden die Erklärung abzugeben, daß sie sämmtlich den dringenden Wunsch hätten, nicht in preußische Dienste zu treten, daß jedoch der größte Theil von ihnen unfähig sei, eine andere Carrière einzuschlagen oder unabhängig standesgemäß zu existiren; sie richteten deshalb an den König die Bitte, bei den Verhandlungen mit der preußischen Regierung vornehmlich dahin zu wirken, daß in Betreff des Uebertritts in den preußischen Dienst kein directer oder indirecter Zwang ausgeübt werde und daß wenigstens für diejenigen, welche nicht preußische Dienste nehmen wollten, die Bedingungen der Capitulation von Langensalza aufrecht erhalten werden möchten.

Der König war nun mit den in Berlin geführten Verhandlungen äußerst unzufrieden. Er hielt eine Conferenz zur Berathung und Beschlußfassung über den ihm über jene Verhandlungen erstatteten Bericht,

an welcher außer mir auch noch der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring als Vertreter der jüngern hannoverischen Offiziere theilnahmen. Graf Platen war zu jener Zeit in Hietzing nicht anwesend und zum Besuch seiner Familie nach Holstein gereist; dagegen war der Generaladjutant Oberst Dammers zu jener Zeit zur Berichterstattung bei dem Könige in Hietzing und nahm selbstverständlich an den Berathungen theil.

Bei dem von dem Könige eingenommenen Standpunkt erschien es in der That unmöglich, daß derselbe eine generelle Entbindung seiner Armee vom Fahneneide aussprechen könne, wenn ihm als Gegenleistung dafür nur günstige Bedingungen für den Uebertritt seiner frühern Offiziere in den preußischen Dienst gewährt wurden, da es ja umgekehrt nur in seinem Interesse liegen konnte und seiner Würde entsprach, jeden Zwang zu solchem Uebertritt fern zu halten. Sowol ich als der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring konnten daher dem Könige von der generellen Entbindung seiner Armee vom Fahneneide, welche die drei Obersten dringend von ihm erbaten, nur abrathen und ihm dagegen empfehlen, den Gewissenszwang der Offiziere in der Weise zu lösen, daß er jedem einzelnen, der um seinen Abschied einkam,

diesen gewährte; dadurch wurde, was die freie Entschließung der Offiziere betraf, dasselbe erreicht, der König hielt sich aber von dem Vorwurfe frei, daß er, um Vermögensvortheile zu erreichen, seine Offiziere gewissermaßen zum Eintritt in den preußischen Dienst gedrängt und ein Abkommen mit der preußischen Regierung getroffen habe, wobei diejenigen, welche nicht in den preußischen Dienst treten wollten, ebenso wie die Unteroffiziere, völlig unberücksichtigt geblieben seien.

Der König erließ daher das nachstehende Schreiben an den Generallieutenant von Arentschildt:

„Hietzing, den 24. December 1866.

„Mein lieber Generallieutenant von Arentschildt!

„Durch denjenigen Vortrag, welchen die Obersten von Stolzenberg, von Geyso und Cordemann mir am heutigen Tage über die Verhältnisse meiner Armee gehalten haben, fühle ich mich nicht bewogen, meine Armee des Fahneneides zu entbinden, weil die Verhältnisse derjenigen meiner Offiziere und Unteroffiziere, welche nicht in preußische oder andere Kriegsdienste treten wollen, in einer der Billigkeit und dem Rechte gemäßen Weise nicht geordnet worden sind.

„Dagegen verfüge ich hierdurch, daß alle diejenigen meiner Offiziere, Armeebeamten, Unteroffiziere, Corporale, Musiker und Soldaten, welche ihre Entlassung wegen ihrer Verhältnisse zu haben wünschen, dieselbe erhalten sollen.

„Ich will daher, daß Sie in geeigneter Weise bekannt machen:

1. Jeder Offizier und Armeebeamte, welcher Ihnen sein Abschiedsgesuch einreicht, soll den Abschied von Ihnen in meinem Auftrage ausgefertigt erhalten.
2. Diejenigen Unteroffiziere, Corporale, Musiker und Soldaten, welche ihren Abschied zu haben wünschen, können Sie ebenfalls in meinem Auftrage entlassen.

„Sie haben mir durch meinen Generaladjutanten am 15. Januar 1867 ein Namensverzeichniß aller derjenigen Individuen einzureichen, welchen Sie den Abschied oder die Entlassung ertheilt haben.

„Den Modus der Verabschiedung überlasse ich Ihnen.

Ich verbleibe

Mein lieber Generallieutenant

Ihr freundlich wohlgeneigter

(Gez.) Georg Rex."

„Die Allerhöchsteigenhändige Unterschrift Sr. Majestät des Königs wird hierdurch von mir bescheinigt.

(Gez.) Dammers.
Oberst. Generaladjutant."

Zugleich ließ der König durch den Geheimen Cabinetsrath Lex an den Baron Blome zur Mittheilung an die englische Regierung das nachstehende Schreiben richten:

„Hietzing, den 26. December 1866.
Sr. Hochwohlgeboren
dem Königlichen Gesandten u. s. w.
Herrn Baron O. von Blome
in London.

„Ew. pp.
habe ich auf Befehl Sr. Majestät des Königs über den Abschluß der Verhältnisse der hannoverischen Armee ergebenst Mittheilung zu machen, da Se. Excellenz der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich auf kurze Zeit in Holstein befindet.

„Es ist Ew. pp. durch die Depesche des Herrn Grafen Platen-Hallermund vom 23. November c. eröffnet worden, daß Se. Majestät der König bereit sei, Seine Armee vom Fahneneide zu entbinden,

wenn von Preußen denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische Dienste treten wollen, keinerlei Zwang auferlegt, ihnen vielmehr die Zahlung der Competenzen (Gesammtbezüge) lebenslänglich als Pension zugesichert würde.

„Ew. pp. haben diesen Beschluß Sr. Majestät dem königlich großbritannischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch Ihre Note vom 27. November c. mitgetheilt und hat der letztere sich mit demselben nicht nur einverstanden erklärt, sondern auch versprochen, eine solche Lösung der Armeefrage in Berlin zu befürworten.

„Nachdem nun der Generallieutenant von Arentschildt als commandirender General der hannoverischen Armee von Langensalza mit der preußischen Regierung über die Verhältnisse der hannoverischen Armee vergeblich zu verhandeln versucht hat, ist von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, ohne Berücksichtigung der durch die Capitulation von Langensalza für die hannoverische Armee erworbenen Rechte, definitiv über deren Verhältnisse Verfügung getroffen und diese Verfügung in einer Bekanntmachung des preußischen Generalgouverneurs von Voigts-Rhetz publicirt worden.

„In den Bestimmungen dieser Verfügung sind,

wie Ew. pp. sich überzeugen werden, nur diejenigen Offiziere berücksichtigt, welche in preußischen Dienst treten, oder zur Erreichung höherer Bezüge den preußischen Fahneneid leisten wollen. Auf diejenigen Offiziere aber, welche nicht in preußischen Dienst treten wollen und deren Interesse Sr. Majestät dem Könige ausschließlich am Herzen liegt, ist gar keine Rücksicht genommen, und ebenso ist für die Unteroffiziere gar nichts geschehen.

„Damit ist also festgestellt, daß von Preußen diejenigen Bedingungen, welche Se. Majestät unter vollständiger Billigung des Lords Stanley für die generelle Entbindung Allerhöchstseiner Armee vom Fahneneide gestellt hatte, nicht erfüllt worden sind und nicht erfüllt werden sollen, und zugleich zweifellos constatirt, daß eine Regelung der Militärfrage auf der früher in Aussicht genommenen Basis unmöglich sei.

„Se. Majestät der König hat deshalb sich nicht bewogen finden können, seine Armee vom Fahneneide zu entbinden.

„Dagegen aber hat der König in Berücksichtigung der traurigen Lage der vermögenslosen Offiziere und Unteroffiziere beschlossen, allen Angehörigen Allerhöchstseiner Armee auf deren Gesuch den Abschied zu ertheilen, und zur Ausführung dieses Beschlusses

dem Generallieutenant von Arentschildt den abschriftlich angeschlossenen Befehl zugehen lassen.

„Se. Majestät haben damit bewiesen, wie sehr Allerhöchstdieselben sich lediglich von der Rücksicht auf das Wohl Ihrer Armeeangehörigen leiten lassen, indem sie jedem derselben die völlige Freiheit geben, sich unter den gegenwärtigen Zuständen nach seinen persönlichen Verhältnissen seine Existenz sichern zu können.

„Ew. pp. wollen dies dem Lord Stanley gegenüber unter Mittheilung der vorstehenden Thatsachen besonders hervorheben.

„Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. pp.

ganz gehorsamster

(Gez.) Dr. Lex."

Nach diesen Bestimmungen wurden denn auch die schwebenden Verhältnisse geordnet. Der König von Preußen, in Anerkennung der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fahneneides, genehmigte, obgleich die Annexion schon erfolgt war, die nachträgliche Abschiedsertheilung des Königs Georg an diejenigen Offiziere, welche dieselbe nachsuchten, und der erhaltene Abschied mußte von denen, welche sich zum Eintritt in den preußischen Dienst meldeten, als Nachweis ihrer Be-

freiung von den Verpflichtungen des hannoverischen Fahneneides beigebracht werden. Der König handelte hierin, wie auch preußischerseits durch die angenommene, ja sogar geforderte nachträgliche Abschiedsertheilung an die frühern hannoverischen Offiziere anerkannt wurde, durchaus correct und würdig; seine Sache konnte es unmöglich sein, für seine Offiziere mit der preußischen Regierung vortheilhafte Bedingungen für deren Eintritt in den preußischen Dienst zu vereinbaren, und da die von ihm ernannte Commission für diejenigen, welche nicht in den preußischen Dienst treten wollten, nichts erreicht hatte, so blieb ihm kein anderer Entschluß übrig, als durch einen selbständigen Act jedem einzelnen in der Abschiedsertheilung die völlig freie Entschließung wiederzugeben.

Von gewisser Seite und zwar nicht von Preußen aus, wo man besonders in militärischen Kreisen die Haltung des Königs vollkommen begriff und würdigte, wurden die getroffene Maßregel und ihre Beweggründe lebhaft angegriffen und verdächtigt; man verbreitete in Hannover das Gerücht, der König habe sich jeder Befreiung seiner Offiziere von dem ihnen durch den Fahneneid auferlegten Gewissenszwang hartnäckig und eigensinnig widersetzt, und die Umgebung des Königs, der man ja gewohnt war, alles Misliebige schuld zu

geben, habe ihn in diesem Eigensinne bestärkt. Es erschienen in diesem Sinne Artikel in den hannoverischen Zeitungen und es wurde in diesen Artikeln besonders hervorgehoben, daß die nach Hietzing entsendeten Obersten und der als Berichterstatter der Commission abgeschickte General von dem Knesebeck nur mit großer Mühe und durch die energischsten Vorstellungen den König bewogen hätten, die Offiziere von ihrem peinlichen Gewissenszwange zu befreien.

Dem Könige lag nun vor allem daran, die Mitglieder seiner frühern Armee vollkommen über seine Gesinnungen und die Beweggründe seiner Entschließungen aufzuklären. Er dictirte daher ein ausführliches Referat über die stattgehabte Conferenz, und ich lasse dasselbe hier folgen, um jene Vorgänge, welche auch bis heute noch vielfachen Misdeutungen unterworfen sind, völlig klar zu stellen. Das mir vorliegende Concept des Referats ist vom Könige unterzeichnet; es wurden zahlreiche Abdrücke desselben hergestellt, welche der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring als Zeugen unterschrieben und welche dann vertraulich unter die hannoverischen Offiziere vertheilt wurden, um diesen wenigstens keinen Zweifel über die Haltung ihres frühern Königs und Kriegsherrn zu lassen.

Jene vom Könige beglaubigte Darstellung lautete:

„In öffentlichen Blättern sind über die Allerhöchste Entschließung Sr. Majestät des Königs, nach welcher jeder Offizier der hannoverischen Armee, welcher wegen seiner Verhältnisse den Abschied zu haben wünscht, denselben erhalten, und ebenso jeder Armeeangehörige auf seinen Wunsch entlassen werden soll, völlig irrige Angaben verbreitet. Es ist angegeben worden, die in Hietzing anwesende Deputation, bestehend aus den Obersten von Geyso, Cordemann und von Stolzenberg, habe durch energische Vorstellungen jene Entschließung Sr. Majestät erreicht, gegen den Widerstand des Grafen Platen, des Regierungsraths Meding, des Dr. Klopp und der Offiziere Rittmeister Volger und Hauptmann von Düring.

„Der wahre Sachverhalt ist folgender:

„Se. Majestät der König, durchdrungen von der unanfechtbaren Rechtsbeständigkeit der in der Capitulation von Langensalza für die hannoverische Armee stipulirten Bedingungen, hatte dem Generallieutenant von Arentschildt unter Beirath einer Commission befohlen, mit allen Rechtsmitteln zunächst die Aufrechthaltung der Capitulationsbedingungen zu versuchen.

„Als es zweifelhaft wurde, ob die auf andern

Gebieten bereits aufgehobene Capitulation von Langensalza in Bezug auf die Competenzen der Offiziere und Unteroffiziere gehalten werden würde, war Se. Majestät der König, Allerhöchstwelcher bei der Behandlung dieser ganzen Frage lediglich und ausschließlich von der Rücksicht auf das Wohl seiner Armee geleitet wurde, sogleich entschlossen, jeden Offizier und Unteroffizier durch Ertheilung des Abschiedes aus allem Gewissenszwange zu befreien und ihnen die freie Entschließung zu gestatten, ihre Zukunft ihren Verhältnissen gemäß zu wählen.

„Da es jedoch sehr im Interesse der Armee lag, vor allem denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische Dienste treten wollten, ihre Competenzen zu sichern, so war Se. Majestät der König auch bereit, eine generelle Eidesentbindung der Armee auszusprechen, wenn Preußen sich bündig verpflichten wollte, auf die Entschließungen der Offiziere und Unteroffiziere keinerlei Zwang auszuüben und denjenigen, welche nicht in preußische Dienste treten würden, ihre vollen Competenzen bis an ihr Lebensende als Pension zu belassen und sicherzustellen.

„Auf dieser Grundlage allein erhielt der Generallieutenant von Arentschildt und die Commission die

Autorisation zu Verhandlungen und zwar nach sehr genau bestimmter Instruction.

„Die Commission schickte den General von dem Knesebeck nach Hietzing zu Sr. Majestät, um sich eine allgemeine Vollmacht zu Verhandlungen mit Preußen zu erbitten, wobei es sich nach den Erklärungen des Generals von dem Knesebeck herausstellte, daß es die Absicht der Commission war, wesentlich auch über den Uebertritt der hannoverischen Offiziere in die preußische Armee zu verhandeln.

„Se. Majestät der König ertheilte diese Vollmacht nicht, weil Allerhöchstderselbe zum Uebertritt seiner Offiziere in den preußischen Dienst keinerlei Autorisation oder Aufmunterung geben wollte, vielmehr die generelle Eidesentbindung ganz ausschließlich nur dann auszusprechen entschlossen war, wenn allen Offizieren, die nicht übertreten würden, die vollen Competenzen ohne Bedingung als Pension gesichert werden würden. Der König erklärte dies dem General von dem Knesebeck auf das bestimmteste, verbot alle Verhandlungen über den Uebertritt in den preußischen Dienst, und sendete dem General von Arentschildt den gemessenen Befehl, sich lediglich an die früher erhaltene Instruction zu halten.

„Nach den in Berlin gepflogenen Verhandlungen

machte der preußische Generalgouverneur eine königl. preußische Verordnung über die Grundsätze bekannt, nach welcher die preußische Regierung die Verhältnisse der hannoverischen Armee zu behandeln unwiderruflich entschlossen sei.

„Unmittelbar darauf erschienen bei Sr. Majestät die Obersten von Geyso, von Stolzenberg und Cordemann, um im Auftrage des Generallieutenants von Arentschildt und der Commission Bericht zu erstatten und Sr. Majestät Entschließungen einzuholen.

„Aus dem Vortrage der deputirten drei Obersten ergab sich, daß die Commission in Berlin in erster Reihe über den Uebertritt hannoverischer Offiziere verhandelt hatte, und Se. Majestät sprach darüber unverhohlen Allerhöchstsein Befremden und Misfallen aus. Obwol nun auch aus der Bekanntmachung des preußischen Generalgouverneurs klar hervorging, daß keine einzige der von Sr. Majestät gestellten Bedingungen auch nur annähernd erfüllt sei, beantragten die Deputirten dennoch auf das dringendste die generelle Eidesentbindung mit der Erklärung, daß dies der allgemeine Wunsch der Armee sei. Se. Majestät der König konnte aber, nach den von Allerhöchstdenselben streng festgehaltenen

Grundsätzen, nunmehr, — nachdem die Capitulation von Langensalza unwiderruflich aufgehoben und keine Bedingung zu Gunsten der Nichtübertretenden erfüllt war, nichts anderes thun, als die generelle Eidesentbindung bestimmt abzulehnen und den von Allerhöchstdenselben für einen solchen äußersten Fall längst vorgesehenen Schritt der Ertheilung des Abschiedes an jeden, der entlassen zu werden wünschte, zu befehlen. Dies geschah unter Beistimmung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen, Höchstwelcher im Interesse der Armee den dringenden Wunsch aussprach, daß eine allgemeine Eidesentbindung nicht erfolgen möge.

„Den Bitten der Commissionsdeputirten um generelle Eidesentbindung schloß sich der Generaladjutant Oberst Dammers an, während der Regierungsrath Meding, der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring auf das entschiedenste die Maßregel vertheidigten, welche von Sr. Majestät dem Könige bereits vorgesehen war, und nunmehr auch befohlen wurde.

„Der Staatsminister Graf Platen, welcher zur Zeit bei seiner Familie in Holstein verweilte, und der Archivrath Klopp, welcher lediglich wegen der Geschichtsvorträge bei Sr. königl. Hoheit dem Kron-

prinzen in Hietzing ist und mit der fraglichen Angelegenheit gar nichts zu thun hat, waren bei dieser Verhandlung gar nicht anwesend.

„Se. Majestät erließ hierauf das unten angeführte Allerhöchste Handschreiben an den Generallieutenant von Arentschildt, aus dessen nicht publicirtem Eingange die Gründe der Allerhöchsten Entschließung sich ergeben, und aus welchem klar hervorgeht, daß der Uebertritt hannoverischer Offiziere in den preußischen Dienst nicht der Wunsch Sr. Majestät sein kann.

„Dies ist der wahrheitsgemäße Hergang der Sache. Aus demselben ergibt sich, daß alle über die Angelegenheit in öffentlichen Blättern erschienenen Berichte tendenziöse Entstellungen der Wahrheit sind.

Genehmigt
G. R.

(Gez.) A. v. Düring. Hauptmann.

(Gez.) Volger. Rittmeister."

Es liegt mir ganz besonders daran, daß gerade in Bezug auf diese Verhältnisse auf das historische Bild des in allen militärischen Ehrensachen so scrupulös gewissenhaften Königs kein Schatten falle, und ich bin überzeugt, daß nach den vorstehenden ausführlichen

Darlegungen niemand über die Beweggründe für die Haltung und den Entschluß des Königs im Zweifel sein kann.

Der König lehnte es ab, die Entbindung seiner Armee vom Fahneneide von irgendwelchen Rücksichten über die Vermögensrechte seines Hauses abhängig zu machen.

Er lehnte es ab, Bedingungen für den Eintritt in den preußischen Dienst zu vereinbaren.

Er versuchte, soviel an ihm lag, die Vortheile der Capitulation von Langensalza denjenigen zu sichern, welche keine preußischen Dienste nehmen wollten.

Endlich, als dies von seinen Bevollmächtigten nicht erreicht worden war, gab er durch die Abschiedsertheilung allen seinen Offizieren ihre Gewissensfreiheit in einer der Heiligkeit des Fahneneides entsprechenden Weise zurück, und dieses Verfahren fand die Billigung und Anerkennung der preußischen Regierung, obgleich dieselbe im allgemeinen nach der Annexion dem Könige die Ausübung staatsrechtlicher Souveränetätsrechte nicht mehr zugestand.

Der Rittmeister Volger richtete aber nun im Auftrage zahlreicher Kameraden an den König weiter die Frage, was Se. Majestät denselben für die Zukunft befehle und rathe; er erklärte, daß eine beträchtliche Anzahl von Offizieren fest entschlossen sei, weder in

der preußischen noch in einer andern Armee Dienste zu nehmen, sondern sich zur Verfügung des Königs zu halten, wenn derselbe ihrer Dienste für die Zukunft bedürfen sollte. Unter den so gesinnten Offizieren befänden sich aber sehr viele, welche die Mittel zu einer selbständigen, wenn auch noch so einfachen und beschränkten Existenz nicht besäßen; sie müßten also, wenn sie sich von andern Diensten zurückhielten, entweder nach Amerika auswandern, oder sich in anderer ihrem Stande nicht entsprechender und ihre Freiheit beschränkender Weise die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen suchen. Der Rittmeister Volger hat deshalb den König um dessen Erklärung, ob er für die Zukunft noch der Dienste der sich ihm zur Verfügung stellenden Offiziere bedürfe und ob er irgendetwas für deren materielle Existenz thun wolle und könne.

Der König erklärte hierauf sogleich, daß er dringend wünsche, sich eine möglichst große Anzahl seiner Offiziere für die Zukunft zu erhalten, da er entschlossen sei, unermüdlich für sein Recht einzutreten, und da er überzeugt sei, daß eine Zeit kommen werde, in welcher er dies mit den Waffen in der Hand werde thun müssen. Er erklärte ferner, daß er, obgleich seine Mittel beschränkt seien, dennoch bereit sei, alles, was er vermöge, zu thun, um die äußere Stellung der ihm

treu bleibenden Offiziere wenigstens vor Mangel zu sichern.

Es wurde darauf unter Berücksichtigung der dem Könige für den Augenblick zu Gebote stehenden beschränkten Mittel festgestellt, daß jedem Offizier, der nicht seinen Abschied nehmen, sondern sich für den Dienst des Königs zur Verfügung stellen würde, ein jährliches Einkommen von 500 Thalern gesichert werden solle, und zwar in der Weise, daß der König für einen jeden die Differenz zuschießen würde, welche ihm an der bezeichneten Summe fehle. Jeder Offizier sollte den dazu vom Könige bestimmten Vertrauenspersonen auf sein Ehrenwort angeben, wieviel jährliche Einnahme er aus Vermögensrenten oder aus dem Ertrage irgendwelcher Beschäftigung jährlich beziehe, und was nach dieser Angabe an dem Jahresbetrage von 500 Thalern fehle, würde der König ihm zahlen lassen, sodaß also Offiziere, welche 500 Thaler und mehr Einnahmen hatten, vom Könige gar nichts erhielten, diejenigen aber, welche gar keine persönlichen Einkünfte besaßen und auch keine gewinnbringende Beschäftigung finden konnten, Anspruch auf die Zahlung der vollen Summe von 500 Thalern hatten. Der König vollzog eine Erklärung in diesem Sinne, und der Rittmeister Volger übernahm es, in ganz vertraulicher Weise seinen Kame-

raden in Hannover von dieser königlichen Entschließung Mittheilung zu machen.

Es war eine nicht gar zu große Anzahl meist jüngerer Offiziere, welche infolge dessen dem Könige zur Verfügung blieben. Die verfügbaren Mittel des Königs wurden dadurch nicht zu sehr belastet, da gerade viele der wohlhabendern jungen Offiziere in dieser Weise sich dem Könige zur Disposition stellten und auch von den übrigen nur wenige so ganz ohne persönliche Mittel waren, daß sie den vollen Betrag des zugesicherten Jahreseinkommens in Anspruch nehmen mußten.

Selbstverständlich nahmen diese Offiziere den Abschied nicht und meldeten sich auch nicht zu der von der preußischen Regierung angebotenen Pensionirung, sie blieben vielmehr dem Könige durch den Fahneneid verbunden und waren verpflichtet, jeden Befehl ohne Rücksicht auf irgendeine Gefahr auszuführen. Dieses kleine Corps war jedenfalls für alle Eventualitäten der Zukunft eine große Macht, denn mit einer Anzahl muthiger, begeisterter, zu rücksichtslosem Gehorsam entschlossener junger Leute wird oft das fast unmöglich Scheinende ausführbar. Dies zeigte sich auch in diesem Falle vielfach in der überraschendsten Weise. Das kleine Offiziercorps, über welches der König im

Stillen verfügte und welches mit militärischer Pünktlichkeit und Unerschrockenheit alle Dispositionen ausführte, bildete den Kern jener Agitation, welche während der nächsten Jahre die ganze Macht der preußischen Behörden in Hannover beschäftigte und deren Fäden sich dennoch immer wieder der schärfsten Ueberwachung entzogen. Es wurde im Königreiche Hannover ein geheimes Comité constituirt, welches im ganzen Lande seine Verzweigungen hatte und im Stande war, auf der Stelle jeden Befehl des Königs ausführen zu lassen.

An der Spitze dieser geheimen Regierung stand eine Persönlichkeit von großer Intelligenz und Gewandtheit, welche von einer Art Adjutantur von jungen, thätigen und entschlossenen Männern umgeben war. Jede Provinz hatte einen dirigirenden Chef und das ganze Land wurde dem System der preußischen Landwehr während der Napoleonischen Zeit entsprechend in zehn Arrondissements und vierzig Cantons eingetheilt, in welchen Offiziere und Unteroffiziere stationirt waren, welche nicht nur den Geist des Widerstandes in der Bevölkerung zu beleben und zu organisiren, sondern auch genaue Berichte über alles, was vorging, zu erstatten hatten. Das geheime Comité hatte seine Verbindungen in der Presse und disponirte auch über eine

nicht unbeträchtliche Anzahl von Beamten der Eisenbahn und der Telegraphie, sowie es auch seine Verzweigungen bis in die Bureaux der preußischen Regierung hinein ausdehnte.

Es waren ungefähr hundert Offiziere und tausend Unteroffiziere, welche auf diese Weise über das Land vertheilt wurden, und sie hatten auch besonders eine genaue Verbindung mit den alten Soldaten der hannoverischen Armee zu unterhalten, um denselben für den Fall, daß der König einmal zu den Waffen rufen sollte, sofort die nöthige Direction zu geben.

Als nun das Gesetz über die Einverleibung Hannovers in Preußen proclamirt und die preußische Besitzergreifung erfolgt war, erließ der König eine feierliche Protestation, welche an alle europäischen Mächte übersendet wurde, und zugleich eine Proclamation an die Hannoveraner, in welcher er erklärte, daß er an seinen Rechten unverbrüchlich festhalte, und seine Unterthanen aufforderte, ihm trotz der Ungunst der Zeit ihre Treue zu bewahren. Diese letztere Proclamation war vom Kronprinzen mit unterzeichnet; der Protest bei den europäischen Mächten trug die Contrasignatur des Grafen Platen als Minister des Auswärtigen. Beide Actenstücke sind in der damaligen Zeit öffentlich bekannt geworden, sie gehören der all=

gemeinen Geschichte an und ich habe deshalb nicht nöthig, ihren Wortlaut in diesen Aufzeichnungen noch einmal zu wiederholen.

Der Protest fand von seiten der Mächte, obwol dessen Annahme nicht verweigert wurde, keine Beantwortung, wie sich dies ja von selbst verstand; er sollte auch eben nur eine Rechtsverwahrung sein, um den von dem Könige eingenommenen Standpunkt öffentlich klar zu stellen. Was die Proclamation an die Hannoveraner betraf, so gab sie Gelegenheit zu einer ersten Probeleistung des geheimen Comité, und die Probe fiel in der That überraschend aus; denn die königliche Proclamation wurde in einer und derselben Nacht im ganzen Königreiche Hannover fast ohne Ausnahme an allen Kirchen und öffentlichen Gebäuden angeschlagen und zugleich in zahlreichen Exemplaren auf die Straßen und Wege geworfen.

Die Bewegung im Lande war groß und in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Die Unzufriedenheit mit den neuen Verhältnissen wurde durch manche entschieden ungeschickte Maßregel der untern Organe der preußischen Regierung genährt und verstärkt. Denn während der König von Preußen der Deputation, welche bei ihm erschienen war, um die Erhaltung einer selbständigen Existenz Hannovers im Norddeutschen

Bunde zu erbitten, sehr ernst und bewegt erklärt hatte, daß er nur schmerzlich widerstrebend das als politisch nothwendig Erkannte durchzuführen sich gezwungen sehe; während er ausdrücklich der treuen Liebe und Anhänglichkeit der Hannoveraner für die welfische Dynastie seine ehrende Anerkennung aussprach, und gerade auf diese Anhänglichkeit die Hoffnung baute, daß künftig, wenn die Zeit der schmerzlichen Erschütterung vorüber sei, die Hannoveraner auch seinem Hause ebenso viel Treue und Anhänglichkeit beweisen würden, — gingen namentlich die untern preußischen Polizeibehörden mit kleinlichen und vexatorischen Maßregeln gegen die Kundgebungen der Trauer und der liebevollen Erinnerung an das Welfenhaus vor, indem sie zum Beispiel mit großer Strenge die Bilder der königlichen Familie aus allen Schaufenstern entfernen ließen. Dies reizte und erbitterte um so mehr, als gerade ein großer Theil derjenigen, welche ihre liebevoll wehmüthige Erinnerung an das Welfenhaus offen und deutlich zeigten, durchaus von jeder agitatorischen Absicht frei war und sich der neuen Ordnung der Dinge wenn auch in schmerzlicher Ergebung ruhig gefügt hätte. Viele von ihnen wurden durch die scharfen Maßregeln, welche man gegen auch an sich unschuldige Dinge ergriff, erbittert und der Agitation zuge-

führt. Das geheime Comité und die eigentlich conspiratorische Organisation hielt sich von jeden Demonstrationen sorgfältig fern und vermied jeden Conflict mit den preußischen Behörden.

Neben diesen kleinen erbitternden Maßregeln zeigte die preußische Regierung auf der andern Seite eine zu große, fast sorglose Sicherheit. Fast alle hannoverischen Polizeibeamten wurden auch in der zur Bekämpfung der welfischen Agitation aufgebotenen preußischen Polizei weiter verwendet, ja es wurden frühere hannoverische Soldaten zu solcher Dienstthätigkeit herangezogen und unter diesen manche, welche unmittelbar der geheimen Organisation angehörten; durch diese Organe gelangte die preußische Regierung nur selten in Besitz der Fäden, welche eine eigene neuorganisirte Polizei vielleicht in ihre Hände gebracht haben würde, während umgekehrt das geheime Comité auf das ausführlichste und genaueste schon vorher über alle zu treffenden Maßregeln unterrichtet war und regelmäßig darüber nach Hietzing Bericht erstattete. Es war die Einrichtung getroffen, daß auf anscheinend harmlose, Familienangelegenheiten oder kaufmännische Geschäfte betreffende Briefe, welche über Frankfurt am Main, München, ja selbst über Berlin nach Hietzing gelangten, die eigentlichen politischen Mittheilungen mit einer

chemischen Tinte geschrieben wurden, welche nur durch die Verdampfung einer besondern Flüssigkeit sichtbar wurde; außerdem waren selbst auf den Bureaux in Hietzing die in Hannover agirenden Persönlichkeiten unbekannt und wurden in den Berichten nur durch eine Ziffer bezeichnet, sodaß selbst in dem wenig wahrscheinlichen Falle der Entdeckung dieser geheimen Correspondenz die eigentlichen Fäden niemals bloßgelegt werden konnten.

Die Correspondenzen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten in die Hände der preußischen Regierung geriethen und infolge deren auch mehrere Personen verhaftet und eine Reihe von Processen angestrengt wurden, berührten niemals den eigentlichen Kern der Sache; die Personen, welche man verhaftete, waren ohne Bedeutung, und ihre Thätigkeit war stets nur eine demonstrative gewesen. Es wurde streng das Princip festgehalten, daß jeder nur das wußte, was ihm zur Erfüllung seiner Aufgabe zu wissen absolut nöthig war, und der König selbst kannte in den meisten Fällen die Mittel und Wege nicht, durch welche seine Befehle zur Ausführung gebracht wurden.

So war denn nun alles vorbereitet, um den Riesenkampf, den der König beschlossen, aufzunehmen. Selten hat vielleicht eine tiefer greifende Veränderung stattge-

funden, als sie uns, die wir das Schicksal des Königs zu theilen für unsere Pflicht hielten, in jener Zeit während des Laufes weniger Monate getroffen; aus den Dienern der legitimsten Monarchie waren wir plötzlich zu Verschwörern geworden — von der sichern und anerkannten Stellung in der Gesellschaft waren wir herabgedrückt zu einer heimatlosen, verfehmten Existenz, und unsere Thätigkeit im Dienste des Königs, welche vor kurzem noch durch ehrende Anerkennung belohnt worden wäre, mußte uns nun auf jedem Schritt in Conflict mit den preußischen Strafgesetzen bringen. Graf Platen konnte sich in diese Veränderung nur schwer finden, ja er schien dieselbe zuweilen kaum zu begreifen.

In den Bureaux in Hietzing entwickelte sich ein bureaukratischer Geist, welcher auf mich einen wehmüthigen und komischen Eindruck zugleich machte. Es waren dort die verschiedenen Ressorts der Staatsverwaltung beibehalten und arbeiteten mit pedantischer Wichtigkeit weiter, als ob eben alles noch in der alten Ordnung sei, was denn natürlich häufig zu kleinen Reibungen und Streitigkeiten Veranlassung gab, da die einzelnen Abtheilungen dieser Regierung in partibus nicht wenig eifersüchtig auf ihre Ressortcompetenz waren. Der König selbst faßte seine Lage am klarsten.

